

4272

120
11

Die Vertheilung liegt beim:

A. Reußners Gesammelte Gedichte.

8. Band. Gedichte. A. 230. Stuttgart, A. 2. 10.

Die Gedichte A. Reußners, die hier gesammelt vorliegen, haben schon früher die Anerkennung bedeutender literarischer Gelehrten gefunden. In dem vorliegenden Bande sind die Gedichte, die in den Jahren 1867 bis 1877 in einer sehr ansehnlichen Anzahl von Zeitschriften, in denen die gesammelte Gedichte, unter der Aufsicht des Herausgebers, erschienen sind, abgedruckt. Ihnen sind eine Anzahl von Gedichten, die in den Jahren 1878 bis 1880 in den Zeitschriften erschienen sind, hinzugefügt. Die Herausgeber haben die Gedichte, die in den Jahren 1878 bis 1880 in den Zeitschriften erschienen sind, in dieser Ausgabe mitgeteilt. Die Herausgeber haben die Gedichte, die in den Jahren 1878 bis 1880 in den Zeitschriften erschienen sind, in dieser Ausgabe mitgeteilt.

Die Herausgeber haben die Gedichte, die in den Jahren 1878 bis 1880 in den Zeitschriften erschienen sind, in dieser Ausgabe mitgeteilt. Die Herausgeber haben die Gedichte, die in den Jahren 1878 bis 1880 in den Zeitschriften erschienen sind, in dieser Ausgabe mitgeteilt.

Verlag von **H. Dannenberg** in Stettin.

Stuttgarter Verlags-Gesellschaft
Stuttgart, d. 24. 1878.

84,080

S t r e i f z ü g e

von

Julius Faucher.

Streifzüge

durch

die Küsten und Inseln des Archipels

und

des Ionischen Meeres

von

Julius Faucher.



Berlin.

Verlag von F. A. Herbig.

1878.

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5165043



4272

NH-6353A

V o r w o r t.

Ich übergebe hiermit meinen Lesern diese Reihe von flüchtigen Aufzeichnungen, welche auf einer Winterreise durch die Küsten und Inseln des griechischen Archipels, und des jonischen Meeres, entstanden sind. Meine Frau begleitete mich auf dieser Reise, wie auf einer früheren nach Italien, Griechenland und Konstantinopel, und ich habe unsere Bewegungen eben mit Rücksicht auf eine Damenbegleitung einrichten müssen, wovon ich nur zweimal abgewichen bin, indem ich sowohl die südöstlichen Kykladen, wie das argivische und das korinthische Land allein zu durchstreifen für nöthig fand; das eine Mal wegen zu großer Rauheit des Meeres, das andere Mal wegen der Anstrengung für eine Dame eines tagelangen Rittes auf ungesattelten griechischen Bauernpferden, und wegen der unbequemen Einrichtung — ja des möglicher Weise vollständigen Mangels — der Nachtquartiere in Winterszeit. Am längsten am selben Orte haben wir uns diesmal in Smyrna aufgehalten, und nächstdem in Hermupolis und Athen. Im Uebrigen haben wir uns sehr schnell von Ort zu Ort bewegt, und ich habe darum unsere ganze Fahrt eben nur als Streifzüge bezeichnet. Daß wir das Morgenland diesmal gerade in so bewegter Zeit besuchten, war ein Spiel des Zufalls, für welches wir demselben keineswegs dankbar sind.

Dem Reisenden ist es schon am liebsten, wenn die Ruhe dort nicht gestört wird, wo er hinreist. Jetzt scheint es in Europa nur noch eine einzige politische Partei auf Ruhestörungen anzulegen, nämlich die sogenannte panslawistische, deren geistiges Haupt Herr Aksakof in Moskau sein soll (?), und die sogar der stärksten slavischen Regierung, der russischen, über den Kopf zu wachsen droht. Es könnte nöthig werden, ihr durch Bildung einer pangermanischen Partei (Deutschland, Oesterreich, die Schweiz, Holland, Dänemark, Schweden, das britische Reich, Nord-Amerika), woran wir bisher nie gedacht haben, auf einmal und gründlich das Handwerk zu legen. Phantastische Störenfriede der Weltruhe müssen zeitig zum Bewußtsein ihrer wirklichen Ohnmacht gebracht werden.

Unsere Streifzüge haben wir diesmal in Syrakus abgeschlossen, weil wir die Unsicherheit im westlichen Sicilien, trotz aller beruhigenden Versicherungen, welche man neuerdings in Umlauf zu setzen versucht hat, in nächster Nähe als wieder sehr groß kennen gelernt haben, als größer denn jezt irgendwo am griechischen Archipel.

Was ich hier meinen Lesern biete, ist meist flüchtig gedacht, und noch flüchtiger geschrieben. Es ist auch nur für eine flüchtige Lektüre bestimmt. Wie wir auf Streifzügen eben hauptsächlich den Schaum der ersten Eindrücke abzuschöpfen gewöhnt sind, wird hiermit auch nur ein solches dem Leser geboten.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Aus Ravenna. I.	1
<p>Der Abstecher nach dem einsam gelegenen Ravenna. Antike Reminiscenzen des Straßennetzes der Stadt. Der Palast Theodorich's. Badewanne für seinen Sarg gehalten. Ravennatische Kirchen und Mosaiken. Die katholische Taufkirche. Der Jordan als antiker Fluhgott bei der Taufe des Jesus. Die traditionellen Portraits des Jesus und der Apostel. Mosaikbild des Menschenkörpers im Wasser. Die Johanneskirche der Galla Placidia. Die Franciscuskirche. Grabmal der Galla Placidia. Die Frage der Echtheit oder Unächtheit der verschiedenen Evangelien im Mosaik. Der Brand des im Ornat beigefegten Leichnams der Galla Placidia. Der Dom. Die Mosaiken in der Hauskapelle des erzbischöflichen Palastes. Das wahre Grabdenkmal des Theodorich. Bedeutung des Niesenmonoliths als Dach. Vermuthung, daß die Gothen die Gräber ihrer Könige abschließlich unter Wasser gesetzt haben. Die geheimnißvollen Muscheln.</p>	
Aus Ravenna. II.	11
<p>Die älteste der ursprünglich arianischen Kirchen und die arianische Taufkirche. Die Hofkirche Theodorich's, S. Apollinari in Città. Musivische Zuthaten der Byzantiner. Die weiblichen Heiligen in byzantinischer Hoftracht. Verkündigungsturm und Schiffe dargestellt. Die heiligen drei Könige in getigerten Beinkleidern mit Egen. Der Zug der männlichen Heiligen. Mosaikbild Ravenna's. Vorhänge zwischen den Säulen der Säulengänge. Die rothgebrannten Dachziegel. Brustbild des Kaisers Justinian. Vorbereitung um zu ermitteln ob es ähnlich. S. Apollinare in Classe. Der Piniwald bei Ravenna. Was man in S. Apollinare in Classe lernt. S. Vitale, ältestes Beispiel des byzantinischen Baustils. Byzantinisch oder ravennatisch? Impoanter und lehrreicher Mosaikschmuck. Die Portraits wahrscheinlich roh ähnlich. Bild Theodora's und ihrer Hofdamen. Falsche Conjectur in den Times. Vermuthung, daß Antonina das angebliche Mosaikbild machen ließ, und sich selbst darauf anbringen.</p>	
Sturmgefangen auf der Südspitze von Europa	20
<p>Heftiger Scirocco bis Korfu. Die italienische Operngesellschaft. Außerhalb Negligé. Zante. Messenien. Um die Vorgebirge des Peloponnes. Eintritt des Tramontano greco (Nordost) statt des Scirocco. Festgenagelt durch den Wind. Ankerstelle an der Iakonischen Küste. Ist Cervi Sphacteria? Großartiges Meer- und Felsenbild. Beschluß eine Oper an Bord aufzuführen. Noch ein Koybdampfer gefangen.</p>	

	Seite
Von Cap Malea nach Syra	29
Die Delphine und der Arionmythos. Der Höllenhund und der Einsiedler. Die Marmorklippen. Anti Milo und Milo. Die Aphrodite von Milo von Sko- pas. Die Inseln Seriphos und Siphnos. Strahlendes Nachtbild von Hermu- polis. Besuch in der Stadt.	
In der Hauptstadt der Lebante	32
Delos. Castro auf Chios. Die Boote mit Mastix. Homers auf dem Schiffe. Carabische Folia (Phocaea). Das älteste Rhmae. Matronisi. Klazomene. Der Gebirg Tschai. (Hermos). Der Zomanlar Dagh und Manisa Dagh (Siph- los). Der Tachtalu Dagh und Rif Dagh. Die Abelphei. Anblick von Smyrna. Der Kai. Europäische Panzerschiffe. Der Berg Pagos. Die Einwohnerzahl und Zusammensetzung der Einwohnerschaft von Smyrna.	
Unter den Cypressen und den Kameelen	42
Die Burg auf dem Pagos. Das Grab des Polykarp. Der angebliche Meles. Die Karawanenbrücke. Die mohamedanischen Begräbnisplätze. Die blaugrünen Cypressen. Die Leichensteine der türkischen Männer und Frauen. Der Todten- tanz in Folge der Erdbeben. Die Karawanen. Das Temperament des Kameels. Die Weiß-Kameele. Die Facht-Kameele. Kameel-Duelle. Abnahme der Kara- wanen in Smyrna. Nothwendigkeit sich an das Kreuzen der Karawanen zu gewöhnen.	
Der Bazar in Smyrna	52
Ein Hauptunterschied der beiden Bazars von Konstantinopel und von Smyrna. Die Gänge der verschiedenen Gewerbe im Bazar von Smyrna. Der Bazar von Smyrna bedeckt, ein Bazestan, Kaffeehäuser, Limonadenschenken, Gartlichen und Zuckerbäcker im Bazar. Khalva, Nekat Lukum. Gänge mit Leinwandbäckern schon in Rom. Die Moscheen und die Ghans im Bazar. Gestickte Waaren, Leberwaaren und Seidenwaaren im Bazar. Die Mangals, Waschrüge und Kaffee- töpfe aus Messing. Preise. Das türkische Geld.	
Die Stadt Smyrna	63
Mangel des Straßenpflasters. Keine municipale Selbstbesteuerung in der nach Sekten geordneten Bevölkerung. Schlechte Besoldung der Subalternbeamten und ihre Folgen. Der Franzose Duffaud und der Kai und das Pflaster. Spa- zierung auf dem Kai. Das Spazieren stehen der Frauen von Smyrna. Geburtsdorf der schönsten Frau unseres Jahrhunderts. Das Innere der Häuser.	
Die Trümmer von Ephesus. I.	71
Von Smyrna nach Myasoluk.	
Die Trümmer von Ephesus. II.	80
Im Kreise um den Berg Prion.	
Das Grabmal des Tantalos	92
Die wahrscheinliche Lage des äolischen Smyrna. Eine geheimnißvolle Burg und ein geheimnißvolles Königsgrab. Die Tantalos-Sage. Damit contrastiren- des Gesellschafts-Brüßstück. Wahrscheinlichkeit, daß Seeräuber auf der Burg gehaust. Die Helben-Sagen der Aeoler.	

	Seite
Das Dianabad	100
Ein Ausflug zu Fuß. Die Fecht-Kameele. Die Nekropolis von Smyrna in der Römer-Zeit. Ein römischer Janus-Tempel und der altgriechische Nemesis-Tempel von Smyrna. Das altberühmte Dianabad. Das Gitterthor und das Borhängegloß vor dem geheimnißvollen Garten. Armida. Der italienische Spinmeister. Der tiefe Teich. Der Duell in seiner Tiefe. Das im Wasser gefundene Aphroditbild. Die unsterbliche Platane, unter welcher Alexander geträumt hat. Brockhaus' Versuch das Dianabad zu kaufen.	
Von Smyrna nach Syra	109
Nothwendige Unterbrechung des Aufenthalts in Klein-Asien. Syra als bequemer Zufluchtsort. Abfahrt aus der Bucht von Smyrna. Ein junger türkischer Ingenieur-Offizier. Die falschen Ansichten in Europa über das Familienleben der Moslemin. Inselbilder im Archipel. Die griechischen Sagen über die Geburtsstätten der Gottheiten der Sonne und des Mondes. Wie hat man Mythen zu lesen. Das Prachtbild von Hermupolis auf Syra und die Annehmlichkeiten des Lebens daselbst.	
Eine moderne Hellenenstadt	117
Stattlicher Anblick und vortreffliche Pflasterung von Hermupolis. Der Platz Leogako. Die tägliche Abendpromenade. Der Gemüse- und Fruchtmarkt. Das italienische Opernhaus. Unsere alten Reisegegnossen. Fleischmarkt und Fischmarkt. Das Schiffsverft der hellenischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft. Griechische Windmühlen und Dampfmühlen. Der Kirchhof. Die Waisenhäuser des Babapotti. Ausfahrt nach Episcopeion. Der Landschafts-Triestel. Die unbemühten Landhäuser.	
Paros, Naxos und Ios	124
Fahrt mit einem griechischen Dampfschiffe. Flugkraft der Wöven. Pump-hosen-Griechen und Justanellen-Griechen. Paros und der Brocken. Der Hafen von Naussa. Der venezianische Thurm. Paros durch die Russen verwüstet. Naxos. Trümmer eines Bacchos-Tempels. Stiftung des Herzogthums Naxos. Verschwörung der Griechen mit den Türken zum Sturze der lateinischen Herrschaft. Wie Ariadne sich für Theseus' Ubdant getränkt. Der Berg Marpeffa auf Paros. Sigls Plan ihn in die Luft zu sprengen. Die Insel Ios. Homer's angebliches Grab. Graf Pasch van Krienen. Vor Anker im Naturhafen von Ios.	
Die Zauberinsel Santorin	135
Die geheimnißvolle Insel in der Morgendämmerung. Der Anblick aus der Mitte des Kraters. Der rauchende Aschenkegel. Die Insel taucht unter Wasser und wieder herauf. Spuren ihrer Besiedelung in den Zwischenzeiten. Das vor-sündfluthliche Dorf. Phönizische Gräber. Die ältesten griechischen Schriftzüge. Die Bewegungen der vulkanischen Insel in geschichtlicher Zeit. Das „schaum-geborene“ Inselchen. Der Weinbau auf Santorin. Meereszauber auf der Rückfahrt.	
Von Hermupolis nach Athen	147
Der Ausbruch der Spielwuth bei den Griechen an ihrem Neujahrstage und die Transparente auf den Straßen. Nächtliche Fahrt nach Athen. Erster Spaziergang zu den altbekannten Plätzen. Der moderne Kirchhof und Vergleich mit dem Begräbnißplatz im äußeren Kerameikos. Begräbniß eines jungen Mädchens. Weitere Ausgrabungen bei'm Dionysios-Theater. Das Abgeord-	

netenhans. Der Goldfund des Doctor Schliemann in der Bank. Mißlichkeit des Versuches ihn als einen zur Zeit der Völkerverwanderung vergrabenen Raub darzustellen zu wollen.

In Athen 157

Eine neugriechische Brunnen-Weise am heiligen Drei-Königstage. Spaziergang durch Neu- und Alt-Athen. Nach Mykenai.

Von Athen nach Nauplia 173

Nach dem Piräus. Einlaufen des englischen Geschwaders. Auf dem iavonischen Meerbusen. Sulamis, der Helikon und der Isthmus. Aegina. Halsbrechendes Aus- und Einschiffen. Der Hafen Paros. Die Inseln Hydra und Spezia. Der Meerbusen von Nauplia. Die Beste Palamedes. Die Rhebe von Nauplia. Unpaßliches Unterkommen. Gefang des Eurechyliebes durch ein Mädchen. Die Präniger Damen-Kapelle. Prozesse und Hazardspiele kommen Damen-Kapellen zu Gute.

Von Nauplia nach Argos 182

Fahrt mit einem griechischen Wirth und einem österreichischen Musikus. Fleischmarkt vor dem Thor, um die Fleischher von Nauplia zur Bernunft zu bringen. Ein bairischer Löwe um die Archäologen zu verblüffen. Weingärten und Rosinenzucht. Griechischer Kunststrassenbau. Das Dorf Tirynthion. Kyklopischer Burgbau. Perseus und Heracles. Das Innere der Burg Tiryns. Platz für Umbau neben derselben. Die Zerstörung der altgriechischen Raubburgen. Argos, das vielburstige. Seine Akropolis und sein Theater. Verabredung mit Stamataki. Die trockenen Betten der Flüsse Charadros und Inachos.

Von Argos nach Mykenai 192

Fahrt durch Argolis. Charvati. Das Dorf Mykenai. Stamataki's archäologische Sammlung im Bauernhause. Thonbilder von Kindern und Spindeln. Sarkophag mit archaischer Darstellung eines Wagenlenkers. Alter der Thonsunde. Angebliche Leiche des Agamemnon. Die Burg Mykenai. Das Löwenthor. Schatzhaus des Atreus. Die fünf Fürstengräber. Meine Ansicht über die Bedeutung von Schliemanns Fund. Warnung vor dem Unglauben an die Existenz des Homer. Rächerlichkeit der erasmischen Aussprache des Griechischen.

Von Mykenai nach Neu-Korinth 203

Das Heiligenbild. Der Brautkranz. Der Aufzug bei der Abreise. Der Ritt durch die Debe. Der Telegraphendraht als Begleiter. Das Jagd-Revier des nemäischen Löwen. Der Kampf der Türken und der Griechen in den Gebirgen von Argolis. Der Boreas. Zusammenbrechen des Chrestos. Schurteffa Khan. Die spinnende Alte. Spinntriefel wie im grauen Alterthum. Spuren von Alt-Korinth. Der Gasthof in Neu-Korinth. Das unbequeme Nachtlager. Figaro im griechischen Puppenspiel. Das düstere Bild und der düstere griechische Reimspruch.

Von Korinth nach Korfu über Patras 215

☞ Auf dem Meerbusen von Korinth. Die Rhebe von Galaxidi. Das Dorf Gala und das Thal von Delphi und der Parnax. Kreuzfahrt. Die Stadt Patras und ihre Gaserleuchtung. Der Landweg nach Olympia unpraktikabel. Ein Liverpooler Handelsdampfer. Die Schwierigkeit der Einschiffung. Der seltsame Schiffkörper. Englische Kost an Bord. Ithaka, S. Maura und Korfu. Der türkische Kwisso. Das Thurmschiff Devastation als schwimmender Zaubergarten. Die russische Zigeunerbande. Besuch des Consul Fels an Bord.

	Seite
Von der Rhede von Korfu nach Bari in Apulien	226
<p>Contrast der flachen italienischen mit den steilen griechischen Küsten. Griechen und Italiener. Das im Hafen gescheiterte Schiff Arabian. Der unglückliche Schiffs-Capitän, der sich in sein Schicksal gefunden hat. Die Stadt Bari. Die deutschen Kaufleute daselbst. Ein deutsches Theater. Abreise nach der Südspitze von Italien.</p>	
Taranto	234
<p>Zurüstung des Reisegepäcks in Italien. Eisenbahnfahrt im Dunkeln. Die Fische des „kleinen Meeres“ von Taranto. Die Tarantel-Spinne. Ein alter Geiger.</p>	
Der Hafen von Taranto	243
<p>Die Stadt und ihre antiken und modernen Einwohner. Die große Bedeutung des Hafens. Beabsichtigte Verbindung des kleinen Meeres mit dem großen. Die Taube des Archytos. Die Aussicht auf den Meerbusen von Taranto. Napoleon's I. Plan mit dem Hafen. Das Lichtmessfest. Der Krapo.</p>	
Von Taranto nach Reggio	250
<p>Die Stelle von Sybaris. Von den Straßenräubern in Calabrien. Das Vorgebirge Spartivento. Erster Anblick von Sicilien. Orangen und Citronen. Die Ermordung der Bürger von Rhegium und Messina durch die campanischen Söldner. Der Name Siciliens. Ueberfahrt nach Messina.</p>	
Messina	259
<p>Schönheit des Bildes der Stadt. Messina's Stellung unter den Häfen Italiens. Ein deutscher Gasthof und ein deutscher Buchhändler. Ein deutscher Club. Die Markthalle von Messina. Vorschlag zur Rettung der Berliner Markthalle. Die Pflasterung und Erleuchtung von Messina. Die städtischen Gärten und die Statuen in denselben.</p>	
Das Campo Santo in Messina	267
<p>Die Bevölkerung der Stadt. Der Dom. Der Dombrunnen. Das Campo Santo.</p>	
Taormina	278
<p>Concurrenz-Kampf der Gasthöfe mit Häusern. Beginn der entzückenden Landschaftsbilder. Das antike Theater mit dem schönsten Landschaftsbilde der Welt. Der Schnee-Colosch des Aetna. Bevölkerung von Tauromenium im Alterthum. Der Wirth Timco. Stammt derselbe von dem altgriechischen Geschichtschreiber Timcoos ab? Die Wasseruhr in der Theater-Ruine. Rückfahrt an das Ufer.</p>	
Catania	286
<p>Reste der Griechenstadt Naxos. Der Kurort Arcireale. Die Felsstücke, welche die Kyklopen dem Odysseus nachgeschleudert haben. Versuchte Erklärung der Schiffer-Sage von den Kyklopen. Catania als Winteraufenthalt. Die Strafe Steficorea. Die Gärten Bellini und Paccini. Die Universität von Catania. Der Elephant mit dem Obelisk. Der Dom. Odeum-Theater und Amphitheater. Der Brunnen des Amencanos. Die Gemeinde-Waschanst. Der Häuserbau in Catania.</p>	

	Seite
Syracus	294
<p>Das leontinische Gefilde und seine Fruchtbarkeit. Salzgewinnung aus Meerwasser. Die Hochebene von Syrakus, eine der größten aller Griechentäbte. Die heutige Inselstadt. Der Apollo-Tempel. Der Athene-Tempel. Die Quelle Arethusa. Der Strauß von Papyrusrohr. Das städtische Museum. Wunderschöne kopflose Statue der Aphrodite. Der syrakuser Wein. Ausflug nach Epipolä und Neapolis. Die Steinbrücke des Paradieses und das große griechische Theater. Das Ohr des Dionysios. Der Altar für das große Stieropfer. Ein römisches Amphitheater.</p>	
Auf der Akradina	303

Die Katakomben von Syrakus. Fundstätte der Aphrodite in den Trümmern von Bädern. Der Steinbruch bei den Kapuzinern. Die Flaschenzille in den Steinbrüchen und Archimedes. Die Stellen um Schiffe aus dem Meere zu angeln. Die Verbrennung der Schiffe durch Brennspiegel. Möglichkeit, daß die Erzählungen wahr. Die wissenschaftlichen Entdeckungen des Archimedes. Seine Tödtung durch einen römischen Soldaten. Sein Grab vor dem Thore. Wo blieben die Steine von Syrakus? Syrakus und Verres. Weitere Schicksale der sicilischen Großstadt. Spätere Literatur daselbst. Herkunft des Geschichtschreibers Vopiscus. Einnahme der Stadt durch die Sarazenen. Vergleich zwischen Sirakusa und Taras. Die Raubanfalle schrecken von West-Sicilien ab. Carneval in Catania und Messina. Rückkehr nach Neapel und Rom.

Aus Ravenna.

I.

Der Abstecher nach dem einsam gelegenen Ravenna. Antike Reminiscenzen des Straßennetzes der Stadt. Der Palast Theodorichs. Badewanne für seinen Sarg gehalten. Ravennatische Kirchen und Mosaiken. Die katholische Taufkirche. Der Jordan als antiker Flußgott bei der Taufe des Jesus. Die traditionellen Portraits des Jesus und der Apostel. Mosaikbild des Menschenkörpers im Wasser. Die Johanneskirche der Galla Placidia. Die Franciscuskirche. Grabmal der Galla Placidia. Die Frage der Richtigkeit oder Unächtheit der verschiedenen Evangelien im Mosaik. Der Brand des im Ornate beigetzten Leichnams der Galla Placidia. Der Dom. Die Mosaiken in der Hauskapelle des erzbischöflichen Palastes. Das wahre Grabdenkmal des Theodorich. Bedeutung des Riesenmonoliths als Dach. Vermuthung, daß die Gothen die Gräber ihrer Könige absichtlich unter Wasser gesetzt haben. Die geheimnißvollen Muscheln.

Rom, 12. October 1876.

Auf einer Reise nach den östlichen Küsten des Mitteländischen Meeres begriffen, welche mich wieder durch den ganzen Stiefel Italiens führt, habe ich diesmal von Bologna aus einen Abstecher nach Ravenna gemacht. Ein junger Hannoveraner, Herr von Alten, welcher sich eine kleine Insel im Golf von Neapel ausgesucht hat, um dort einen Theil des Winters zu verbringen, und welcher die einsam gelegene Residenz der letzten weströmischen Kaiser, der Gothenherrscher und der byzantinischen Exarchen schon aus der Anschauung kannte, hat mich dazu beredet, als wir auf der Reise zusammentrafen, und ich bin ihm dankbar dafür. Ravenna liegt so sehr

außerhalb des gewöhnlichen Touristenzuges, bietet keinerlei natürliche, nur geringe künstlerische und so ganz ausschließlich historische Reize, daß sich früher nur sehr selten ein Tourist dorthin verirrt. Will man Ravenna wieder verlassen, so muß man ja auch auf derselben verlorenen Zweigbahn wieder zurückfahren, welche von dem Hauptbahnstrange, der östlich des Appennin die ganze Halbinsel durchläuft, dorthin führt. In neuerer Zeit ist es etwas mehr Mode geworden, auch Ravenna nicht bei Seite zu lassen, aber immer noch vermögen dort erst zwei Gasthöfe der besseren Klasse vom Touristenpublicum ihren Unterhalt zu gewinnen, und können auch dies nur, indem sie an Preisen festhalten, welche für Italien ganz ungewöhnlich theuer sind. In neuerer Zeit ist nämlich in einer Reihenfolge wilder Thaten zu dem Mangel derjenigen Reize, welche von den Meisten hauptsächlich in Italien gesucht werden, noch eine positive Abschreckung getreten. Zwar sind es Thaten gewesen, welche eigentlich den Reisenden wenig berühren, da sie nur aus politischer oder privater Leidenschaftlichkeit hervorgegangen zu sein scheinen, aber beruhigend ist es immerhin nicht, wenn man sich unter eine so leidenschaftliche Bevölkerung wagen muß. Ein großer Criminalprozeß wegen einer ganzen Reihe von politischen Mordthaten, welcher sich vor zwei Jahren in Ravenna abspielte, wird vielleicht noch in der Erinnerung selbst der deutschen Zeitungsleser sein, da auch in Deutschland über denselben berichtet worden ist. Eben als ich von Bologna nach Ravenna abfuhr, meldeten die Bologneser Zeitungen schon wieder, daß in einer Ortschaft bei Ravenna ein erbitterter Kampf zwischen Carabinieri und Strolchen stattgefunden habe und daß von den letzteren vier auf dem Platze geblieben seien, und als ich dann zurückkehrend Ravenna wieder verließ, am vorigen Sonnabend, fand eine fürchterliche Scene in einer ravennatischen Kaufmannsfamilie statt, deren Namen noch zurückgehalten wird. Der Sohn machte in einem Wuthanfall ein Attentat auf das

Leben seines Vaters; die übrigen Söhne warfen sich dazwischen und ein Revolverschuß endete das Leben des Attentäters.

Die ravennatische Sackbahn verläßt den Hauptstrang mehr als eine Stundefahrt südöstlich von Bologna, jenseit Imola, bei Castel-Bolognese. Aus dem Leben und Lärmen des Hauptzuges findet man sich alsbald in fast leere Wagen versetzt, und der Zug hält nur noch an Stationen fast ohne allen Verkehr.

Still und öde empfängt Ravenna den Reisenden; hierin Ferrara gleichend, an dessen Thor ein Reisender einst schrieb: diese Stadt ist zu vermietthen. Offene Geschäfte sieht man kaum und von den in ganz Italien so dominirenden Kaffeehäusern habe ich in der so ausgedehnten Stadt überhaupt nur etwa drei zu entdecken vermocht. Menschen begegnet man in ihren Straßen nur in weiten Abständen. Kaum auf dem Marktplatz, hier Piazza Maggiore genannt, ist Vormittags und in der Dämmerungsstunde so etwas zu bemerken wie Gruppenbildung. Aber schon als ich die einsamen Straßen zuerst durchwanderte, fühlte ich eine gespannte Wißbegier in mir wach werden, welche sich schließlich als erweckt durch eine ganz bestimmte Erinnerung enthüllte. Dies war die Erinnerung an das verschüttete und wieder aufgegrabene Pompeji, welches ich schon wiederholt längeren Aufenthalts in den Gasthöfen, welche ihm nahe an der Landstraße liegen, für werth gehalten hatte. Dies ist ja dieselbe Breite der Straßen und dieselbe Art der Zeichnung ihres Netzes, sagte ich zu mir; gerade solche höchstens zweistöckige Häuser füllten auch jene antike Stadt, nur mit dem Unterschied, daß sie damals gar keine Fenster nach der Straße heraus hatten, während sie jetzt auch hier deren nur sehr wenig haben. Ich war an der noch aufrechtstehenden Fassade des Palastes vorbei gekommen, welchen der Ostgothen-König Theoderich — in der Dichtung des deutschen Mittelalters Dietrich von Bern — bewohnt hatte. Es ist von dem Palaste nur noch diese schon ganz

verfallene Façade da und hinter derselben elendes Bauwerk, welches offenbar viel späteren Zeiten angehört, und jetzt von den Ärmsten unter den Armen bewohnt wird. In die Façade ist eine steinerne Badewanne eingemauert, welche man einst, als die Alterthums-Forschung noch ganz im Argen lag, für den Sarg des Theodorich hielt und mit einer betreffenden Inschrift versah. Beachtungswerth aber ist, daß die Façade noch genau an der Straßensflucht steht, die Straßensflucht also, seit Theodorich's Zeit, sich nicht geändert hat. Dasselbe fand ich in einer anderen Straße in Betreff eines Hauses, welches oben einen Fries trägt, genau dem Frieße gleichend, welcher hier in Rom am Hause des Crescentius zu bemerken ist, am Ponte Rotto, jetzt dem ältesten Privathause in Rom, erwiesenermaßen aus dem zehnten Jahrhundert stammend. Also haben wir hier in Ravenna eine Straßensflucht aus dem Jahre Fünfhundert und eine Straßensflucht aus dem Jahre Tausend, welche bis heute dieselben geblieben sind. Ueberall aber, wo es möglich, in die Häuser der besseren Klasse hineinzublicken, ist es auch leicht zu erkennen, daß dieselben in einem früheren Abschnitte ihrer Lebensdauer Häuser der antiken Form mit Atrium und Peristyl gewesen sind, und daß, so weit der Neubau stattgefunden hat, dies auf den alten Grundmauern geschehen ist. Was die Neuzeit in Ravenna hinzugefügt hat, ist, sehr ungleich demjenigen, was bei fast allen anderen italienischen Städten der Fall, so unwesentlich, so ärmlich, so unbedeutend, daß man Ravenna als eine Stadt betrachten kann, welche seit der Zeit, wo sie ihre größte Rolle spielte, nämlich seit der Zeit vom vierten bis zum zehnten Jahrhundert, still gestanden ist, oder eben nur abgenommen hat. Sie ist deswegen, wie Pompeji ein Denkmal der Cultur im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, ein solches Denkmal der Cultur gerade aus denjenigen Jahrhunderten, aus welchen uns solche Denkmäler am wenigsten erhalten sind. Am meisten gilt dies vom sechsten Jahrhundert und besonders von

dem Zeitabschnitt, in welchem durch Belisar's Eroberung die Herrschaft in Ravenna von den Ostgothen auf die Byzantiner und dadurch von den Arianern auf die Katholiken überging.

In den Kirchen Ravennas erzählen die Mosaiken, von welchen eine ganze Anzahl zu den am besten und lebendigsten gezeichneten gehören, die uns erhalten sind, nicht bloß vom Kunstgeschmack, sondern theilweis auch von den geschichtlichen Ereignissen während dieses Zeitabschnitts.

Eine Wanderung durch die ravennatischen Kirchenbauten und ihren Mosaiken-Schmuck führt uns zuerst bis in das fünfte Jahrhundert zurück, als Ravenna noch nicht in die Hände der Arianer, zuerst Odoaker's, der dem weströmischen Reich ein Ende machte, und dann der Ostgothen unter Theodorich gefallen war. Ein Baptisterium oder bloße Taufkirche, S. Giovanni in Fonte genannt, rührt noch aus dem Jahre 430 her und verblieb den Katholiken auch unter der Herrschaft der Arianer. Es ist ein Achteck, wie die meisten der alten Taufkirchen, die wohl den heidnischen Nymphaen nachgeahmt wurden, mit vier halbrunden Ausbauten, mit einer Kuppel überdacht und die Wände im Innern in zwei Stockwerken mit Rundbögen auf kleinen korinthischen und darüber noch kleineren jonischen Säulen gegliedert, also ein romanisches Bauwerk. Sowohl die Höhlung der Kuppel, wie die Theilflächen der Wände sind mit Mosaiken geschmückt, welche noch nichts von der Steifigkeit und handwerksmäßigen Zeichnung verrathen, die wir als byzantinisch zu bezeichnen gewohnt sind. Sie können nur aus der Zeit stammen, welche der Erbauung dieser Taufkirche unmittelbar folgte. Sie sind sehr gut erhalten und von einer Heiterkeit und Farbenpracht, welche an die heidnischen Wandmalereien erinnert, die wir hier in Rom aus dem ersten Jahrhundert haben, in den Titusbädern und in den Kaiserpalästen oder auch in den reicheren Häusern des wieder aufgegrabenen Pompeji finden. In der Kuppel ist die Taufe des Jesus durch Johannes, und zwar in ganz großem

Maßstabe dargestellt, wobei der Jordan als Flußgott personificirt auftritt. Ein Flußgott auf einem christlichen Bilde beweist uns, wie lange es gedauert hat, ehe sich das Christenthum von der antik-heidnischen Vorstellungsweise frei zu machen vermochte. Ringsum befinden sich die zwölf Apostel, noch sämmtlich in ganz correcten römischen Togen, von höchst bewegtem Faltenwurf, und hierin keine der anderen gleich. Ebenso individuell verschieden, wie ihre Togen, sind aber auch ihre Gesichter. Das Bemühen wird noch augenscheinlich, auch im Mosaik der Portrattähnlichkeit zu genügen, auf welche vorzüglich die altrömische Bildhauerei so viel Gewicht legte. Konnten die Apostel, so wenig wie Jesus selbst, nun auch wirkliche Portraits sein, da ja ihre ganze Existenz zweifelhaft ist, so hatten sich doch schon damals innerhalb des Christenthums feste Vorstellungen ausgebildet, wie nicht bloß Jesus selbst, sondern auch, vorzüglich Petrus, Johannes Judas und Paulus ausgesehen haben müßten, wenn sie existirt hätten, ungefähr, wie sich die Engländer einst eine Vorstellung vom Gesicht des Shakespeare gemacht hatten, welche durchaus nicht zu denjenigen Zügen stimmte, die sein hölzernes Brustbild in Stratford am Avon aufweist. Diese, bis in die Malerei des Mittelalters hinein immer wiederkehrenden bestimmten Apostelgesichter erscheinen schon auf diesem werthvollen alten ravennatischen Mosaik, und es ist sogar eine wahrscheinlich zeitgenössische Vergleichung ermöglicht mit den Mosaikbildern des Heilandes und der Apostel in der Kirche der Pudentiana hier in Rom. Beim Taufacte steht Jesus im Wasser, und es ist das Kunststück geleistet, dies in Mosaik sichtbar zu machen, so daß man erkennt, daß es Wasser ist, daß man sogar dessen Oberfläche erkennt und trotzdem die untere Hälfte des im Wasser stehenden Körpers sieht, in allen Gliedern, bis auf die Füße hinab. Auf die Brechung der Lichtstrahlen, welche doch bei jedem Körper eintritt, der ins Wasser eingetaucht wird und die ihn zu zerbrechen oder auseinander zu schieben scheint, hat dieser

bedeutende Mosaikünstler des fünften Jahrhunderts freilich eben so wenig Rücksicht zu nehmen verstanden, wie jüngst der talentvolle Münchener Maler Herr Böcklyn in seinem wunderbaren Bilde, ein Meeres-Idyll. Es läßt sich ja viel hierüber sagen; vielleicht geht es eben so wenig, wie die Darstellung des Regenbogens, und dann müßte man sich ganz fern davon halten, Lichtstrahlen, die gebrochen sein müßten, malen zu wollen.

Sogar noch etwas älter als diese katholische Taufkirche ist die Kirche des Evangelisten Johannes, welche Galla Placidia, die vom Schicksal so arg umhergeworfene Schwester des Kaisers Honorius, im Jahre 420 errichten ließ, weil sie ihre Rettung bei einer stürmischen Ueberfahrt von Konstantinopel nach Ravenna diesem von ihr angerufenen Evangelisten zuschrieb. Diese Kirche, die einst sehr schön gewesen sein muß, ist im vorigen Jahrhundert durch Zuthat im Rococostyl gräulich verunstaltet worden, aber noch läßt sich ihre ursprüngliche Form herauserkennen. Es sind zu ihrem Bau vierundzwanzig Säulen aus grauem Marmor mit weißen Capitälern verwendet worden, welche ursprünglich offenbar irgend einem heidnischen Tempel angehört haben. Hier nun haben sich Mosaiken in einer Capelle erhalten, in welcher die gefahrvolle Seefahrt der Galla Placidia dargestellt ist. Sie sind von viel ungeschickterer Hand, lehren uns aber ein Schiff des fünften Jahrhunderts kennen. Aus derselben Zeit stammt eine später dem heiligen Franziskus gewidmete Kirche, in welcher sich aber keine Mosaiken befinden, und die hauptsächlich dadurch merkwürdig ist, daß sie den ältesten Glockenthurm aufweist, welcher bei einer alten christlichen Basilika vorkommt.

Das Grabmal oder Mausoleum der Galla Placidia, welche das in Trümmer sinkende weströmische Reich so lange statt ihres schwachsinnigen und verworfenen Sohnes, Valentinianus III., nicht ohne Geschicklichkeit zusammenhielt, nachdem sie vorher als Frau des Athaulf, Nachfolger Marich's,

in Arles über die Westgothen regiert hatte, diente später als ein halb unterirdisches Kirchlein, und seine inneren Gewölbe und Wandflächen sind ganz mit Mosaiken bedeckt. Verglichen mit denjenigen in den früheren Bauten zeigen dieselben schon einen Schritt weiter in der allmäligen Barbarisirung der Kunst. Eines der Mosaiken deutet übrigens auf die Kämpfe hin, welche damals noch im Innern der christlichen Kirche über die Frage stattfanden, welche Evangelienchriften apokryph seien, und welche nicht. Christus selbst verwahrt die heute gültigen vier Evangelien in einem Schrank und verbrennt andere. Der marmorne Sarkophag der vielgeprüften Galla Placidia ist so hoch, daß sie in demselben auf einem Sessel sitzend im vollen Ornate beigesetzt werden konnte, und im ganzen Mittelalter ward ihre Gestalt Wissbegierigen durch einen Spalt gezeigt, welcher sich im Sarkophage gebildet hatte. Einmal, im Jahre 1577, kam dabei der Knabe, welchem dies oblag, mit dem brennenden Wachsstock der Gestalt zu nahe und sie ging in Flammen auf. Sie waren das Fegefeuer für die vielgequälte Seele.

Zu erwähnen bleibt noch aus der vorarrianischen Zeit, der Dom, welcher aber im vorigen Jahrhundert abgebrochen worden, und durch eine große Kuppelkirche im Rococostyle ersetzt worden ist, so daß von dem ursprünglichen Bau, der bis in's Jahr 400 zurückreichte, nichts mehr übrig ist, als eine erst jetzt wieder aufgedeckte Krypte. Dagegen ist im Palaste des Erzbischofs, welcher mit diesem Dome verbunden ist, eine höchst interessante Hauscapelle erhalten, welche noch vor der Mitte des fünften Jahrhunderts mit ebenso gefälligen, wie glänzenden Mosaiken allüber geschmückt worden ist. Zwar zeigt sich auch an ihnen der hereinbrechende Verfall, daß der Uebergang in den Tönen der runden Fleischtheile nicht continuirlich, sondern in aneinander gesetzten Streifen bewirkt ist; aber die Zeichnungen verrathen doch noch die correcte Schulung des Alterthums. Hier sind wiederum die zwölf

Apostel, Engel, die fast Amoretten gleichen, wie neuerdings diejenigen unseres Knauts, Märtyrer und weibliche Heilige. An diese Denkmäler aus dem letzten Jahrhundert des weströmischen Reiches reiht sich nun in Ravenna die arianische Zeit des Odoaker, des Theodorich, seiner Tochter Amalafuntha und der Ostgothen überhaupt bis zur Einnahme von Ravenna durch Belisar und Antonina. Aus Odoaker's transitorischer Regierungszeit ist nichts mehr vorhanden. Die stehen gebliebene Palast-Façade des Theodorich habe ich schon erwähnt. Noch bleibt sein wirkliches Grabdenkmal in der Nähe der Stadt zu erwähnen. Es ist ein kreisförmiger Bau in zwei Stockwerken, mit einem einzigen ungeheuren Kalksteine, welcher neuntausend Centner wiegt, als Dach gedeckt. Es muß Riesenanstrengungen gekostet haben, ihn hinauf zu bringen und er ist wohl hauptsächlich deswegen liegen und das den Römern verhaßte Grabmal deswegen stehen geblieben, weil ihn Niemand wieder wegzuschaffen vermochte. Es mag dies die Absicht der Erbauer gewesen sein. Um das obere Stockwerk lief ein Kranz von kleinen Säulen; das untere aber fand man, soweit nachwärts man Kunde davon hat, mit Wasser gefüllt und im Uebrigen nichts darin. Jetzt hat es die italienische Regierung vom Wasser befreien, mit Cement pflastern, und ausschmieren, und von einem Graben umgeben lassen, in welchem selber wieder eine Cementlage das Wasser abhält. Man hat nämlich vorausgesetzt, daß das Wasser nur zufällig in Folge der Bodenveränderung eingedrungen ist. Ich bin zu einer anderen Vermuthung gekommen. Im inneren Raum des unteren Stockwerks befinden sich an vier gleich weit von einander entfernten Stellen vier große steinerne Muscheln angebracht, alle in gleicher Höhe vom Boden. Was können diese Muscheln bedeutet haben, wenn nicht von Anfang an das Wasser bis zu ihnen emporreichte? Dann würde also der Sarg des großen Gothenkönigs von Anfang an unter Wasser gesetzt worden sein, damit Niemand zu ihm heran könnte, wie

zu den Gräbern der ägyptischen Könige in den Pyramiden, und wie zu dem Sarge des Westgothen-Königs Alarich im Flußbette des Busento bei Cosenza in Unter-Italien. War dergleichen Regel für gothische Königsgräber im feindlichen eroberten Lande? Der seltsame, ungeheure Stein, welcher das Dach bildet, scheint gut zu solcher Vermuthung zu stimmen. Vergriff sich Jemand an dem Mausoleum, so sollte er herunterstürzen und den Sarg im Wasser bedecken.

Aus der ostgothischen Zeit stammen zwei große Kirchen in Ravenna, S. Apollinare in Città, von Theodorich um's Jahr 500 als seine Hofkirche neben seinem Palaste erbaut, und S. Apollinare in Classe, jetzt eine gute Stunde vor der Stadt, an der Stelle liegend, wo sich einst die Seehafenstadt Classis, Stationsort der adriatischen Flotte des römischen Reiches, von Augustus Zeit an befand, mit Ravenna durch die Zwischenstadt Casarea einst vollständig verbunden. In diesen beiden Kirchen sind zu den Mosaiken der arianischen Zeit noch die besseren, zur Zeit des Belisar und des Narfes, schon byzantinische, getreten. Sie mögen uns daher zusammen mit diesem im Nächsten beschäftigen.

Aus Ravenna.

II.

Die älteste der ursprünglich arianischen Kirchen und die arianische Taufkirche. Die Hofkirche Theodorichs, S. Apollinari in Città. Musivische Thaten der Byzantiner. Die weiblichen Heiligen in byzantinischer Hoftracht. Leuchtturm und Schiffe dargestellt. Die heiligen drei Könige in getigerten Beinkleidern mit Krön. Der Zug der männlichen Heiligen. Mosaikbild Ravenna's. Vorhänge zwischen den Säulen der Säulengänge. Die rothgebrannten Dachziegel. Brustbild des Kaisers Justinian. Vorbereitung um zu ermitteln ob es ähnlich. S. Apollinare in Classe. Der Pinienwald bei Ravenna. Was man in S. Apollinare in Classe lernt. S. Vitale, ältestes Beispiel des byzantinischen Baustils. Byzantinisch oder ravenmatisch? Imposanter und lehrreicher Mosaikschmuck. Die Portraits wahrscheinlich roh ähnlich. Bild Theodora's und ihrer Hofdamen. Falsche Conjectur in den Times. Vermuthung, daß Antonina das angebliche Modebild machen ließ, und sich selbst darauf anbringen.

Rom, 14. October 1876.

Auch in den arianischen Kirchen Ravennas aus der ostgothischen Zeit tritt uns das Mosaik noch immer in einer Farbenpracht und in einer Lebendigkeit der im Ganzen correcten Zeichnung entgegen, welche dieser goldfunkelnden Blume der Barbarei, wie Herr Gregorovius wohl etwas einseitig die Kunst des Mosaiks genannt hat, in späteren Jahrhunderten ganz abhanden kam. Die älteste der ravenmatischen Kirchen, welche einst von den Arianern besetzt waren, stammt übrigens schon aus der Zeit vor Theodorich und dürfte ihre Vollendung unter Odoaker erfahren haben. Als Hauptkirche der Arianer hieß sie noch die Basilika S. Theodoro, ward

aber später, als katholische Kirche, in S. Spirito umgetauft. Sie selbst zeigt keine Mosaiken, aber hübsche Säulen aus grauem Marmor mit korinthischen Capitälern aus weißem Marmor, welche sämmtlich schon während der christlichen Jahrhunderte gemeißelt worden sind, aber offenbar ursprünglich verschiedenen Kirchen und verschiedenen Zeiten angehörten. Neben dieser ursprünglich arianischen Kirche steht das einst arianische Baptisterium, gleich dem katholischen mit Mosaiken in der Kuppel, welche ebenfalls die Taufe des Heilands im Jordan wiederum im Beisein des sitzenden Flußgottes darstellen, während auch hier die Apostel nicht vergessen sind, die auf den Thron des Heilandes zuschreiten, welcher hier nur ein Kreuz trägt.

Die eigentliche Hofkirche Theodorichs, dicht neben seinem Palaste, S. Apollinari in Città genannt, fand schon Erwähnung. Ihr Mosaikenschmuck, auf den beiden oberen Wandflächen des Schiffes dieser Basilika immer noch gut ausgeführt, ist schon von hohem Interesse. Nach dem angeblichen heiligen Apollinaris, welcher schon unter Vespasian im benachbarten Classis den Märtyrertod erlitten haben soll, ist sie erst im neunten Jahrhundert getauft worden, als die Gebeine dieses Heiligen aus der gleichnamigen Kirche in Classis vor den Arabern, die in Classis mit einer Landung drohten, nach Ravenna geflüchtet worden waren. Ursprünglich hieß sie die Kirche des heiligen Martin im goldenen Himmel, wegen der reichen Vergoldung der Balkendecke dieser Basilika, welche von Theodorich selbst her stammt, der sie schon um das Jahr 500 erbaute, als seine eigentliche Hofkirche. Sie ist denn auch die größte aller ursprünglich arianischen Kirchen Ravennas. Die langhingestreckten Mosaiken auf den oberen Wandflächen des Mittelschiffes ziehen die Aufmerksamkeit des Eintretenden um so schneller auf sich, als die Mosaiken des Triumphbogens und der Apsis der Basilika leider verschwunden sind. Nur ein Theil dieser Mosaiken stammt aber noch aus der gothischen

und arianischen Zeit; nach der Einnahme der Stadt durch Belisar haben auch die Byzantiner noch weiter an dem Mosaikenschnuck der Kirche gearbeitet. In dem langen Mosaik zur Linken des Eintretenden schreiten zweiundzwanzig weibliche Heilige, sehr gleichförmig behandelt, aber sämmtlich durch ihre dazu geschriebenen Namen unterschieden, dem Chore zu, sich auf eine Darstellung der Anbetung der drei Könige vor Maria zu bewegend. Sie sind sämmtlich in weißer, knapp anliegender, byzantinischer Hoftracht. Sie sind dargestellt, als aus der Hafenstadt Classis kommend, welche durch einen Leuchtturm, durch maritime Befestigungen, und durch drei Schiffe im Hafen, mit sehr hohen Hinter- und Vordertheilen, kenntlich gemacht ist. Es sind eben byzantinische Heilige, welche also dargestellt werden, als zur See nach Ravenna gekommen. An den drei Königen im Schlußbilde ist mancherlei zu bemerken. Sie sind alle drei in den Gesichtern weiß; von der angeblich afrikanischen Abkunft des Melchior ist also Abstand genommen. Sie tragen enge, getigerte Hosen, zum Theil mit Rigen und alle von einander verschieden, etwa als wären sie Offiziere von drei verschiedenen Reiter-Regimentern. Sie tragen kurze weite Mäntel und ihre Kronen auf den Köpfen. Aber das Seltsamste ist, daß sie in sehr kenntlich gemachter Weise auf die Maria hinter einander zulaufen. Es macht geradezu den lächerlichen Eindruck, als ob jeder von ihnen mit seiner Anbetung zuerst kommen wolle, und als, ob sie sogar einer über den anderen dabei stolperten.

Auf dem langen Mosaik zur Rechten des Eintretenden ziehen sechsundzwanzig männliche Heilige, ebenfalls in einförmiger Wiederholung dargestellt, aus den Thoren des sehr kenntlich gemachten Ravenna selbst dem thronenden Christus zu, welcher von vier Engeln umgeben ist. Das Bild des Christus ist eine sehr vollendete Mosaikarbeit, vielleicht die schönste jener ganzen Zeit, und die Gesichter der vier Engel sind von so holder Schönheit, wie man sie nur in den Wand-

malereien der Titusthermen und der Kaiserpaläste hier selbst, oder in den Gemälden des Titian und Correggio wieder findet. Das Stadtbild Ravennas im sechsten Jahrhundert kann als eben so lehrreich betrachtet werden, wie dasjenige des Vicus Patricius hier in Rom auf dem Mosaik aus dem vierten oder fünften Jahrhundert, welches sich in der hiesigen Kirche der heiligen Pudentiana befindet. Man sieht den Palast, man sieht Säulengänge mit Vorhängen zwischen je zwei Säulen, um den Sonnenbrand abzuhalten, welche auf Ringen an Schnüren hängen und zum Theil zurückgeschlagen und aufgeknüpft sind. Man sieht die Form der Ziegel auf den Dächern und daß es roth gebrannte Ziegel sind. Es hat denn doch auch das Mosaik zur culturgeschichtlichen Illustration zu dienen vermocht. In dieser Kirche befindet sich in der Capelle, welche die aus Classis herübergeführten Reliquien des Titelheiligen birgt, ein großes Brustbild aus Mosaik, des Kaisers Justinian, von übrigens viel schlechterer Ausführung, als sich die Zeit sonst auf dieselbe verstand. Ich verschaffte mir von diesem Bildniß eine Photographie; man wird bald sehen, zu welchem Zwecke. Er trägt darin die von ihm selbst, für sich selbst, erfundene barettartige Krone, mit betroddeiten Rosetten auf beiden Schläfen und einen, wie es scheint, mit Perlen besetzten Heiligenschein, welchen es in Byzanz Mode war, dem Kaiser und der Kaiserin zu geben. Sein einer Nasflügel erscheint etwas schief und sein eines Auge steht schiefser als das andere. War dies ein Ansatz zu einem wirklichen Mosaikportrait?

Die zweite nach S. Apollinare benannte Kirche, Apollinare in Classe, liegt etwa eine Stunde vor der Stadt, da, wo eben einst der Hafen war, und wo jetzt zwar feuchtes, aber immerhin doch schon festes Land und durchaus kein Meer, ja nicht einmal Sumpf ist. Aber hinter S. Apollinare in Classe, auf dem Wege nach dem berühmten Pinienwalde, in welchem Dante wie Lord Byron bei ihrem Aufenthalte in

Ravenna täglich spazieren gegangen sein sollen, zeigt sich ein Rest der Sümpfe, welche Ravenna im Alterthum im Halbkreise umgaben und es für Feinde so unzugänglich machten, daß durch Honorius der Thron des weströmischen Reichs aus dem gefährdeten Rom eben nach Ravenna mit Sicherheit geflüchtet werden konnte. Das ganze Land am Adriatischen Meere muß sich seitdem namhaft gehoben haben, denn der größte Theil der ravennatischen Sümpfe hat jetzt in ergiebige Reisfelder verwandelt werden können, auf welchen soeben die Ernte eingeheimst wurde. Den ravennatischen Pinienwald (pineta), welcher 2 deutsche Meilen lang ist, und welcher Dante, sowie Byron, so gut gefallen haben soll, rathe ich übrigens, wenigstens keinem Norddeutschen, zu besuchen. Denn, wenn auch die Pinie, alleinstehend, sich durch ihre malerische Wipfelbildung unterscheidet, so sieht doch ein großer, dicht emporgeschossener Pinienwald nicht anders aus, als einer unserer Kiefernwälder, und Dante und Byron hätten gerade so gut im Grunewalde bei Berlin spazierengehen können.

S. Apollinare in Classe ist im Jahre 534, als die Gothen noch Herren der Stadt waren, von einem namhaften Baumeister gebaut, welchem seine Zeitgenossen den Namen Julianus Argentarius geben, also entweder Silberschmied oder Schatzmeister, im letzteren Falle wahrscheinlich Schatzmeister der ravennatischen Hofkirche. Es ist eine dreischiffige Basilika mit erhöhter Tribüne und da nichts an derselben geändert und ihr auch nichts hinzugethan ist — sie ist im Innern jetzt fast ganz leer —, so hat man hier vielleicht das beste Beispiel für das ursprüngliche architektonische Gehäuse des Christenthums. Nichts ist hinzugefügt, aber Manches ist weggenommen und geraubt, darunter der Marmor, mit welchem einst die oberen Wandflächen bekleidet waren. Auch diese Kirche ist an älteren Mosaiken ziemlich reich; unter welchen das Brustbild Christi, die vier evangelischen Symbole und die zwölf Apostel als Bänner vorkommen. Ueberhaupt haben sich

die Christen hier, indem die symbolische Darstellung alles überwuchert, als Schafe dargestellt und auch der Titularheilige predigt in der Tonsur den Schafen. Bis in das siebente und achte Jahrhundert hinein reichen die Mosaiken dieser Kirche und man kann den Verfall und die schließlich vollständige Erstarrung des Mosaiks, für dessen einstige Lebendigkeit und künstlerische Alleinherrschaft in der Welt gerade Ravenna die interessantesten Beispiele liefert, in dieser Kirche am besten studiren.

Noch aber bleibt uns der Besuch übrig des eigentlichen Juwels von Ravenna, im Punkte der Architektur des sechsten Jahrhunderts, im Punkte seiner musivischen Leistungen, wie im Punkte bedeutungsvoller Illustrationen seiner im Ganzen so geheimnißvollen Geschichte. Dies ist die weltberühmte Kirche des S. Vitale, deren Bau im Jahre 526, dem Todesjahre des Theodorich, begann und im Jahre 547 unter byzantinischer Herrschaft vollendet wurde. Dieses Hauptwerk des sogenannten byzantinischen Styles, welcher vielleicht mit größerem Rechte der ravennatische Styl genannt werden könnte, ging dem Neubau der Sophienkirche in Konstantinopel durch Justinian um acht Jahre voraus, oder, da die Sophienkirche wegen Fehler in der Construction Anfangs wieder einstürzte, welches bei dem kühnen Baue von S. Vitale nicht geschah, sogar um mehr. Es ist derselbe Julianus Argentarius, dessen schon Erwähnung geschah, welcher S. Vitale zu bauen begann. Die Kirche ist achteckig, mit acht entsprechenden Pfeilern im Innern, welche Rundbögen tragen. An diese Rundbögen setzen sich die acht Nischen zwischen den Pfeilern, in zwei Stockwerken emporstrebend, mit Halbkuppeln an und die Centralkuppel ruht dann auf dem Kranze dieser acht Halbkuppeln oder acht Rundbögen. Die kleinen Säulen zeigen sämtlich unten die byzantinischen Wurzelfnäuse und oben korinthische Capitäle. Die Centralkuppel, deren Gewölbbogen der Halbkreis, ist aus Töpfen gewölbt, ruht nämlich auf Amphoren,

die aufeinander stehen, und endet mit einem, bis zum Schlußstein fortgesetzten, Schraubengange kleinerer, gegen einander drückender Töpfe oder Hohlziegel. Der große Fortschritt in der Wölbungskunst scheint hier vollzogen worden zu sein.

Der Mosaikschmuck, welcher Wand, Gewölbe und Apsis des Chores von S. Vitale bedeckt, ist der größte Cyclus von Mosaiken, welcher uns, außer demjenigen der Marcuskirche in Venedig, übrig geblieben ist. In der Halbkuppel der Apsis thront Christus auf der Weltkugel mit dem Evangelium in der Linken und reicht mit der Rechten dem Vitalis die Märtyrerkrone. Dieser, nebst dem Bischof Ekklesius, mit dem Kirchenmodell, werden durch Engel an den Thron geführt. Soweit gehört das Mosaik offenbar derselben Zeit, vielleicht derselben Künstlerhand an, welche den thronenden Christus und die Engel mit den schönen Gesichtern in der Hofkirche des Theodorich geschaffen hat. Aber auch hier ist byzantinische Zuthat, in Huldigungszügen mit Weihgeschenken bestehend, hinzugetreten. Links steht Kaiser Justinianus, von dem katholischen Bischofe Maximilianus geführt, dem sein Name über den Kopf geschrieben ist, nebst zwei Priestern und Hofleuten und Kriegern. Er trägt Weihgeschenke und sein Kopf ist wieder umgeben von einem Heiligenschein. Jetzt handelte es sich darum, vermittelst der Photographie seines Mosaikbildes in Apollinare in Città, zu prüfen, ob bei diesen Personenbildern lebendiger Zeitgenossen, wie fast der Anschein war, an irgend welche Porträtähnlichkeit zu denken sei. Die Krone mit ihren Troddeln und die betroddelte Agraffe, welche auf der rechten Schulter den Mantel zusammenhält, sind genau dieselben. Auch schien der rechte Nasflügel ebenfalls etwas schief und das linke Auge tiefer hängend, aber weiter ließ sich nichts sagen, als daß es so schien. Auf der Wand gegenüber befindet sich die verurtheilte Kaiserin Theodora, ebenfalls mit einem Heiligenscheine und Weihgeschenke bringend. Ihr Gesicht hat durchaus ein individuelles Gepräge. Prokop, welcher sie in

seinem neunten Buche zeitgenössischer Geschichten, dem Geheimbuche, so sehr schlecht gemacht hat, daß man seine Anklagen, eben wegen ihrer entsetzlichen Gemeinheit, zu glauben nicht geneigt ist, der zugleich ihre Klugheit und Schönheit in den ersten acht Büchern bis in den Himmel erhebt, erzählt darin, sie sei so schön gewesen, daß es ganz unmöglich gewesen sei, sie im Bilde zu treffen. Es muß also doch versucht worden sein! Nun hat man freilich in Konstantinopel schon im sechsten Jahrhundert handwerksmäßig auf Holz gemalt, wie wir aus einem Marienbilde wissen, welches sich hier in Rom befindet und dessen Geschichte in unzweifelhafter Weise sich bis auf Gregor I., den ersten großen und kräftigen Papst, hinauf verfolgen läßt, der es als vom Apostel Lucas herrührend bezeichnete und es in einer Prozession durch die Stadt tragen ließ, um aus derselben die Pest zu verscheuchen. Aber diese Malerei namenloser byzantinischer Handwerker stand im Punkte des Treffens jedenfalls nicht höher, als die gleichzeitige byzantinische Mosaik. Es könnte wohl also auch in diesem Mosaikbildniß Theodora's der Versuch gemacht worden sein, die außerordentliche Schönheit der witzigen, bis auf den Thron gelangten, Schauspielerin zu treffen. Sie wird von sieben Damen ihres Hofes begleitet und sowohl diese, wie sie selbst, sind in schimmernden Toiletten, die sorgfältig von einander in Farben wie Schnitt verschieden gehalten worden sind. Herr Ricci, der ravennatische Photograph, der alle ravennatischen Mosaiken photographirt hat, behauptete zu mir, als ich sie ihm abkaufte, die Toiletten der byzantinischen Damen seien so sorgfältig in Mosaik verewigt worden, damit sie auf die Nachwelt gelangten. Das hat er auch vor einigen Wochen dem Berichterstatter der „Times“, Herrn Shakespeare Wood, gesagt der es denn auch richtig seiner im Uebrigen vortrefflichen Schilderung Ravennas in den „Times“ einverleibt hat, wie ich hierselbst schon gelesen habe. Aber das ist ja reiner Unsinn! Weil die Toiletten so genau dargestellt sind, so wissen wir jetzt freilich,

wie sie ausgesehen haben, aber Modebilder hat man doch niemals für die Zukunft, sondern immer nur für die Gegenwart gemacht. Uebrigens ist Theodora, die damals etwa neununddreißig Jahr alt gewesen sein muß, in diesem Bilde keineswegs die Schönste.

Meine Frau, mit welcher ich das Mosaikbild betrachtete, machte deswegen eine viel feinere Conjectur als diejenige der Herren Ricci und Shafespeare Wood. Sie sagte: dieses Mosaikbild hat Antonina machen lassen, die Frau des Belisar, welcher Ravenna für Justinian und Theodora eroberte. Unter den sieben Hofdamen, welche Theodora begleiten, sind die erste und dritte Theodora's Schwestern, welche hier genau dieselbe Toilette tragen, Comito und Anastasia. Zwischen ihnen die Zweite, die größte und schönste ohne allen officiellen Haarschmuck ist Antonina selbst, welcher der Mosaik-Künstler schmeicheln wollte, während sie selbst nichts weiter verlangte, als zwischen den beiden Prinzessinnen zu erscheinen, um ihre Freundschaft mit Theodora anzudeuten. Dies läßt sich schon eher hören und würde besonders gut zu den übrigen charakteristischen Zügen Ravenna's passen, welche es als ein Pompeji des fünften und sechsten Jahrhunderts erscheinen lassen, das uns in ähnlicher Weise mit vielen Einzelheiten des damaligen Lebens erhalten blieb.

Sturmgefangen auf der Südspitze von Europa.

Hestiger Scirocco bis Corfu. Die italienische Operngesellschaft. Außer-
fließ Negligé. Zante. Messenien. Um die Vorgebirge des Peloponnes.
Eintritt des Tramontane greco (Nordost) statt des Scirocco. Festge-
nagelt durch den Wind. Unterstelle an der lakonischen Klüfte. Ist Cervi
Sphacteria? Großartiges Meer und Felsenbild. Beschluß eine Oper
an Bord aufzuführen. Noch ein Lloydampfer gefangen.

Am Bord der „Najade“ vor Neapolis in Lakonien,
den 24. October 1876.

Daran habe ich niemals gedacht, daß ich noch einmal vom
Sturme, diesmal vom Scirocco gefangen, vor der unwirthlichen
Südspitze Europa's, einen Tag oder zwei Tage oder auch drei
Tage — wie lange es währen wird, läßt sich noch nicht ab-
sehen — festgebannt würde still liegen müssen. Noch in Brin-
disi, heute vor vier Tagen, glaubten wir eine gute Fahrt nach
der Levante als uns mit Sicherheit in Aussicht stehend anneh-
men zu können. Ein windstillter und wolkenloser Tag war der
Einschiffungsnacht vorhergegangen. Meine Zuversicht war noch
gewachsen, als ich das funkelnagelneue kleine Triester Lloyd-
schiff, „die Najade“, welches gerade seine erste Smyrnafahrt
machte, betreten hatte. Zwar gehört es nur zu den kleineren
Schiffen der Lloyd-Flotte und ist ein Schraubendampfer, ein
Spinaglio, wie dies italienisch heißt, und vorzüglich vor klei-
nen Schraubendampfern soll man sich hüten, wenn man nicht
seekrank werden will. Aber dies kleine Schiff war, nach neuer
Bauart zwar sehr schmal, aber dafür desto länger, und dann
reitet es immer doch besser über die Wellen hinweg. Aber,
wie gesagt, an eine bewegte Fahrt, an die wir übrigens schon

gewöhnt sind, kam uns diesmal gar kein Gedanke. Noch ein Umstand schien einen erhöhten Reiz der Fahrt zu versprechen. Schon von den Bootsleuten, die uns und unser Gepäck an Bord schafften, hatten wir erfahren, daß wir fast die einzigen Passagiere in der ersten Kajüte waren. Niemand war von Triest bis Brindisi mit dem Schiffe gekommen, und in Brindisi wurden, sämmtlich als Passagiere für die zweite Kajüte, nur die Mitglieder der italienischen Oper eingeschifft, welche allwinterlich die Küstenstädte, die griechischen wie die türkischen, des Archipels besucht. „Da werden Sie lustige Unterhaltung auf dem Wege haben;“ versicherten uns die Bootsleute fast neidisch, „es sind auch viel hübsche Mädchen drunter!“ Alles das ließ sich doch hören.

Aber kaum hatten wir den Hafen von Brindisi verlassen, vor welchem ich übrigens wegen der planmäßigen Ausbeutung der Durchreisenden durch die Behörde der kleinen Hafenstadt und ihre Bevölkerung, welche Ausbeutung der italienischen Regierung nicht unbekannt sein kann, jeden Reisenden warne, verlassen, so stellte sich Wind mit Regen ein, und es ward unverkennbar, daß wir mitten in einen heftigen Scirocco hineinfuhren. Eigentlich hätte ich dies erwarten sollen, denn in Rom hatten die telegraphischen Berichte von der Südküste, welche dort täglich im Telegraphenamt angeschlagen werden, sämmtlich darin übereingestimmt, daß es draußen auf der See böß aussähe, so ruhig auch das Wetter am Lande selbst war. Ich hatte aber keine große Furcht vor dem gehabt, was die Italiener möglicher Weise schon böses Wetter nennen können, und mich nur bewogen gefühlt, unsere Abreise zu beschleunigen, damit es nicht etwa noch böser werden könnte.

Bis Corfu hielt der Scirocco an, und bis zum nächsten Nachmittag sahen wir wenig von der übrigen Reisegesellschaft, welche sammt und sonders seekrank geworden zu sein schien. Auf der Rhede von Corfu wartete der Capitän, der mit seinem neuen Fahrzeuge sehr sauber und ängstlich umzugehen

schien, es ab, bis der Scirocco ausgeblasen hatte. Am Morgen des nächsten Tages ging denn auch die Fahrt, bei heiterem Himmel und glatter See, weiter nach Cephalonia und Zante. Da wir alle diese Inseln aus einem früheren Besuche schon kannten, war es uns diesmal nicht beigekommen, ihnen einen Besuch im Boote abzustatten, mit Ausnahme Corfus, wo wir einst schöne Tage verbracht und an welchem wir deswegen gar zu sehr hingen. Aber wahr bleibt es, daß das Panorama der Bucht von Zante, welches die italienischen Seeleute im Reime die Blume der Levante nennen, noch lieblicher ist, als dasjenige, welches sich auf den Binnengewässern zwischen Corfu und der albanesischen Küste, und vorzüglich von den Ufern von Corfu aus, vor dem Blicke entrollt.

Unterhaltender war es uns diesmal, uns auf dem Schiffe um unsere Reisegefährten, die italienische Operngesellschaft, zu bekümmern, welche, nun das Wetter besser geworden zu sein schien, in allen Winkeln des lang hingestreckten Verdeckes, gewohnheitsmäßig, vielleicht auch zur Uebung, zu trillern und trällern begannen. Diesmal hatte sie, als Unternehmer dieser levantinischen Oper, ein junger Mann aus Mailand zusammengebracht, welcher sich durch eine umgehängte lederne Geldtasche als Unternehmer, als Impresario, kenntlich machte und welchen die Uebrigen „Professore“ titulirten. Wahrscheinlich war es also ein Gesangslehrer für Opernsänger und Opernsängerinnen. Wenn diese italienische Oper für die Levante zu ihrem Berufe aufbricht, wird das Personal engagirt mit der etwas unbestimmten Verpflichtung per far il giro levantino, um den Kreis der levantinischen Städte durchzumachen. Zu diesem werden die Städte des äußersten Südostens, in welchen ebenfalls gewohnheitsmäßig italienische Opern aufgeführt werden, Kairo, Alexandria und Beirut, nicht gezählt. Es gehören dazu nur die Städte am Archipel, und, wenn es sich thun läßt, auch Konstantinopel und Corfu. Am regelmäßigsten ober werden besucht in Griechenland Hermupolis

in Syra, und in der Türkei Scio und Smyrna. In Syra scheint stets der Anfang gemacht zu werden, weil sich von dieser centralen Lage aus am besten der Weg weiter finden läßt. Auch die Gesellschaft, welche sich auf unserm Schiffe befand, wollte zuerst nach Syra. Da die Agentur des Lloyd in Brindisi schon das Gerücht erreicht hatte, von welchem ich noch nicht weiß, ob es Wahrheit enthält oder nicht, daß in Konstantinopel eine neue Revolution ausgebrochen und Midhat Pascha gestürzt sei, daß die Flotten der westlichen Mächte nach Konstantinopel eilen, um es vor einem russischen Handstreich zu schützen, so schien der Impresario von dem Plane ganz Abstand genommen zu haben, diesmal auch nach Konstantinopel zu gehen, und selbst Smyrna, gewöhnlich die Fundgrube für die reichste Einnahme, war unsicher geworden. An Athen, wo nicht viel zu holen scheint, wird stets erst in zweiter Linie gedacht. Im Ganzen ist das Geschäft dies, daß sich eine Operngesellschaft nach Syra begiebt, um sich von dort wohin man im Archipel will bestellen zu lassen. Ohne das ziemlich zahlreiche italienische Publicum in den levantinischen Städten, welches an seine Opernabende einmal gewöhnt ist, und ohne das griechische, welches begonnen hat, sich in italienischer Weise ebenfalls daran zu gewöhnen, würden diese italienischen Operngesellschaften im Umherziehen, welches wir in Nord-Europa nur aus London, Paris, Petersburg und Berlin kennen, in der Levante nicht bestehen können. Sie sind denn auch auf ziemlich schmalen Erwerb angewiesen und müssen damit zufrieden sein, wenn ihnen dafür um so enthusiastischerer Beifall gezollt wird und vorzüglich die Primadonna am Schluß der Saison in jeder einzelnen Stadt von der italienischen Bevölkerung im Triumphe durch die Straßen getragen wird.

Man muß diese theatralischen Wandergesellschaften im Negligé des ersten Aufbruchs, sämmtlich auf dem zweiten Plaze eines Dampfschiffes, aus der Nähe gesehen haben, um zu

wissen, was man in ihnen vor sich hat. Alle italienischen Frauen, und die Mehrzahl der italienischen Männer dazu, sind entweder in voller Abendtoilette, und dann, wie wir es vielleicht bezeichnen würden, in vollständigem Wachs, oder in einem so haarsträubenden Negligé, daß sich bei uns alle Gesellschaftsklassen dessen schämen würden. Den ganzen Tag über sind sie hiermit vollständig zufrieden und treten erst am Abend mit Glanz auf. Bis dahin fahren sich Frauen wie Männer mit dem Kamm kaum durch's Haar, welches mit den Nesten der Frisur des vorigen Abends ganz wüßt um den Kopf herumhängt. Sie haben sich weder das Gesicht noch die Hände gewaschen. Die Kleidungsstücke hängen sie sich mehr über, als daß sie sie anziehen. Ob Brust und Schultern entblößt sind, verschlägt ihnen wenig. Auf den Füßen tragen sie Schlorren, die früher einmal Schuhe waren. Dabei scheinen die Frauen vom Theater den ganzen Tag über mit Leidenschaft zu rauchen; einige schnupfen sogar. Uebrigens sind sie sämmtlich, wie Italiener in der Regel, stets freundlich und höflich, weder blöde noch dummdreist. Bei solcher Komödiantengesellschaft auf Reisen werden beim Verkehre des männlichen und weiblichen Theiles mit einander, oder auch des letztern mit Männern, die nicht dazu gehören, wie die Schiffsoffiziere, nicht ganz diejenigen Anstandsformen beobachtet, auf welche wir bestehen würden; aber im Ganzen halten sich beide Geschlechter doch in gewissen nothwendigen Schranken.

Die zum Theil sehr seltsamen Figuren dieser Operngesellschaft, welche nun die von „schweren Sorgen gedrückten“ Levantiner während des Winters entzücken soll, hatte uns als eine ungewohnte Deckstaffage während der ganzen Zeit unterhalten, wo auf der Fahrt von Zante nach den drei südlichen Vorgebirgen des Peloponneses die Küste aus dem Gesicht ganz verschwindet, als, bei ihrem Wiederauftauchen aus dem Meere — die hohen Berge Messeniens wurden sichtbar — die Dunkel des Abends hereinbrachen. Schon war uns die breit-

schultrige Altistin mit weißen Ueberwurf und einem Kopf, dergestalt voll falscher Haare, daß er wie ein breiter Pilz aussah, als ein Neger Kaiserlake erschienen, der das Amt eines Hohenpriesters und Regenmachers zu bekleiden hatte, als die Rauchfahne aus dem Schote der Dampfmaschine plötzlich sich senkte und dabei eine andere Richtung annahm. Wir waren eben bis südlich von ganz Griechenland vorgebrungen, und bekamen es mit einer anderen Windströmung zu thun, als wir seine drei südlichen Vorgebirge, wie die Engländer sagen, zu doubliren begannen. Statt der warmen und weichen Luft des Scirocco begannen wir jetzt die harten abgebrochenen Stöße des Tramontano greco, im Italienischen des Nordost-Windes, zu spüren. Während es immer dunkler ward, und auch der junge schmale Mond unter Wolken verschwand, wurden die Stöße des Windes immer heftiger. In der See hüpfen jetzt, statt der langen rollenden Walzen, welche der Scirocco vor sich hergetrieben hatte, und die zuletzt immer breiter und niedriger geworden waren, bis nur noch die ruhige Fläche übrig blieb, kleine unruhige Wellen empor, welche sich mit weißen Federbüschen krönten. Davon blitzte es ringsum in dem sonst nun tintenschwarz gewordenen Meere. Die Stöße des Windes wurden herber und heulten um das Schiff herum, wie Wölfe im Winter um einen Schlitten in Polen. Der Capitän gab schlechte Aussicht dafür, daß wir unter diesen Umständen bald um die drei Vorgebirge herumkommen würden. Wir selbst zogen es vor, frühzeitig zu Bett zu gehen und uns lieber von dem Meereslärm in Schlaf hüllen, statt uns von ihm in Furcht jagen zu lassen. Die Offiziere blieben die ganze Nacht hindurch ängstlich arbeitend auf dem Deck, und es gelang ihnen auch, um die Spitze der Insel Sapienza herumzukommen und damit in das offene Meer des Südens hinein. Da die weitere Fahrt in südöstlicher Richtung lag, hatte das Schiff bis zum Vorgebirge Matapan, der eigentlichen Südspitze des festen Landes von Europa, den

Nordost-Sturm, welcher, um das östliche Vorgebirge, das von Malea oder St. Angelo herumwehend, sich in einen genauen Ostwind verwandelt, noch immer nicht voll in's Gesicht, aber vom Vorgebirge Matapan an soll die Anstrengung für das Schiff furchtbar geworden sein. Es hatte sich beständig förmlich zu bäumen, und auf jede drei Schritt vorwärts folgten unwillkürlich wieder zwei zurück. Dabei fehlt es auf dem festen Lande hier ganz an Leuchttürmen, und derjenige, welchen die Engländer, aus der Zeit ihrer Herrschaft über die jonischen Inseln, auf der Insel Cerigo, dem antiken Cythere, hinterlassen haben, war lange Zeit hindurch noch zu weit, um sichtbar zu sein und sein schließlicher Anblick mußte durch viele umher-tastende Versuche in der Lenkung des Schiffes förmlich erst langsam erkämpft werden. Als es bei Tagesanbruch endlich geschah, war der Zustand der See so drohend geworden, daß es der Capitän vorzog, statt auf der fast schutzlosen Rhede von Cerigo in der Bucht Schutz zu suchen, welche etwas westlich vom Vorgebirge von Malea, unter Vorlagerung der kleinen Insel Cerui in das lakonische Land dringt, welche auch von den Kriegsschiffen aller Mächte schon oft als Zufluchtsort benutzt worden ist. Hier, bei zwölf Faden Tiefe, wurden zwei Anker gesenkt, auf welchem das Schiff nun fest reitet, und wir können wieder auf dem Deck und in den Kajüten auf festen Füßen stehen, nachdem wir unsere Kojen, in welche sich das Wasser durch die Schiffsluken hinein zu ergießen begann, schon längst verlassen haben.

Aber noch scheint die Aussicht, aus dieser Wildniß von Wellen und himmelhohen Felsen, schon heute, oder auch schon morgen, oder auch schon übermorgen erlöst zu werden, als sehr fraglich. Was fängt man in solcher Lage mit der lieben Zeit an? Die Ausschau ringsum freilich ist sehr schön und großartig, aber der Genuß daran bald erschöpft. Im Norden steigen die Berge Lakoniens baumlos, aber mit niedrigem, rau-grünem Pflanzenwuchs bedeckt, bis zur Höhe von fünftausend

Fuß empor. Oben, auf ihrem Abhange, hängt ein älteres Dertchen und seit einem paar Jahren hat sich unten an ihrem Fuße und am Meeresufer ein neues gebildet, welches den im jetzigen Hellas so häufigen Namen Neustadt, Neapolis, führt. Gegenüber liegt die kleine Insel Cerri, scheinbar ganz unbesohnt, welche jawohl dieselbe ist, die im Alterthum Sphacteria hieß, und wo der athenische Ledersabrikant Kleon in so überraschender Weise sein auf dem Markte in einer Rede gegebenes Versprechen löste, die dreihundert stolzen Spartiaten zu fangen. Weiter ab, und schon mehr nach Osten zu, dem Vorgebirge Malea gegenüber, erhebt sich aus dem Meere Cerigo, früher Cythere, heute bekannt wegen noch besseren Honigs, als der Honig des Hymettos bei Athen, früher bekannt als ein Hauptsitz der Verehrung der Aphrodite, mit Paphos selbst darin wetteifernd. Näher als diese Inseln gukt über den Bergzug vor uns der hohe, steile Kopf des Vorgebirges Malea fast schreckhaft zu uns herüber, und ebenso sieht man rückwärts im Westen, in schon viel größerer Ferne, den langen Bergzug des Vorgebirges Matapan sich um mindestens noch eine Meile südlicher hinaus in's Meer erstrecken, als wir uns befinden.

Alles bildet zusammen ein wunderbares Panorama, wunderbar vorzüglich durch die so vielfach gegliederte Abstufung der Farbentöne näherer und fernerer Bergzüge, Vorgebirge und Inseln. Aber auf die Dauer sieht man sich doch auch an diesem Bilde satt, vollständig leblos wie es ist, bis auf die wenigen Bauern in hellenischer oder mainottischer Tracht, die drüben von Hütte zu Hütte schleichen und die paar Möven, die mit weißen Flügeln das Schiff umkreisen. Bringen wir also Leben in die Bude, oder in unser einsames gefangenes Schiff, denn wir vermögen es ja. Wozu haben wir eine italienische Oper an Bord? Also Signor Professore — wir haben ja Alle nichts zu thun — wie wäre es mit einer Aufführung des „Trovatore“ auf dieser Südspitze Europas? In der ersten Kajüte haben wir ein Instrument und den hintersten Theil

derselben bildet eine förmliche erhöhte Bühne, halbkreisförmig, und sogar mit rothem Vorhang, der auf- und zugezogen werden kann. Kostüme haben wir nicht nöthig und im Nothfall ist es ja wohl auch mitgebracht. Wie der Gedanke rasch gezündet hat! Plötzlich ist alles jubelnd voll geschäftigen Eifers. Die Mädchen öffnen ihre Kasten und zupfen darin herum; überall kommt Roth und Gelb und Flittergold zum Vorschein. Die Männer beschäftigen sich mit dem Bau von Coulissen aus Stühlen. Schon trällert jeder aus seiner Rolle, mit der größten Begeisterung der Tenor; auf dem Instrument präludivt der Impresario. Plötzlich erschallt die Stimme des Capitäns in die Kajüte hinein und „dieser Stimme Macht verschlingt urplötzlich das Gebrause“ Signori, Signorine, un vapore, uno dei nostri, ruft er, nun stürzt alles wieder auf's Deck, von wo aus die langsame Einfahrt eines anderen, diesmal eines ganz großen Lloydampfers zu beobachten ist. Auch er hat sich an diese einzige sichere Stelle, welche nicht der Mensch, sondern die Natur auf der Südspitze Europa's schuf, geflüchtet. Die Frage, kommt er von Konstantinopel, ist auf aller Lippen. Nein, er kommt von Triest und geht erst nach Konstantinopel, und weiß nicht mehr zu erzählen, als was wir aus Brindisi schon mitbringen. Aber neue Gesellschaft haben wir nun doch in unserer Einsamkeit und brauchen das Schauspiel vorläufig nicht mehr. Neuer geselliger Verkehr schloß den 24. October auf der Südspitze Europa's, welcher hier wenigstens in seiner Einsamkeit den Trost gewährte, daß wir ihn nicht auf der Nordspitze zu verleben brauchen.

Von Cap Malea nach Syra.

Die Delphine und der Arionmythus. Der Höllenhund und der Einsiedler. Die Marmorklippen. Anti Milo und Milo. Die Aphrodite von Milo von Skopas? Die Inseln Seryphos und Siphnos. Strahlendes Nachtbild von Hermupolis. Besuch in der Stadt.

Hermupolis. 2. November 1876.

Das Meer war endlich denn doch, am zweiten Tage, etwas ruhiger geworden, und die Najade konnte sich auf die Wellen hinaus wagen. Es war schön sonnig, und das Springen der Delphine aus dem Wasser bildete, wie gewöhnlich, sobald man den Archipel erreicht hat, eine lustige Unterhaltung für Jeden, der es vorzug auf Deck zu bleiben. Gerade an dieser Stelle haben die Delphine ein Denkmal ihrer bekannten Neigung, sowohl für die Musik, wie für die Menschen hinterlassen, welches zuerst von der altgriechischen Poesie gefeiert wurde und dann auch in die deutsche überging, wo es August Wilhelm von Schlegel mit seinen klangvollen Reimen schmückte. Hier, am Vorgebirge Matapan, oder vielleicht auch dem Vorgebirge Malea, denn eines von beiden war das antike Tánaron, sprang der Zitherspieler Arion aus Lesbos der Sage nach aus einem korinthischen Schiffe in das Meer, nachdem er auf der Zither gespielt und die Götter angerufen hatte, weil ihn die Schiffer ermorden wollten, um sich das Gold anzueignen, welches er als Gewinn aus einem Preiskampf in der Musik von Taras in Unter-Italien nach Griechenland zurückbrachte. Der Sage nach geschah dies im siebenten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung. Um das Schiff herum wimmelte es, wie um das unsere, von Delphinen und einer derselben nahm den Zitherspieler auf den Rücken und trug ihn an das Land. Ein Bildniß des Arion auf diesem Delphin,

auf dem Vorgebirge verewigte diese anmuthige Sage. An dieselbe Stelle verlegte man im Alterthum auch die Höhle, durch welche Herakles den Cerberus auf die Oberwelt hinauf gezerrt haben sollte. Nun eine auffallende Höhle in welcher jetzt ein Eremit haust, war uns auf dem Vorgebirge Malea gezeigt worden, dicht über dem Meerespiegel. Ich fragte den Tenor der italienischen Opern-Gesellschaft, ob er nicht eine Arie singen, und dann sich von einem der Delphine an's Land tragen lassen wolle, indem ich ihm die Sage vom Arion erzählte. Er meinte lachend, das würde ihm nichts helfen, da er nicht nach Korinth wolle, wie Arion, sondern nach Syra, welches eine Insel sei, wohin man von diesem Vorgebirge aus nicht gelangen könne.

Das Schiff drang langsam, beständig noch gegen den Wind, in ostnordöstlicher Richtung vor, und außer der Unterhaltung durch die Delphine, und die hinter uns allmählig blasser werdenden Bergzüge von Lakonien und die nordwestlich in der Ferne auftauchenden von Argolis, gab es nun auch die, dem Archipel eigenthümliche Unterhaltung durch mannigfach umher gestreute kleine Marmorklippen, darunter zum Theil röthlich leuchtende, welche, gleich den kykladischen und sporadischen Inseln, die durchaus gebirgige Natur des Meeresbodens im Archipel verrathen. Oft blieb ein solches Klippchen manche Stunde lang sichtbar, als Beweis unseres äußerst langsamen Vordringens; am längsten eines, welches mir als Falconara bezeichnet wurde, und welches den Schiffen als Richtpunkt bei Tage zu dienen scheint. Nun ward zur Rechten eine kleine, hohe, bewohnte Insel, Anti-Milo sichtbar, und ziemlich weit hinter ihr, in duftigem Umriß, das eigentliche, das große Milo, also Melos, die am meisten westliche der kykladischen Inseln, die Pfundstätte, im Jahre 1824, jener Perle der Skulptur, der Aphrodite von Melos. Sie ist aus parischem Marmor, und wohl deswegen hauptsächlich ohne Weiteres dem Skopas zugeschrieben worden, welcher aus Paros

gebürtig war, aber mit Gewißheit läßt sich weiter nichts sagen, wenn man aus ihrer Behandlungsart zu urtheilen hat, als daß sie ein Werk jener zweiten, attischen Bildhauerschule sein muß, welche sich nach dem peloponesischen Kriege bildete, und zu welcher Skopas, wie Praxiteles, gehörten, daß sie aber von dem Letzteren nicht herrührt.

Nachher geht es zwischen den beiden kykladischen Inseln, Serpho, und Siphanto hindurch, welche im Alterthum Seryphos und Siphnos hießen. Siphnos, welches Goldbergwerke besaß, soll im Alterthum sehr reich gewesen sein; Seryphos aber desto ärmer. Spuren von jenen Goldbergwerken sind noch vorhanden; aber heute ist die eine Insel so arm wie die andere.

Von der heut zu Tage wirklich reichen Insel unter den Kykladen, Syra, war noch nichts zu sehen, als ihr, noch in weiter Ferne aufblitzendes, Leuchtfeuer, denn nun war es auch schon vollständig dunkel geworden. Erst gegen Mitternacht erreichten wir den dicht mit Masten gefüllten Hafen von Hermupolis auf Syra, und erhielten, wie schon bei früheren Besuchen den erheiternden Eindruck ihrer, obgleich nur mit Petroleum erleuchteten, hochbergansteigenden Straßen voll blendend weißer Häuser, die das Lampenlicht zurückstrahlten.

Als der Morgen voll angebrochen war, fuhren wir im Bote nach der Stadt, und suchten alsbald unseren alten Freund daselbst auf, einen früheren Präsidenten der griechischen Volksvertretung. Von ihm erhielten wir zuerst die Nachricht, daß in Konstantinopel keine neue Umwälzung stattgefunden habe, daß der Aufstand der Slaven an der Donau die Griechen nicht kummere, und daß von einer Bedrohung der Europäer in den türkischen Städten bis jetzt noch keine Rede gewesen sei. Somit war denn auch bis jetzt kein Grund vorhanden, nicht unseren Vorsatz auszuführen, zunächst einige Küstenstädte der asiatischen Türkei zu besuchen, und wir beschloßen noch am selben Tage mit demselben Dampfschiff nach Smyrna weiter zu fahren.

In der Hauptstadt der Levante.

Delos. Castro auf Chios. Die Boote mit Mastix. Homers auf dem Schiffe. Caradscha Folia (Phocaea). Das älteste Rymae. Matronisi. Klazomene. Der Gebis Tschai. (Hermos). Der Zomanlar Dagh und Manisla Dagh (Sipylus). Der Tachtalu Dagh und Nif Dagh. Die Abdelphei. Anbick von Smyrna. Der Kay. Europäische Panzerschiffe. Der Berg Pagos. Die Einwohnerzahl und Zusammensetzung der Einwohnerschaft von Smyrna.

Smyrna, 15. November 1876.

Auch mitten in den Gefahren eines neuen orientalischen Krieges, welcher am Himmel heraufzuziehen scheint, bewähren sich immer noch die landschaftlichen, die ethnischen, wie die geheimnißvollen geschichtlichen Reize des Bodens von Klein-Asien. Ich habe diesen Boden, Gegenstand meiner jugendlichen Sehnsucht, als er noch schwer erreichbar war, zwar nun schon vor einigen Jahren am Bosphorus betreten, aber eben nur, um doch auch auf der asiatischen Seite dieser vornehmsten aller Meerengen gewesen zu sein, auf welcher gespannte Blicke aus der ganzen Welt jetzt wieder, wie schon so oft im Laufe der Jahrhunderte, ruhen. Diesmal habe ich es auf das Innere Klein-Asiens selber abgesehen, und mich zunächst in seinen Culturmittelpunkt, Smyrna, versetzt. Von Syra aus, dem gegenwärtigen commerziellen Mittelpunkte der Inselwelt des Archipels, ist zu dieser Versetzung aus Europa nach Asien nur eine Nacht nöthig. Man sieht das weißschimmernde, auf einem Berge pyramidenhaft sich aufthürmende Hermupolis auf Syra, weit aus noch die schönste der modernen Hellenenstädte, im Scheine der Abendsonne hinter sich versinken, kann gerade noch

das flache und kleine, ganz öde Delos begrüßen, und kreuzt dann im Dunkel den einsameren Theil des Archipels außerhalb der Gruppe der kykladischen Inseln. Erst im Mondlicht zeigen sich die Berge von Skio, oder Chios, und seine kleine Hafensstadt Castro, welche an dem ziemlich schmalen Meeresarme liegt, der die Insel vom Festlande trennt, wird angelaufen. Ihre nächtliche Erleuchtung funkelt einladend nach dem Schiffe herüber, und sobald dasselbe von der Stadt aus in Sicht gekommen, setzen sich zahlreiche Boote auf der Küste in Bewegung, welche schon längst auf den Dampfer gelauert zu haben scheinen. Es macht fast den Eindruck, als stürzte sich ein Schwarm vielfüßiger Insecten — die Ruder gleichen den ausgreifenden Füßen eines Insects — auf irgend welche süße Beute, welche in ihre Nähe gekommen. Diesmal freilich ward die Süßigkeit auf das Schiff gebracht, und was dafür verlangt wurde, war nur Geld. Die Boote brachten Mastix. Es ist derselbe Mastix, den wenigstens früher die Maler zum Firnissen ihrer Gemälde brauchten, aber für dergleichen wird er in seinem Ursprungslande nicht gebraucht. Mastix ist ein Harz des Pistazienstrauches, welches vorzüglich auf Chios in etwa zwanzig Dörfern gesammelt wird. Nur der Mastix von Chios dient in der ganzen Levante, vorzüglich unter den Griechen, als Leckerbissen. Es sind blaßgelbe, durchsichtige Körner, an der Rinde ausgeschwigt, welche gekaut werden. Sie können aber auch pulverisirt werden. Sie sind von balsamischem Geschmack und beim Verbrennen auch von balsamischem Geruch. Hauptsächlich werden sie zur Herstellung von balsamischem Branntwein verwendet, indem sie sich in heißem Alkohol lösen. Ich kann nicht sagen, daß ich gerade viel Geschmack an demselben gefunden habe. Die Zwischendeckpassagiere, unter welchen sich auch zahlreiche Araber befanden, machten aber sämmtlich Einkäufe. Ein griechischer Herr aus Alexandrien empfahl uns dieses Mastix zum Kauen oder Trinken, als Mittel gegen das Fieber. Auf diese Weise knüpfte er eine Unterhaltung an, in

welcher er mit Anstrengung darauf hinarbeitete, einflechten zu können, daß die Ortschaft uns gegenüber unter den bekannten sieben Städten den größten Anspruch darauf habe, als die Geburtsstadt Homer's zu gelten. Denn hier habe später das Sängergeschlecht der Homeriden geblüht. Er selber hieße übrigens auch Homeros, wenigstens mit Vornamen. Ich zog meinen Hut, als ich diese überraschende Mittheilung empfang. Unter den modernen Griechen wird man ja beständig durch solche stolze Namen „überrascht“. Als wir in die Bucht von Smyrna einliefen, begann es schon wieder hell zu werden. Auf der ziemlich entfernten Küste zur Linken ward Caradscha Jokia fühlbar, das antike Phocaea, die Mutterstadt von Marseille. Wenige Meilen davon lag Rymä, zuerst von Euböa aus gegründet, und dann selber wieder die Mutterstadt von Eumä, bei Neapel. Es ging an der Insel Makronisi vorbei, also die „große Insel“. Auf der Landspitze hinter derselben lag einst Klazomene. Je mehr man sich Smyrna nähert, welches nahe dem innersten östlichen Winkel der volle neun deutsche Meilen tiefen Bucht liegt, desto malerischer gruppiren sich die namhaft hohen und steil abfallenden Berge auf beiden Seiten und im Hintergrunde.

An der Stelle, wo nördlich, also auf der Küste zur Linken, der Gedis Tschai, der antike Hermos, mündet und ein kleines Delta bildet, verengt sich die Bucht, um weiter einwärts sich von Neuem zu erweitern. An der südlichen Küste gegenüber liegt ein Castell im Wasser von türkischer Construction, welches den ganzen inneren Theil der Bucht in einen militärisch geschützten Hafen verwandelt. Zur Linken, also nördlich, erhebt sich nun der Bergzug des Zamanlar Dag, gänzlich kahl, und an ihn sich weiter östlich anschließend, der Manissa Dag, der antike sagenberühmte Sipylos, in welchem sich bis heute das schon in der Ilias erwähnte weinende Steinbild der Niobe, oder wie wohl wahrscheinlicher, der Göttin Kybele, befindet, also das älteste Steinbild auf

Erden außerhalb Egyptens. Auf der Rechten erheben sich hinter dem schon sichtbaren Smyrna noch höher die Gipfel des bewaldeten Tachtalu Dagh und hinter diesem des Rif Dagh, im Alterthum eines der vielen Olympos, der „leuchtenden Berge,“ also wahrscheinlich der Schneeberge. Unmittelbar am südlichen Strande, noch vor der Stadt, gerade hinter dem türkischen Castell, erheben sich zwei Spitzberge, dicht neben einander, welche von den Smyrnaern die Adelphei, die Gebrüder, genannt werden.

Langhin, am östlichen Strande der inneren Bucht, dehnt sich Smyrna und längs der ganzen Stadt läuft jetzt ein breiter, mit Lava vom Vesuv gepflasterter Kay, nach dem Beispiele der Marina in Neapel, von wo das vulkanische Pflaster angeschleppt worden ist, weil die Kalle und Schiefer der Umgegend von Smyrna dazu zu weich sind. Dieser Kay, der mit Schienengeleisen versehen ist, ist noch nicht ganz fertig. Vor seiner südlichen Hälfte befindet sich ein in Molen eingeschlossener, künstlicher Hafen voll regen Verkehrs. Den Kay hat eine Actiengesellschaft von Levantinern, in der Levante, geborenen Abkömmlingen europäischer Familien, in der Hoffnung gebaut, die Baustellen längs desselben besonders gut werthen zu können, eine Hoffnung, die bis jetzt getäuscht worden ist. An drei europäischen Panzerfregatten, einer deutschen, dem „Kronprinzen“, einer österreichischen, der „Custozza“, und einer französischen dem „Chateau Renaud“, hatten wir vorüberzufahren, ehe wir in den inneren Hafen gelangten. In dem eingeschlossenen Theile der Bucht von Smyrna könnten vielleicht, wie im Hafen von Newyork, alle Flotten der Welt zusammen gleichzeitig vor Anker gehen. Dasselbe ist ja auch der Fall mit dem goldenen Horne bei Konstantinopel. Gegen Süden steigt der Boden von Smyrna am Abhang des kleinen Berges Pagus empor, welcher die Trümmer einer Akropolis von Smyrna trägt, deren Geschichte aus der dunklen, bald tyklopisch, bald amazonisch genannten Zeit vor der Einwan-

derung der Griechen, bis gegen den Schluß der byzantinischen Herrschaft und bis in die Zeit der selbschuckischen Sultanate und bis in diejenigen des osmanischen Reiches hineinreicht.

Der Berg Pagus, von den modernen Griechen auch Mastusia genannt, mit seiner weithin sichtbaren, sehr ausgedehnten Trümmerkrone, das eigentliche Wahrzeichen der levantinischen Hauptstadt, ist etwa 500 Fuß hoch. Von diesem Berge aus, welchen wir schon in den ersten Tagen auf munteren Eseln erklimmten, läßt sich der beste Ueberblick über die große labyrinthische Stadt gewinnen, welche jetzt mehr als zweimalhunderttausend Einwohner zählt. Genau gezählt hat man sie niemals, aber meine Angabe beruht auf den besten Zeugnissen, die zu haben sind, und ich kann mir auch wohl selbst zutrauen, bei der sehr großen Anzahl von Städten, die ich gesehen, nach einigen Wochen Aufenthalt, auch in einer größeren Stadt, eine ziemlich sichere Schätzung ihrer Bevölkerungszahl machen zu können.

Die Stadt, welche nun, von ihrer alten Akropolis aus überschaut, sich zu unseren Füßen ausbreitet, gehört in vielen Beziehungen zu den interessantesten Städten der ganzen Erde. In dem Punkte der Nationalitäten-Mischung steht sie wohl heut zu Tage sogar an der Spitze aller Städte. Unter den Zweihunderttausend giebt es zunächst mehr als achtzigtausend Griechen. Diese sprechen Smyrnaisches Romaisch; eine sogar dem Neugriechischen des Königreiches gegenüber, welches hier hellenisch, oder athenisch heißt, sehr verderbte Mundart. Sie ist nämlich mit italienischen und türkischen, sogar auch mit arabischen Ausdrücken viel stärker untermischt, als die Sprache, welche in Athen gesprochen wird, und die sich dem Altgriechischen immer mehr nähert, und mit arabischen Ausdrücken selbst mehr als das elegante Türkische von Konstantinopel, welches ja wiederum seinerseits vom ursprünglichen Türkischen in Turkestan, in Folge der Einmischung des Persischen und Arabi-

sehen, weit abweicht. Nichtsdestoweniger nennen sich von den achtzigtausend Griechen von Smyrna nicht weniger als beinahe dreißigtausend Hellenen, d. h. Hellenen aus dem Königreich Hellas, mit welchem aber die meisten von ihnen durch nichts weiter verknüpft sind, als daß sie auf dem hellenischen Consulat als hellenische Unterthanen in die Liste aufgenommen worden sind, während sie selber vielleicht niemals auf hellenischem Boden waren.

Außer diesen achtzigtausend eingeständlichen Griechen giebt es aber noch zwanzigtausend, welche es durchaus nicht Wort haben wollen, daß sie Griechen seien, obgleich sie meist keine andere Sprache, als die griechische, d. h. das smyrnaische Romaisch, sprechen. Sie fühlen sich sogar beleidigt, wenn man sie Griechen nennt, und verlangen ausschließlich Katholiken genannt zu werden, nämlich römisch-katholisch, stammen in der That auch meist nicht von Griechen ab, sondern entweder von Venetianern oder aus den Städten der Küste von Apulien, aus welchen in früheren Jahrhunderten eine namhafte Auswanderung nach hier stattfand. Diese griechisch redenden Katholiken, von welchen es auch auf den Inseln des Archipels und vorzüglich auf Syra selbst eine große Anzahl giebt, haben ihre Kathedrale und ihren Erzbischof hier in Smyrna, und haben dem zuletzt verstorbenen römisch-katholischen Erzbischof von Smyrna, Mussabini, sogar eine Büste aus Marmor hier in der Stadt gesetzt. Als ein bezeichnendes Merkmal der Völkermischung hier in Smyrna mag ich bemerken, daß dieser Herr Mussabini, wie mir genau bekannt ist, sogar weder griechischer noch italienischer Abkunft, sondern von Stamm ein Araber aus dem Libanon war, ursprünglich ein Maronit, welcher Masabna hieß, d. h. Seifensieder, und dessen Familie dann den arabischen Namen nur italienisirt hat. Nichtsdestoweniger befinden sich unter seinen Verwandten jetzt auch griechische Freiheitsdichter, von welchen einer sein Wesen gegenwärtig in London treibt.

Zusammen giebt es also mehr als hunderttausend griechisch redende Leute in Smyrna, von welchen ein Theil Griechen sein wollen, obgleich sie es nicht sind, und ein anderer Theil durchaus keine Griechen sein wollen, obgleich sie es sind, und Alles in Allem ist jetzt Smyrna die größte Griechenstadt, die es giebt, denn neben seinen hunderttausend griechischen Einwohnern sind für Athen nur vierzigtausend, für den Stadtheil Galata und den Fanar in Konstantinopel nur dreißigtausend, in Hermupolis auf Syra nur fünfundzwanzigtausend, eben so viel für Patras und für Korfu und Zante je zwanzigtausend anzuführen.

Also die Hälfte Smyrna's ist griechisch, und dies ist der am meisten wachsende Theil seiner Bevölkerung. Aus dem Innern von Kleinasien, z. B. aus der großen Stadt Kaisarieh, im alten Kapadocien, ziehen jetzt viele Familien nach Smyrna, welche, obgleich sie griechische Namen haben, auch monogamisch sind, und sich zum Christenthum bekennen, wenn sie ankommen, nur türkisch sprechen, welche aber hier bald das Griechische, wenigstens das Romaische, erlernen, und sich dann der griechischen Gemeinschaft anschließen. Sie bleiben nichtsdestoweniger treue, osmanische Unterthanen, und dies ist auch bei einem großen Theile der hier geborenen Griechen der Fall.

Nächst den Griechen verdienen natürlich die Türken Smyrna's die größte Beachtung. Sie bilden wenig mehr als ein Viertel der Bevölkerung der Stadt und haben wohl kaum jemals mehr gebildet. Auch ihre Zahl nimmt, wie diejenige der Griechen, beständig, aber langsamer zu, und zwar durch Einwanderung, hauptsächlich aus Koniah, dem alten Konium. Sie kommen meist als Lastträger zur Stadt, gehen aber dann aus Dienern des Karawanenhandels auch zum Karawanenhandel selbst über, und eröffnen Verkaufsstätten im Bazar, oder doch kleine Kaffeehäuser. Die Lastträger aus Koniah sind, wegen der ungeheuren Lasten, die sie auf dem Sattel, den sie sich, ihn über die Schulter hängend, auf den Rücken

legen, zu tragen vermögen, im ganzen Morgenlande berühmt, und die Franzosen haben ihrer selbst nach Algier kommen lassen, um die türkische Art des Tragens dort einzuführen. Auch die armenischen Lastträger, welche vorzüglich in Konstantinopel eine Rolle spielen, sind berühmt, können sich aber mit denjenigen von Koniah in den fortgeschleppten Gewichten bei Weitem nicht messen. Ob nun diese Träger von so außerordentlicher Kraft oder Geschicklichkeit wirklich von türkischer Abkunft sind oder von einheimisch-kapadocischer, und die türkische Sprache nur angenommen haben, wie die ganze Bevölkerung des innern Kleinasiens, vermag ich nicht zu sagen. Die Berliner Steinträger und die Stettiner und Danziger Kornträger vermögen viel, aber in ihrem Gewerbe haben sie doch noch von den Türken beträchtlich zu lernen, vorzüglich im Punkte der verständigen Einrichtung.

Die armenische Bevölkerung, welche in ihren Lastträgern schon Erwähnung fand, sei an dritter Stelle genannt. Während es in Smyrna jetzt nur einen einzigen Türken giebt, für dessen Frau eine höhere Lebensart möglich ist, nämlich den Wali der Provinz, Sabri Pascha, giebt es unter den Armeniern eine ganze Anzahl wohlhabender Familien, welche ihren Reichthum vorzüglich im Creditgeschäft erworben haben. Die Armenier verhalten sich zu ihren Concurrenten im Morgenlande, den Juden, wie Kaufleute zu Krämern. Die Armenier haben sich eine große Anzahl wohnlicher und von ihnen höchst reinlich gehaltener Häuser gebaut. Sie spielen auch im türkischen Beamtenthum als Zollbeamte oder sonstige Finanzbeamte, eine namhafte Rolle, und dies hat schon seit der Zeit stattgefunden, in welcher die Türken noch auf Kleinasien beschränkt waren. In den Consulaten finden sie ganz allgemein Verwendung als Dolmetscher oder Dragomans, weil man bei ihnen die mannigfaltigste Sprachkenntnis ausgebreitet findet. Ihre Zahl beträgt mehr als zwölftausend.

Ebenso groß, oder wahrscheinlich noch größer, ist die Anzahl der Juden, welche sämmtlich von flüchtigen Juden aus Spanien abstammen und ursprünglich spanisch sprechen, dasselbe verderbte Spanisch, welches jetzt noch von ihnen in Salonichi gesprochen wird. Hier aber hat sich dieses Juden-spanisch, unter dem Einfluß des italienischen Elements in der Stadt, allmählig in eine Mischsprache aus Spanisch und Italienisch verwandelt, in welcher das Italienische von Jahr zu Jahr mehr überwiegt. Es bildet sich ein eigenthümlich smyrnaisches Judenitalienisch aus, welches mit der Mundart der Juden in Italien durchaus nicht verwandt ist. Der Rest der Bevölkerung besteht aus Levantineren, also, wie gesagt, in der Levante geborenen Abkömmlingen von Europäern, hauptsächlich von Italienern, Franzosen, Engländern, Holländern und Schweizern, welche meist hierselbst griechische Frauen geheirathet haben, und welche sämmtlich, neben ihrer Vatersprache auch smyrnaisches Griechisch oder Romaisch sprechen, und außerdem aus wirklichen Europäern, Arabern und einer ganzen Anzahl schon hier geborener Neger. Seit einiger Zeit giebt es auch schon Levantiner von deutschen Vätern, die sich mit levantinischen Töchtern verheirathet haben und nun auch deutsch sprechen. Anfangs überwog unter den Levantineren das italienische Element, und es wird auch bis jetzt noch unter allen europäischen Sprachen die italienische am meisten in Smyrna gesprochen, besonders unter den niederen Schichten der Bevölkerung. Neuerdings aber hat das Französische in Smyrna sehr stark auf Kosten des Italienischen zugenommen und bildet jetzt die herrschende Europäer-Sprache der levantinischen Hauptstadt, während in Konstantinopel und Alexandria das Italienische immer noch überwiegt. Smyrna und Beirut sind jetzt die am meisten französisch sprechenden Städte im Morgenlande. Die englischen Familien unter den Levantineren, welche, wie dies mit dem englischen Elemente stets der Fall, starr an der englischen Sprache, an englischer Sitte und Lebensart und an

der anglikanischen Kirche festgehalten haben, bilden einen ziemlich namhaften Bruchtheil, und die angesehensten Familien gehören zu ihnen; ihre Zahl hat aber in neuerer Zeit, wo der Handel mit England zurückging, keinerlei Zuwachs mehr erfahren. Ebenso gehört der holländische Bruchtheil unter den Levantiniern ausschließlich zur älteren Einwanderung und vermehrt sich nicht mehr. In der holländischen Kirche wird jetzt für Deutsche und für deutsche Schweizer gepredigt, welche beiden Bruchtheile der europäischen Bevölkerung aus kleinen Anfängen neuerdings am meisten zugenommen haben. Eigentliche Europäer soll es jetzt in Smyrna etwas mehr als zwei Tausend geben, worunter schon dreihundert Deutsche. Die levantinische Nachkommenschaft von Europäern beziffert sich auf zwanzig Tausend. Der Rest der Bevölkerung der Stadt fällt auf die Araber, meist aus Algier, und auf Neger, die über Egypten gekommen sind.

Aus der Wohnstätte dieser buntscheckigen Bevölkerung, welche sich, von der Höhe des Pagus aus gesehen, mit Kuppeln, Minarets und Kirchtürmen und einem dichten Gedränge zweistöckiger, auf den Dächern meist mit Terrassen versehener Häuser zu unseren Füßen ausbreitet, und in deren Gassen die unablässigen zahlreichen Züge von Last-Kameelen wohl der hervorstechendste Zug sind, will ich in einem nächsten Briefe einige Bilder herausgreifen und wiederzugeben versuchen.

Unter den Cypressen und den Kameelen.

Die Burg auf dem Pagus. Das Grab des Polykarp. Der angebliche Meles. Die Karawanenbrücke. Die muhamedanischen Begräbnißplätze. Die blaugrünen Cypressen. Die Leichensteine der türkischen Männer und Frauen. Der Todtentanz in Folge der Erdbeben. Die Karawanen. Das Temperament des Kameels. Die Weiß-Kameele. Die Facht-Kameele. Kameel-Duelle. Abnahme der Karawanen in Smyrna. Nothwendigkeit sich an das Kreuz der Karawanen zu gewöhnen.

Smyrna, 24. Nov. 1876.

Ich habe den Leser im Vorigen auf die Akropolis von Smyrna geführt, um ihm von hier aus einen Ueberblick über die langhin gestreckte Handelshauptstadt der Levante mit dem bunten Völkergemisch ihrer Einwohnerschaft zu gewähren. Auf dieser Akropolis befinden wir uns innerhalb einer sehr ausgedehnten, aber jetzt gänzlich verfallenen Ringmauer, welche aus der Zeit der byzantinischen Kaiser herrührt. Der höchstgelegene Theil des durch diese Mauer eingeschlossenen Raumes ist noch besonders befestigt, und dieser Theil der Bauten ist im Ganzen am besten erhalten. Zu ihm gehört auch, was der makedonische Diadoche, Pytimachos, hier erbaut hat, soweit es sich erhalten hat, und welches an der besseren Arbeit gleich kenntlich ist, und wahrscheinlich bestand die Wiederaufrichtung Smyrna's, welche schon Alexander selbst beschloß, nachdem ihm auf einer Jagd in dieser Gegend geträumt hatte, daß Diana es ihm anbefehle, in nichts weiter als eben Anlage einer Burg auf dem Berge Pagus, welche den Smyrnaern, die sich seit der lydischen Eroberung ihrer Stadt in die Dörfer umher zerstreut hatten, aber keineswegs ausge-

storben waren, als Zufluchtsort zu dienen vermochte oder als neuer Sammelpunkt ihrer Gemeinde. Auch ein Theater und eine Rennbahn, von welchen noch die Spuren vorhanden sind, wurden bei der Burg auf dem Pagus angelegt und haben dann ihre Rolle bis in die römischen und byzantinischen Zeiten hineingespielt. Innerhalb des weiteren Walles befand sich dann, schon in römischer Zeit, auch die Kirche, in welcher der Bischof Polykarp predigte, der im Amphitheater im Jahre 166 zur Zeit des Marc Aurel! den Märtyrertod erlitten haben soll, und dessen Grab, durch eine Cypresse weithin sichtbar gemacht, sich bis heute auf dem Pagus befindet. Diese Kirche verwandelten die Türken später in eine Moschee, gedachten aber in derselben stets auch des Polykarp, welchen auch sie als einen Märtyrer für den Glauben an einen einzigen Gott, der ja den Christen und Muhamedanern gemeinsam ist, verehrten, während die griechischen Einwohner Smyrna's aus ihm ihren Stadtheiligen gemacht haben. Auch die Moschee kam später außer Gebrauch und ist noch als Ruine vorhanden. Unter den Byzantinern begann langsam, und eigentlich in Uebereinstimmung mit sämmtlichen übrigen griechischen Städten, der Verfall Smyrna's, welches noch unter der Herrschaft der heidnischen Kaiser Rom's uns von den antiken Schriftstellern wiederholt als die schönste, gebildetste und reichste Stadt von Asien geschildert wird. Schon im 11. Jahrhundert fiel es in die Hände eines — seldschuckischen — Türkenhäuptlings, ward aber von Johann Dufas im Jahre 1097 für seinen Verwandten, den byzantinischen Kaiser Alexius Comnenos, wieder erobert. Die zerstörte Akropolis, ward wieder hergestellt, und es gab nun einen Herzog von Smyrna. Bald indeß fiel es den Seldschucken von Neuem in die Hände, und zwar gerade die Akropolis, und es fanden nun ein halbes Jahrhundert hindurch Kämpfe zwischen den Seldschucken auf der Burg und den Rittern von Rhodus statt, welche als Verbündete des griechischen Kaisers ein festes Schloß unten in der Stadt

besezt hielten. Timurleng, der mongolische Welteroberer, belagerte Smyrna und erstürmte es im Jahre 1402, bald nach der Schlacht von Angora, in welcher er den Osmanen-Sultan Bajazet gefangen nahm. Bei dieser Erstürmung soll seine ganze Einwohnerchaft erschlagen worden sein. Erst seit es dann wieder unter die osmanische Herrschaft zurückkam, begann es sich langsam wieder zu heben, vom Jahre 1419 an.

Die voralexandrinische Geschichte Smyrna's ist gerade jetzt Gegenstand sehr eifriger Untersuchungen, und ebenso ist es auch wieder die Frage, ob Homer, unter welchem Namen es jedenfalls einen einzelnen, bestimmten Eposdichter gegeben hat, ein Sohn Smyrna's war oder nicht. Wir unterhalten uns hierüber wohl ein anderes Mal.

Vom Pagus, auf ziemlich steilem Wege, über nacktes Steingeröll zur Stadt herabklimmend, erreichen wir, zuletzt zwischen den Mauern der muhamedanischen Kirchhöfe dahinschreitend, die Ufer des Meles, nämlich des heute so benannten Flüsschens, und die hohe gewölbte Steinbrücke, die über denselben führt, und welche die Karawanenbrücke heißt, weil sämtliche Karawanen aus dem Innern über diese Brücke einziehen, und man die Kameele auch im Meles trinkt, und sie während ihres Aufenthalts in Smyrna in der Thalsohle des Meles, oder auf dem Abhange des Pagus weiden läßt.

Schon hier ist recht viel, für uns Europäer wenigstens Fremdartiges, aber auch manches zu sehen, was ernsthaftere Aufmerksamkeit verdient. Zuerst die muhamedanischen Kirchhöfe. Sie alle zeichnen sich durch einen dichten Wuchs hoher und schlanker, dunkelgrüner Cypressen aus, welche an den fast baumlosen Küsten des Archipels um so stärker in's Auge fallen, und mit ihren, wie in Schlachtordnung aufmarschirten, hohen und spigen Figuren und in ihrem dunklen, immergrünen Kleide fast von noch weiterher sichtbar sind, als die Reihen lombardischer Pappeln an deutschen, französischen oder norditalischen Landstraßen. Der Landschaftsmaler, welcher sie auf die Wein-

wand zu bringen versucht, bedarf dazu vielen Ultramarins. Der Boden dieser künstlichen Cyressenwälder, welche für die Muhamedaner überall fast die einzigen Spaziergänge und Erholungsplätze bilden, ist nun äußerst dicht mit den muhamedanischen Leichensteinen bestreut, welche sich von den christlichen zunächst darin unterscheiden, daß sie nicht liegen, sondern gleich mannhohen Säulchen nur aufrecht stehen. Die Geschlechter, welche im ganzen Gebiete des Islam eine so sehr verschiedene Stellung einnehmen, werden auch durch die Form der Leichensteine streng unterschieden. Die Männer werden durch Säulchen vertreten, welche einen Turban tragen, oder, wenn der Leichenstein aus neuerer Zeit stammt, einen Fez. Die Leichensteine für die Frauen machen Blumensträuße aus Stein kenntlich. Die Abbildung des Menschen selbst unterliegt ja dem religiösen Verbote, aber etwas Menschliches haben diese aufrecht stehenden, wie gesagt, mannhohen und meist auch mannsdicken, meist runden, beturbanten und besetzten, oder Blumensträuße auf dem Kopfe tragenden Leichensteine doch. Viel Pflege, wenn das Grab einmal gegraben, und der Leichenstein gesetzt ist, wird nicht auf dasselbe verschwendet, und da man sich nicht darauf zu verstehen scheint, diese aufrechtstehenden Leichensteine gut zu fundiren, in Smyrna auch wohl die Erdbeben häufig an denselben rütteln, so steht kaum ein einziger genau senkrecht, sondern alle hängen nach der einen, oder der anderen Seite. Fast macht der ganze Begräbnißplatz den Eindruck eines betrunkenen Todtentanzes. Man denkt auch an den Todtentanz, welchen Goethe nach einer englischen Sage verfaßt hat, welche, glaube ich, zum Sitze die Kathedrale von Salisbury hat. Aber die Muhamedaner fühlen keinerlei abergläubischen Schrecken beim Anblick ihrer Friedhöfe, und pflügen dicht neben denselben einige Kaffeehäuser zu pflanzen, welche dann am Freitage, dem muhamedanischen Sonntage, besonders lebhaft besucht werden, und selbst für die Frauen, die sich nur auf dem Begräb-

nischplaze, nicht aber im Kaffeehause niederlassen, Kaffee kochen.

Auch bei der Karawanenbrücke befindet sich ein Kaffeehaus, sogar, was in mohamedanischen Städten sehr selten, mit Garten, und da hier tagtäglich die meisten Kameele vorüberziehen, ist gerade hier einer der besten Plätze, die große, dem Osten eigenthümliche, Institution der Kameelkarawane zu studiren.

Hauptsächlich kommen nach Smyrna kleinere Karawanen aus allen Theilen Klein-Asiens, doch aber auch ziemlich häufig ganz große Karawanen aus dem Euphrat- und Tigrislande, und selbst aus Persien. Die kleinen Karawanen bestehen durchschnittlich jede aus sechs Kameelen, je nach der Waare großen alten Kameelen, sogenannten Lastkameelen, oder leichtfüßigen, jüngeren, welche, so lange sie noch nichts zu tragen vermochten, ledig, jedes neben seiner Mutter herlaufen, und erst von ihr getrennt werden, wenn ihre praktische Verwendung es nöthig macht. Die Kameele sind aneinander gebunden, jedes aber nur mit dem vorderen, durch ein Strick, welches absichtlich nur mit einem Haken an dem Thiere befestigt ist, welcher sich aushaft, sobald das Strick zu straff angezogen wird. Dies ist durchaus nöthig, denn das Kameel, einmal im Gange, setzt denselben gleichförmig fort, ohne sich im Geringsten um das Thier zu bekümmern, welches ihm folgt. Würde also dieses durch irgend welches zufälliges Ereigniß verhindert werden, zu folgen, so würde es durch den Zug seines Vorderkameels erwürgt, oder doch schwer beschädigt werden, wenn das Strick sich nicht beim Zerren rechtzeitig aushakte. Der Kameeltreiber reitet der ganzen Karawane voran, auf einem Esel, an welchem das Vorderende des Strickes befestigt ist. Ich habe weder hier noch bei einem früheren Besuche des Orients, in Konstantinopel oder in Griechenland, jemals Jemanden auf einem Kameele reiten gesehen; auch sollen sie in ganz Klein-Asien niemals zum

reiten verwendet werden, und Dromedare oder Schnelllauf-Kameele hier gar nicht gezogen werden. Das Maulthier, welches im Alterthum zuerst von Homer, und zwar als ursprünglich kleinasiatisch erwähnt wird, spielt in Klein-Asien noch immer seine Rolle. Das Schluß-Kameel der Karawane hat an einem Riemen eine große, weithin hörbare Glocke umgehängt, und zwar dergestalt, daß sie ihm auf dem Leibe gerade vor dem Hinterbeine hängt, welches bei jedem Schritte diese Glocke in Bewegung setzt. So lange also der Kameeltreiber vorn die Glocke hinten läuten hört, weiß er, ohne sich umzusehen, daß sämtliche Kameele, bis zum Schlußkameele, ihren Gang ungestört fortsetzen. Ist das Strick irgendwo, in Folge eines Hindernisses, ausgehakt worden, so bleibt das ganze Stück der Karawane hinter diesem Punkte ruhig stehen, und wartet mit Kameelsgeduld, bis der Treiber von seinem Esel abgestiegen, nach dem Hinderniß gesehen und es beseitigt hat. Da auch der Esel an der Spitze stehen bleibt, sobald der Treiber von ihm absteigt, so hat sich unterdeß auch der vordere Theil der Karawane in Geduld gefaßt, und erst, wenn er das Strick wieder eingehakt und den Esel wieder bestiegen hat, setzt sie sich von Neuem in Bewegung.

Die sprichwörtliche Geduld des Kameeles, welche es auch bei dem Niederknien bethätigt, wenn ihm seine Last aufgeladen wird, schließt übrigens keineswegs ein hohes Maß von Nachsicht aus; nicht etwa bloß gegen seinen Treiber, sondern gegen den Menschen ganz im Allgemeinen. Es stellen sich oft ganz unerklärliche Zornausbrüche bei ihm ein, und dann beißt es nach rechts und links, wen es eben erwischt, und zwar ganz gehörig und keineswegs ungefährlich. Sobald bei einem Kameele diese Neigung hervortritt, nehmen die Orientalen an, daß es davon nicht wieder abzubringen sei, und es erhält dann einen Maulkorb, wie die Hunde in Hannover. Natürlich ist dieses gerade kein Besänftigungsmittel, weder für Hunde noch für Kameele, sondern wirkt auf sie, etwa wie früher die

Censur auf die Presse. Es soll im ganzen Orient mit den Maulkörben der Kameele sehr ernst und gewissenhaft genommen werden, und ich habe hier bei einer Zählung, welche das Tausend schon beträchtlich übersteigt, gefunden, daß nahezu die Hälfte der Kameele Maulkörbe trägt. Am wenigsten findet man dieselben, wie begreiflich, bei den jüngeren Kameelen.

Die Jahreszeit, in welcher sich beim Kameele Trotz und Kampfeslust am meisten bethätigen, sind die gegenwärtigen Monate, November und December, die Brunnzeit des Kameeles, welche also ungefähr derjenigen des Edelhirsches zu folgen scheint. Jetzt ist ein Schauspiel möglich, mit welchem sich wohl die Türken, aber ich glaube nicht die Araber, zu unterhalten pflegen, hauptsächlich um dabei aus vollem Halse zu lachen, nämlich ein Kameelduell. Mir ist dies für uns so fremdartige Schauspiel schon versprochen worden, und ich will seinen Verlauf denn auch später erzählen, und jetzt nur erwähnen, daß zwei Kameelhengste aufeinander eifersüchtig gemacht werden, welche Maulkörbe tragen. Es bleiben ihnen dann keine anderen Waffen übrig, als ihre langen Hälse. Jedes sucht seinen Hals zwischen den Vorderbeinen des Anderen hindurch zu schieben und vermag dann widerstandslos das Andere umzuwerfen, sobald dies geschehen ist. Aber das besiegte Kameel wartet diesen Schimpf gar nicht mehr ab, sondern giebt den Kampf auf, und läuft, wie man mir sagt, mit sichtbarer Scham, davon, ohne auf irgend welches Hinderniß zu achten, und selbst mitten durch die dichteste Menschenhaufen brechend. Das siegreiche Kameel (von nun an „Bekivan“ oder Fechtameel genannt) aber denkt gar nicht an Verfolgung, sondern bleibt stolz stehen, reckt den Hals empor, und trompetet, erwartend, daß man es nun von allen Seiten beglückwünschen werde. Es muß dies allerdings ein drolliges Schauspiel sein.

Nun, ich werde es ja zu sehen bekommen, und zwar auf öffentlichem Platze vor dem Regierungshause hierselbst, dem Konak. Das siegreiche Kameel bekommt natürlich keine Sieges-

prämie, wohl aber sein Treiber, im Türkischen der Debetſchi, denn im Türkischen heißt das Kameel Debeh oder Devch. Dies ist der ursprünglich türkische Name des zweihöckerigen baktrischen Kameels, welches die Türken in ihrer Urheimath, Turkestan, noch allein kannten. Jetzt haben auch die Osmanen nur arabische, einhöckerige, Kameele, deren arabischer Name eben Dſchemel ist, woher der europäische Ausdruck Kameel. Dicht neben der Haupt-Einzugsstraße der Kameel-Karawanen in Smyrna befindet sich der Bahnhof einer der beiden Eisenbahnen, welche jetzt aus Smyrna in nordöstlicher, und in südöstlicher Richtung in das Innere hinein führen, und die ihm nun seine gebietende Stellung auf der levantinischen Küste auf lange Zeit hinaus sichern. Sonderbarer Weise kreuzen sich diese beiden Eisenbahnen fast im rechten Winkel, ehe sie die Stadt erreichen, so daß der Bahnhof der nach Nord-Osten führenden Eisenbahn, welche jetzt über Maniſſa und Sardes bis Maſchir im alten Lybien reicht, nahe dem Südeude der Stadt am Fuße des Pagus zu liegen gekommen ist, während der Bahnhof, der nach Süd-Osten, zuerst nach Ephesus, und dann nach der Bezirks-Hauptstadt Aidin führenden Bahn, nahe der Nordspitze der Stadt liegt. Bei der Karawanenbrücke sieht man also zugleich die Concurrenz des jüngsten Beförderungsmittels, der Eisenbahn, mit einem der ältesten, der Kameel-Karawane, welche ja schon in der Genesis ihre Rolle spielt, vor sich gehen. Man hat mich hier allseitig versichert, daß, seit diese beiden Eisenbahnen in Thätigkeit sind, der Eintritt von Kameel-Karawanen in Smyrna beträchtlich abgenommen hat. Man soll nicht mehr halb so viel Kameelen auf dem Bazar, auf dem Hafentai und in den Straßen hieselbst begegnen als früher. Dann müssen früher die engen Straßen Smyrna's vor diesen unförmigen Besuchern kaum gangbar gewesen sein, denn noch jetzt erschweren sie den sonstigen Verkehr auf den Haupt-Verbindungsadern beträchtlich und unablässig. In vielen Straßen ist man in Gefahr,



durch die Lasten, die dem Kameel auf beiden Seiten hängen, an die Häuser oder Mauern gedrückt, oder gar unsanft auf den Boden geworfen zu werden, und kann sich dann nur dadurch retten, daß man sich bei Zeiten ganz tief bückt und das Pack, wenn nicht den Bauch des Kameels selbst, über sich hinweggehen läßt. Unablässig ist man aber wenigstens in der Nothwendigkeit, von einer Seite der Straße zur anderen eine Karawane zu kreuzen. Die Smyrnioten thun dies mit großer Sicherheit, indem sie nur das Strick zwischen zwei Kameelen, welches fast stets schlaff herabhängt, heben. Da die Kameele sich auch durch einen Menschen, welcher zwischen ihnen hindurch geht, nicht im geringsten aus ihrem Tritt bringen lassen, so darf, wer hindurch schreitet, bei Leibe nicht zaudern, sondern muß es stets mit ruhiger Entschlossenheit thun. Ich habe es für nöthig gehalten, mich förmlich darin zu üben, und mich absichtlich durch ganze Karawanen hindurch zu schlängeln. Vom Stöße des Kameels, so bedächtigt es auch dahin schreitet, wird auch der stärkste Mann augenblicklich zu Boden geworfen, denn die Gewalt des Stoßes ist ja ein Product aus der Geschwindigkeit und der Last, und zu der gewaltigen Last des Kameels kommt auch noch diejenige, die es trägt.

Mit einer Karawane zur Linken, und dem uns allen so wohl bekannten Rollen eines Eisenbahnzuges hinter den erbärmlichen kleinen Häusern zur Rechten, dringen wir nun von der Landseite aus in die Stadt, und zwar alsbald in den Bazar. Zur Rechten blickt man noch am Eisenbahnhof vorbei in das armenische Stadtviertel hinein, welches geradlinige Straßen hat, und noch zu den am besten aussehenden Stadttheilen Smyrna's gehört. Zur Linken aber steigen Vorstädte des türkischen Stadttheils auf dem Abhange des Pagus empor. Die Scheidung der Stadttheile nach Nationalitäten und Religionen ist übrigens in Smyrna verwischter, als in irgend einer anderen türkischen Großstadt, und ihre Stellung zu ein-

ander auch eine viel friedlichere und wohlwollendere, und war so seit Jahrhunderten.

Vor uns öffnen sich die überdachten, labyrinthisch gewundenen Gassen des Bazars, und hier sind wir alsbald vollständig in den bunten und krausen Verkehr des Morgenlandes versetzt, wovon im Nächsten.

Der Bazar in Smyrna.

Ein Hauptunterschied der beiden Bazars von Konstantinopel und von Smyrna. Die Gänge der verschiedenen Gewerbe im Bazar von Smyrna. Der Bazar von Smyrna bedeckt, ein Bazestan. Kaffeehäuser, Limonaden-schenken, Garllichen und Zuckerbäcker im Bazar. Khalva, Nekat Lukum. Gänge mit Leinwandbüchern schon in Rom. Die Moscheen und die Khans im Bazar. Gestickte Waaren, Lederwaaren und Seidenwaaren im Bazar. Die Mangals, Waschkriige und Kaffeetöpfe aus Messing. Preise. Das türkische Geld.

Smyrna, 1. Dez. 1876.

Unter den Städten der Türkei genießen Konstantinopel, Smyrna, Damascus und Bagdad den Ruf der am reichsten und mannigfachsten ausgestatteten Bazars. Diejenigen beiden Bazars, welche ich davon kenne, zeigen einen wesentlichen Unterschied. Der Bazar in Konstantinopel ist mit Waare, welche im Morgenlande erzeugt wird, in außerordentlicher Reichhaltigkeit versehen, und von allen, was das Morgenland an Manufacturwaaren producirt, geht das Beste und Theuerste nach der Hauptstadt am Bosphorus. Dies ist begreiflich genug, denn dort wird der Löwenantheil der türkischen Reichseinkünfte von den höheren Staatsbeamten ausgegeben, die sammt und sonders mit besonderer Steifigkeit an morgenländischer Lebensgewohnheit festhalten und daher eben Artikel verbrauchen, welche im Morgenlande selbst für ausschließlich morgenländischen Verbrauch hergestellt werden. Für Waare von europäischer Machte treten aber mit dem Bazar von Stambul die mit Läden besetzten Straßen von Galata und Pera in Concurrnz, welche wiederum von einem sehr kaufkräftigen Publikum von euro-

päischer Abstammung und Lebensgewohnheit, nämlich voran dem diplomatischen, unterstützt werden. Der Bazar versucht kaum mehr in europäischer Waare mit Pera und Galata zu concurriren, und wenigstens Pera macht bis jetzt nur ganz schwache Versuche, in feinen morgenländischen Erzeugnissen mit dem gewaltigen Bazar auf der anderen Seite des goldenen Hornes zu concurriren. Anders liegen die Dinge in Smyrna. Smyrna ausgenommen giebt es in ganz Anadoli keine Handelsstadt, welche europäische Waare in namhafter Ausdehnung einfuhrte. Schon seit Jahrhunderten ist dieser Hauptausfuhrplatz kleinasiatischer Naturerzeugnisse, wie der getrockneten Feigen und Rosinen, der Balonea-Eichel oder Knopper für die Färberei und Gerberei und, bis vor Kurzem, der Garancinwurzel, für die Gewinnung der Färberröthe, des Krapps, auch des Opiums und zahlreicher anderer Drogen, sowie der Badeschwämme, sowohl als der orientalischen Smaragden auch zu einem Einfuhrplatz für europäische Manufacturproducte im Austausch geworden. Deutschland und Belgien haben Tuch hierher geschickt und besonders in Deutschland hat sich in einzelnen Gegenden, wie in der Niederlausitz, die Tuchweberei auf morgenländischen Absatz eingerichtet; England hat Stahl und Eisenwaare, und baumwollene Waare geschickt; Böhmen Glas und Frankreich eine große Mannigfaltigkeit von Luxusartikeln. Ganz Kleinasien hatte sich daran gewöhnt, was es an europäischer Waare gebrauchte, sich in Smyrna zu holen, schon weil die Kameel-Carawanen, welche die kleinasiatischen Naturproducte nach Smyrna bringen, eine bequeme Gelegenheit boten, die in Smyrna gelandeten europäischen Waaren über ganz Kleinasien zu verbreiten. Ausfuhr- und Einfuhr-Handel ziehen sich eben einander an; und so sehr ist dies bis vor wenig Jahrzehnten Smyrna zu Gute gekommen, daß sich lange Zeit hindurch keine andere Küstenstadt Kleasiens neben Smyrna zu irgend welcher commerciellen Bedeutung emporzuschwingen vermochte, womit dann freilich in diesem

Zahrhundert zuerst das am fernsten liegende Trapezunt begann. Im Bazar zu Smyrna haben also die Verkäufer daran zu denken gehabt, daß der Stadt aus dem Hinterlande beständig ein Publicum zuströmte, welches in Smyrna vor Allem europäische Waare kaufen zu können erwartete, und der Bazar in Smyrna, in Ausstattung mit morgenländischer Waare weit hinter dem von Konstantinopel zurücktretend, ist daher mit europäischer Waare desto besser versehen. Der Bazar, in den wir jetzt eintreten, ist ein Bazestan, oder bedeckter Bazar durchweg. Er füllt den innersten Theil der Stadt, welche übrigens ein großes Dreieck bildet, mit einem labyrinthischen Gewirre bedeckter Gänge, welche mit Reihen von Verkaufsbuden besetzt sind, etwa wie in Deutschland die transitorischen Gassen eines Jahrmarkts. Die Verkaufsstätten sind im Ganzen wie überall in den asiatischen Bazars und übrigens auch in der ihnen entsprechenden Gostinnoi Dvor's oder Fremdenhöfen in den russischen Städten nach der Gleichheit der Verkaufsartikel der betriebenen Gewerbe geordnet, d. h. die Kupfer- (bakirdjis) und Messingschmiede haben den einen Gang inne, die Glaser (djamjis) einen anderen, die Klempner (tenekedjis) einen dritten u. s. w. Eine besondere Abtheilung des Bazars ist ganz mit den Verkaufsstätten für Fleisch und Gemüse bestimmt und der Gewürzbazar, der stets in morgenländischen Städten eine große Rolle spielt, und sehr einladend zu duften pflegt, macht wieder einen besonderen Theil aus. Ueberall zwischen den so geordneten Verkaufsläden befinden sich aber auch kleine Kaffeehäuser und Limonadenschentken, in welchen auch saure und süße Milchspeisen nebst weichem und ungesäuertem Brode feilgeboten werden, und vorzüglich Garfüßchen, in welchen türkische Fleischspeisen und dampfender Pillaf (Reis mit Hammelfett) verkauft, und auch an Ort und Stelle an kleinen Tischen verzehrt werden; ferner in sehr großer Zahl Verkaufsstätten von morgenländischen Süßigkeiten und Mundgebäck. In Smyrna erfreut sich bei der Volksmasse das Kbalva —

ein Gemisch aus Sesam und Honig, dessen schon Herodot in Kleinasien erwähnt, — welches übrigens ganz vortreflich, man möchte sagen wollüstig, schmeckt, großen und auch verdienten Beifalls, ferner das Rehat-Lutum (Surgelschmiere), Gummitrich mit Zucker und Rosenwasser. Soweit die Gänge des Bazars nicht überwölbt sind, oder nicht mit Holz und Ziegeln überdacht, tragen sie Dächer von grober Leinwand. Dies scheint auch als Schutz gegen zu heißen Sonnenschein und auch als ein, wenn auch ungenügender Schutz gegen den Regen, in den Städten des Alterthums für Straßen, die mit Verkaufsstätten besetzt waren, in großer Ausdehnung in Anwendung gekommen zu sein. Im alten Rom z. B. hieß eine Straße im Haupthandelsviertel der Stadt, westlich vom Forum Romanum, in velabro, also unter der Leinwanddecke. Sonst auch waren für den Krammarktverkehr hauptsächlich bedeckte Säulengänge bestimmt, und im antiken Konstantinopel scheinen zu Justinian's Zeit fast alle großen Verbindungen im Straßennetze der Stadt aus bedeckten Säulengängen bestanden zu haben und für den Krammarktverkehr bestimmt gewesen zu sein. Die Bazars des Morgenlandes sind vielleicht ebenso gut ein Rest der antiken Culturform, wie die türkischen Bäder von den altrömischen Bädern herkommen. In den Bazars des Morgenlandes wird übrigens nicht bloß verkauft, sondern es ist auch dafür gesorgt, daß Verkäufer wie Käufer, welche von außerhalb zur Stadt strömen, dort Obdach und Beköstigung finden, ja selbst, wenn sie zu einer ausländischen Religion gehören, dort ihre Andacht ebenso gut verrichten können, wie die Orthodoxen, sunnitischen Mohamedaner, für welche stets mindestens eine oder wie in Smyrna, auch mehrere besonders besuchte Moscheen oder Djamis innerhalb des Bazars liegen. Für die Unterkunft der in der Stadt lebenden Fremden ist in den Khans gesorgt, diesen amtlichen Gasthöfen des Morgenlandes, in welchen aber eben für eine allerdings nur nominelle Bezahlung nichts weiter gewährt wird, als ein Platz im

überdachten Raum, um es sich darauf selbst während der Nacht so bequem zu machen, wie es eben geht. Solcher Khans habe ich im Bazar von Smyrna bis jetzt nicht weniger als 21 zu zählen vermocht, unter welchen, wie fast in allen großen Handelsstädten der Türkei, der persische Khan, mit einer kleinen schiitischen Moschee auf seinem Hofe, noch das distinguirteste Aussehen hat. Ein Khan — ausgesprochen Han — hat fast stets die Form eines von einem ein- oder zweistöckigen Gebäude umgebenen viereckigen Hofes, nicht selten mit einigen alten Bäumen geschmückt und zuweilen auch, besonders bei zwei Stockwerken, im oberen Stockwerk von einem überwölbten, breiten, nach dem Hofe zu ganz offenen Pfeilergange umgeben. Irgendwo an diesem Gange findet man dann auch wohl ein kleines, türkisches Restaurant mit einem Ladentisch, auf welchen den ganzen Tag hindurch einige Fleischgerichte und Pflaßschüsseln dampfen. Ein großer Theil der Bewohner der Khans scheint mir übrigens, wenigstens hier in Smyrna, aus Leuten zu bestehen, welche beständig darin wohnen, unmittelbar über ihrer Verkaufsstätte, die sich dann im unteren Stockwerk, nach dem Hofe öffnend, befindet. Dies ist wohl vorzüglich bei solchen Khans der Fall, in welchen ausschließlich Griechen zu finden sind.

Der Bazar von Smyrna hat sein Ostende und sein Westende, wie London, nur daß es hier das Südende und das Nordende sind. Im Südende, welches an die Judenstadt und die Türkenstadt stößt, überwiegen die Mohamedaner, und zwischen ihnen eben die Juden; im Nordende überwiegen die Griechen und sind auch schon Levantiner und selbst einige Franken zu finden, und unter den Letzteren selbst Deutsche, z. B. Händler mit Glaswaaren und mit Lampen. Im Bazar sind es aber hauptsächlich Griechen, welche europäische Waare verkaufen. Am stattlichsten nimmt sich die Gasse der Tuchverkäufer aus, bei welchen hell gefärbtes Tuch — hellblau, hellgrün, hellbraun, und hellgrau, aber stets in gebrochenen

Nüancen, für die meist pelzbefetzten Kaftans der Türken, Perser und Juden im Gebrauch, die Hauptrolle zu spielen scheint. Parallel mit derselben läuft die überwölbte Hauptgasse, durch welche man den Bazar von der Frankenstadt im Norden aus betritt. In der Reihe ihrer Verkaufsbuden finden sich schon einige Verkaufsstätten für türkische Prachtkleider und selbst eine solche für alttürkische, aus früheren Jahrhunderten, für welche übrigens hohe Preise im Gebrauch zu sein scheinen. Um aber zu dem bedeckten Gange zu gelangen, in welchem die modernen muhamedanischen Prachtkleidungsstücke feilgeboten werden, muß man viel tiefer in den Bazar hineindringen, dorthin, wo keine griechischen Verkäufer mehr zu finden sind. Die Verkäufer stammen eben zum größten Theile selbst aus den Orten, wo die besondere Waare angefertigt wird, die sie feil halten. Hier sind mir hauptsächlich die seidnen Frauenmäntel mit Goldstickerei oder wenigstens mit Buntstickerei auf dem Rücken aufgefallen, welche ich die wohlhabenderen der hier mumienhaft in undurchsichtige Schleier eingewickelten türkischen Hausfrauen tragen sah. Ich entdeckte dieselben Mäntel dann im Bazar, in der Gallerie der Verkäufer morgenländischer Seidenwaaren bei den Handelsleuten aus Syrien, oder Scham (Pinksland) wie es im Arabischen heißt, bei Handelsleuten aus Damascus. Für den prachtvollsten, den sie auf dem Bazar hatten — rothe Seide mit Goldstickerei auf dem Rücken — wurden anfänglich sieben türkische Pfund gefordert, oder ziemlich genau 175 Mark. Schließlich ward er uns aber für 105 Mark angeboten, und war auch dafür noch, wie wir von einem gewiegten europäischen Händler erfuhren, um 15 Mark zu theuer, so daß er endgültig für 90 Mark zu haben sein wird. Dies aber wäre, mit europäischem Maße gemessen, durchaus kein theurer Preis. Solch' ein Mantel hat ungefähr die Form des carnavalistischen Ueberwurfs, welchen wir einen Domino nennen, mit weit herabreichendem Kragen. Die aus Streifen und Schnörkeln bestehende Stickerei ist stets auf dem mittleren

Theile des Kragerückens angebracht und äußerst gefällig und geschmackvoll.

Sonst sind die mit Stickerei bedeckten Jacken für das weibliche Geschlecht entweder aus Sammet oder feinem Tuch, roth, blau, grün oder schwarz, Jacken, die vor der Brust nur mit wenigen Knöpfen schließen und weiter abwärts in gefälliger Abrundung auseinander gehen, gänzlich ohne Aermel, nebst den dazu gehörigen mit Plattstich-Stickerei bedeckten und gestreiften seidenen Brusthemdchen, die mit der feinen, im Lande erzeugten seidenen, mit Goldfäden durchschlungenen Spitze besäumt sind, wohl der anziehendste Gegenstand der zum Verkauf stehenden morgenländischen Frauen-Kleidungsstücke. Die fehlenden Aermel des Jäckchens werden durch die hauschigen Aermel des Brusthemdchens ersetzt. Der Preis der Jäckchen rangirt von fünfzehn bis zu mehr als dreißig Mark. Die dunkelblauen oder violetten Jäckchen mit Goldstickerei auf Sammet sind die theuersten. Der Sammet scheint vorzüglich aus Genua bezogen zu werden.

Sehr mannigfaltig in den Formen sind unter den Waaren morgenländischer Mache die Hausrathartikel aus Kupfer und Messing. Sie sind beide eigenes Erzeugniß Smyrna's und man sieht sie in den Kupfer- und Messingschmieden im Bazar selbst herstellen. Die größte Rolle spielen die Mangals, d. h. die großen Kohlenbecken, die einzige Heizung, zu welcher sich die Türken, welche dieselbe aus den Zelten ihrer Nomadenzeit herübergenommen haben, bisher bequem haben. Es sind ziemlich hohe, fast Altären, mindestens aber Dreifüßen ähnliche Gestelle, aus Kupfer oder Messing, in welchen sich oben eine halbkugelförmige Schale befindet, welche herausgenommen werden kann aus dem Ringe des breiten Randes, von welchem sie umgeben ist. Diese Schale wird mit Holzkohle gefüllt, welche von oben angeblasen wird, wenn sie in Brand gesetzt worden ist, und in das Gestell hineingehängt, nachdem der Kohlenbrand aufgehört hat, zu rauchen. Bis heute ist mir

noch nicht klar, wie hierdurch die lebensgefährliche Entwicklung des Kohlenoxydgases vermieden wird, aber daß es geschehen muß, davon habe ich die Erfahrung schon an mir selbst gemacht. Denn ich bin noch am Leben, obgleich ich während jener kalten Novembertage, die ganz Europa und auch die Levante so plötzlich überfielen, einen brennenden Mangal die Nacht hindurch in meinem Schlafzimmer gehabt habe und ihn des Morgens noch brennend fand. Soll die Gluth möglichst lange erhalten werden, so muß auf die Schale mit glühenden Kohlen der Deckel gestülpt werden, welcher gewöhnlich die andere hohle Halbkugel dazu bildet. Man hat dann eine Ganzkugel vor sich, umgeben von einem breiten Rande, welche also in der Form einem Globus ähnlich sieht. Gewöhnlich bildet eine Vogelgestalt den Handgriff des Deckels, oder der Halbmond. Der türkische Halbmond ist bekanntlich ein vom byzantinischen Kaiserreich übernommenes Erbe, und also keineswegs ursprünglich muhamedanisch, wie es bei uns und unseren Poeten Mode geworden ist, anzunehmen. Ebenso war aber auch der alt-egyptische Sagenvogel Phönix, der eine astronomische Periode bedeutet, in die Wappensprache des byzantinischen Reiches aufgenommen worden und es ist nicht unmöglich, daß die Vogelgestalt auf den Mangals der heutigen Türken ursprünglich den Vogel Phönix bedeutete, welchen ihnen die byzantinischen Kupferschmiede aufgehalst haben. Auf das Feuer, welches sich im Mangal verzehrt und in ihm immer wieder neu entsteht, paßt ja auch ebenso gut das verschwindende und stets wieder neu geborene Licht des Mondes wie das Bild des mythischen Vogels, welcher sich alle sechshundert Jahre in seinem Neste verbrennt und dann wieder neu geboren aus dem Brande emporfliegt. Wahrscheinlich haben ja auch unter den Sinnbildern des byzantinischen Reiches beide Figuren, der Halbmond wie der Phönix, nichts weiter bedeutet, als eine astronomische Verherrlichung der Wiedergeburt Roms, welches am Tiber untergegangen war, um am goldenen Horn wieder auf-

zustehen. Die Mangals erheben sich von der größten und einfachsten Form bis zu sehr stattlichen Exemplaren, bis zu zweihundert Mark im Preise hinauf. Sie sind zierlich mit funkelnden kleinen Feuerzangen und Schürgriffen an messingenen Kettchen behängt. Neben diesen Mangals spielen bei den Kupfer- und Messingschmieden, deren Gewerbe besonders hoch in der Türkei ausgebildet zu sein scheint, die Waschbecken und darin stehenden Krüge in der Form von Hebekannen eine Hauptrolle. Die kupfernen werden hier in Smyrna geschmiedet, die messingenen aber kommen entweder aus Konstantinopel, oder werden auch aus Moskau oder Tula eingeführt, wo die Verarbeitung aus Messing oder Tombak, in Folge des so ausgedehnten Gebrauchs von Samuwars in Rußland, zu großer Ausdehnung gediehen ist und besonders billig arbeitet. Ein Waschbecken nebst Kanne von sehr geschmackvoller, offenbar noch aus dem Alterthum herübergenommener Form kostet in Messing von fünfzehn bis zwanzig Mark. In den Verkaufsstätten der Klempner bilden die Blechtöpfchen mit langem graden Griff, welche zum Kaffeekochen benutzt werden, einen Hauptartikel. Es ist im türkischen Haushalt eine ganze Reihenfolge von solchen Töpfchen zwischen klein und groß nöthig, denn da der türkische Kaffee, wenn gekocht, auch alsbald getrunken werden muß, darf niemals mehr gekocht werden, als für den unmittelbaren Bedarf. Eigentlich ist guter Ton, jedes Täßchen für sich zu kochen. Der Kaffee, auf einer stählernen türkischen Kaffeemühle zu ganz feinem Mehl zermahlen, wird, schon mit den nöthigen Streuzucker vermischt, in das Kochtöpfchen hineingeschüttet, Wasser darauf gegossen und dann offen auf die glühenden Kohlen gestellt. Sobald das Wasser siedend aufwallt, wird er wieder vom Feuer genommen, nach kurzer Pause wieder darauf gestellt und dieser unterbrochene Kochprozeß dreimal wiederholt. Er wird dann mitsammt dem Saß in die Täßchen geschentt, welche in einem Untersatze aus durchbrochener Metallarbeit mit Fuß stehen. Wo ein Diener

den Kaffee überreicht, geschieht es, indem er den Untersatz beim Fuße hält; man hebt das Schälchen ab, und wenn man es geleert, stellt man es wieder in den Untersatz hinein, den der Diener in der Hand zu halten fortfährt, während er die andere Hand auf die Brust legt. Diese Form wird nicht mehr in den griechischen Kaffeehäusern in der Frankenstadt beobachtet, aber in den türkischen Kaffeehäusern im Bazar und in der ganzen Türkenstadt sieht man immer noch daran festhalten. Bei dieser Gelegenheit mag erwähnt werden, daß ein Schälchen Kaffee, welches selbst in den theuersten Kaffeehäusern der Stadt höchstens einen Kupfer-Piaster oder dreizehn deutsche Decimalspfennige kostet, in den zahlreichen kleinen Kaffeehäusern des Bazars selbst bis zu einem Viertel dieses Preises herab, bei gleicher Güte, ausgeschenkt wird.

Da hier die gegenwärtigen türkischen Münzen allein Erwähnung fanden, so möge gleich auf ihr Werthverhältniß eingegangen werden. Es giebt türkische Goldmünzen, Silbermünzen und Kupfermünzen, und sie haben alle drei gegen einander schwankende Werthe. Die Goldmünze ist das türkische Pfund, hier allgemein *Vira* genannt. Beim jetzigen Wechselcourse gilt es in deutscher Münze achtzehn Mark sechszig Pfennig. Dieses sollte nun gleich fünf Stück der größten Silbermünze, des *Medjidsche*, sein, erfreut sich aber zur Zeit eines kleinen Aufschlags über fünf *Medjidsche*. Der Werth des *Medjidsche*, oder türkischen Thalers, beträgt also jetzt nicht ganz drei Mark siebenzig Pfennig. Der *Medjidsche* hat zwei Unterabtheilungen in Silber, den Halben-*Medjidsche* und den Viertel-*Medjidsche*. Er wird aber des weiteren, ideell, in zwanzig Silber-Piaster getheilt, mit welchem im gewöhnlichen Verkehre in Smyrna niemals gerechnet wird, wohl aber im Großhandel und auch im Kleinhandel in anderen Städten. Da der Viertel-*Medjidsche* fünf dieser ideellen Silber-Piaster enthält, heißt er *Beschlit*, oder *Fünfling*. Der Werth des *Beschlit* beträgt also jetzt zweiundneunzig Pfennig. Dem ideellen

Silber = Piaſter ſteht nun aber, als Hauptmünze für den kleinen Verkehr, der Kupfer = Piaſter gegenüber, ein großes ſtattliches Kupferſtück, mit demſelben, einer Hand ähnlichen Schriftzeichen eines früheren Sultans, welches alle türkiſche Münzen tragen und welches eben als großherrliche Unterſchrift gilt. Dieſer Kupfer = Piaſter, deſſen Werth gegenüber der Silbermünze beträchtlich ſchwankt, ſo daß der Beſchlik, oder Fünſling, jezt genau ſieben Kupfer = Piaſter gilt, zerfällt wiederum in vierzig ideelle Kupfer = Para, indem nur Stücke von zwanzig und von zehn ſolchen ideellen Para ausgemünzt ſind. Der Kupfer = Piaſter ſelbſt, als Siebentel von zweiundneunzig Pfennigen, iſt alſo jezt wenig mehr als dreizehn Pfennig werth, und ſein Viertel, welches von den Franken hier wohl „Sou“ genannt wird, oder auch Kreuzer, gilt nur drei und einen drittel Pfennig. So viel nur alſo koſtet ein Täſchen vortrefflichen Kaffees in den Schenken des Bazars!

Die Stadt Smyrna.

Mangel des Straßenpflasters. Keine municipale Selbstbesteuerung in der nach Sekteln geordneten Bevölkerung. Schlechte Besoldung der Subalternbeamten und ihre Folgen. Der Franzose Düssaud und der Kai und das Pflaster. Spaziergang auf dem Kai. Das Spazieren stehen der Frauen von Smyrna. Geburtsdorf der schönsten Frau unseres Jahrhunderts. Das Innere der Häuser.

Smyrna, 3. Dez. 1876.

Eine, wenn auch jetzt nicht mehr reiche, so doch immer noch im Erwerb rüstige Handelsstadt mit zweimalhunderttausend Einwohnern, wie Smyrna, im ältesten und festesten Theile des Reichs gelegen, ist gewiß in ihren municipalen Einrichtungen und in der Culturentwicklung, welche in ihrem Innern sichtbar ist, ein besonders guter Prüfstein für die osmanischen Verhältnisse und ein Punkt, wo sich entdecken läßt, was denn eigentlich Noth thut. Auf einige Hauptsachen wird man sehr rasch, fast buchstäblich, mit der Nase gestoßen, z. B. das entsetzliche Straßenpflaster, auf welchem man den ganzen Tag umher zu stolpern hat, unter beständiger Gefahr, auf die Nase zu fallen. Es ist so in allen türkischen Städten, welche überhaupt gepflastert sind, auch in Konstantinopel, mit Ausnahme weniger neuer Straßen. Es steht aber auch nicht viel besser um die meisten russischen Städte, wenn man höchstens einige mit Granitplatten belegte Fußwege in Petersburg ausnimmt, keineswegs aber die Petersburger Fahrämme, welche mit ihrem Pflaster, das so gut wie gar keins ist, und ihrer tiefen Lage zwischen den Fußwegen fast Flußbetten gleichen, welche von einem Bergwasser ausgehöhlt sind, das ihnen zu-

gleich ein unregelmäßiges Steingeröll zugeführt hat. Für die meisten russischen Städte besteht aber wenigstens die Entschuldigung, oder wird doch geltend gemacht, daß es in Rußland, wohin auch nur wenig Findlingsblöcke gerathen sind, an brauchbarem Stein in erreichbarer Nähe der Städte mangle. Dies kann von den Städten am griechischen Archipel und im größten Theil des osmanischen Reichs durchaus nicht gesagt werden. Steine giebt es hier wahrlich genug, auch in unmittelbarster Nähe sämmtlicher Städte; nur ist es freilich an den Küsten des Archipels und so auch hier, und auf allen benachbarten Inseln meist Kalkstein, herauf bis zum Marmor. Doch fehlt es auch in der Nähe dieser Stadt nicht an Brüchen von Steinen, welche für das Pflaster brauchbar sind, und es ist augenscheinlich nur die Faulheit, die sie gar nicht behaut, und die Unkenntniß aller regelrechten Pflasterung, sowie der Mangel an Mitteln für die Lösung aller municipalen Aufgaben, welche den gräulichen Zustand der Pflasterung verschuldet.

Es ist nicht leicht, den Ursachen des Mangels an municipalen Mitteln auf den Grund zu kommen. Die Hauptursache ist wohl die, daß eine gehörige Municipalität überhaupt nicht derartig organisirt ist, daß ihr ein selbstständiges Besteuerungsrecht gewährt werden könnte, wie es in Rußland jetzt mit der Duma, d. h. der Gemeindeverwaltung, versucht worden ist. Die Steuern, welche nur die Municipalität erheben dürfte, wie die Haus- und Miethssteuer — fünf Procent von der Miethen — und die Steuer auf Schankgerechtigkeiten — zehn Procent von der Miethen derselben — zieht jetzt die Landesregierung ein. Man hat mir bemerkt gemacht, daß wenn dies eine zur Erhebung sämmtlicher Steuern berechnete Municipalität thäte, doch nicht die geringste Bürgerschaft dafür vorhanden sein würde, daß der eingegangene Steuerbetrag auch wirklich zur Lösung der municipalen Aufgaben verwendet werden würde, für welche er bestimmt sei. Dann hat man aber mir eingestehen müssen, daß dies jetzt

auch nicht geschieht, wo diese Steuern in die Landeskasse fließen. Nun, was wäre dann also gewagt, wenn der Versuch mit unabhängigen Municipalverwaltungen und deren selbstständigem Besteuerungsrecht gemacht würde. Jedenfalls ist, wenn der Steuerertrag in die Landeskasse fließt, stärkerer Anlaß dazu vorhanden, daß er dem municipalen Zwecke entfremdet, und etwa, wie jetzt wahrscheinlich der Fall, zu Kriegsrüstungen verwendet wird. Es ist mir aber weiter bemerkt worden, daß die Gefahr einer Entfremdung des Steuerertrags von den Zwecken der Steuer auch in Friedenszeiten vorhanden sei, indem diese Gefahr hauptsächlich aus der schlechten Besoldung aller unteren Beamten im osmanischen Reiche fließe, welche dadurch zur Unterschlagung, Bestechlichkeit und Pflichtvernachlässigung geradezu gezwungen seien. Nun, dies ist doch der offene Widerspruch im Kreise! Die unteren Beamten unterschlagen, lassen sich bestechen, und vernachlässigen ihre Pflicht, weil sie zu schlecht besoldet sind, und sie sind so schlecht besoldet, weil in Folge ihrer Unterschlagungen, ihrer Bestechlichkeit und ihrer Pflichtvernachlässigungen die Steuern nicht genug eintragen. Dann besolde man sie also doch besser, und verschwende nicht alles auf das höhere Beamtenthum, welches jetzt ungefähr so hoch besoldet ist, wie das englische. Eine selbstständige Municipalverwaltung, welche dem unteren Beamtenthum übrigens so sehr viel näher steht, ihm schärfer auf die Finger zu sehen vermag, und ebenso seine finanzielle Lage besser zu beurtheilen, würde sich übrigens von demselben nicht so leicht bethören lassen, daß eine große Entfremdung von Steuererträgen noch möglich wäre, und es würde dabei auch viel leichter sein, eine Einrichtung in's Leben treten zu lassen, welche mir wiederholt von hiesigen Angesehnen, welche die Haussteuer zahlen, als ein Ausweg aus den municipalen Schwierigkeiten der Stadt bezeichnet worden ist. Es könnte eine Körperschaft der auswärtigen Consuln gebildet werden, mit der Berechtigung, die Verwendung der Erträge der Municipalbesteuerung, die also auch von allen

europäischen Einwohnern auf Zeit zu tragen wäre, worin sie nun immer bestehen möchte, zu controliren.

Da haben Sie ein Stück politischer Discussion, wie sie heute in allen größeren Handelsstädten des Morgenlandes im Schwunge ist, mit Einschluß der gebildeten Griechen, und theilweise auch der Türken, soweit dieselben nämlich zur jungtürkischen Reformpartei gehören und die türkische Presse dieser Partei lesen.

Unterdeß hat ein einzelner Mann, der Franzose Düssaud aus Marseille, die Lösung einer municipalen Hauptaufgabe Smyrna's als eigene Privatunternehmung, doch unter dem Namen einer Actiengesellschaft, in die Hand genommen und bis jetzt auch in ziemlich solider Weise, wenn auch langsam, der Vollendung entgegengeführt. Es ist dies der breite Kai längs des geschlossenen Hafens, wie der offenen Rhyde, welchen er ganz und gar durch Aufschüttung am Strande dem Wasser abgewonnen und dann mit kleinen Quadern aus Vesuvlava von Torre del Greco bei Neapel gepflastert und auch noch mit einem Tramway, oder einer Pferdeeisenbahn versehen hat. Ein Lavapflaster ist allerdings besser als irgend ein anderes, welches in der Nähe Smyrna's zu haben wäre, und hat, da es von der Bruchstelle auf Schiffe und aus diesen wieder auf den Kai abgeladen werden konnte, auch nicht so sehr viel größere Kosten nöthig gemacht. Er hat seinen Gewinn in dem Verkaufe der Baustellen längs des Kais bis zu einem, und selbst bis zu zwei türkischen Pfunden — achtzehn und ein halb und sieben und dreißig Mark für den Pic oder das genaue Quadrat der alten Berliner Elle — gesucht, oder auch in ihrer vorläufigen Vermiethung zur Errichtung von hölzernen Verkaufsbuden und Kaffeeshenken. Mit beidem, mit dem Verkauf, wie mit der Vermiethung, geht es bis jetzt langsam vorwärts, aber vorwärts geht es. Außerdem hat ihm die osmanische Regierung auf zehn Jahre hinaus die Erhebung der Hafengebühren abgetreten, deren Ertrag allerdings nicht

unbedeutend ist, so daß er seine große Auslage wohl allmählig erstattet bekommen wird. Er hat nun der Regierung angeboten, daß, wenn sie ihm die Erhebung der Hafengebühr auf noch weitere zehn Jahre zusichere, er bereit sei, hierfür ganz Smyrna neu zu canalisiren — die gegenwärtige Canalisation unmittelbar unter dem Pflaster ist ein wahres Beispiel, wie man nicht canalisiren soll — und es durchweg mit Lavaquadern zu pflastern. Dies aber hat die Regierung schon abgelehnt; ob mit Recht oder nicht, kann man erst beurtheilen, wenn man eine genaue Bilanz des Vorschlags vor sich hat, was bei mir natürlich nicht der Fall ist. Die Verwendung wenigstens eines türkischen Steuerertrages zu einem gemeinnützigen Zwecke wäre allerdings damit gesichert worden.

Dieser Kai bildet jetzt einen Spaziergang mit so wunderschöner Aussicht auf die beiden, von zackigen Bergzügen eingefassten Seiten der Bucht von Smyrna, daß ihm bei einer größeren Stadt, wohl nur die Spaziergänge Neapels auf der Villa Reale, auf dem Corso Vittoria Emmanuele, auf der Marina und dem Molo zur Seite zu stellen sind. Die Färbungen sind in Smyrna, auch im Winter, noch viel intensiver, tiefblauer oder rothglühender, als in der Bucht von Neapel. Die Landschaftsmaler, welche sich bis hier verirrt haben, haben sogar ein besonderes Rothbraun zu mischen gehabt, für welches sie in ganz Italien niemals Verwendung gefunden hatten und welches von ihnen deswegen, und nicht etwa wegen des Fundortes, den Namen Smyrnaer Braun erhalten hat. Sowohl Chios im Südwesten, wie Lesbos im Nordwesten liegen zu fern und zu sehr hinter Vorgebirgen versteckt, um vom Kai von Smyrna aus gesehen werden zu können. Aber eben diese Vorgebirge, durch welche sie versteckt werden, machen selbst den Eindruck solcher, der Bucht von Smyrna vorlagernden Inseln, wie Ischia und Capri der Bucht von Neapel vorlagern. Im gegenwärtigen Jahre beginnt sich daher auf dem Kai von Smyrna ein Corso zu Fuß auszubilden, ähnlich demjenigen

auf der Villa Reale in Neapel. Es sind gerade die höheren Stände der Stadt, die Europäer oder Franken und die Levantiner, das Mischblut von europäischen Völkern untereinander, oder mit Griechen und Armeniern, ja selbst mit Persern, welche damit den Anfang gemacht haben. Der österreichische Admiral d'Orsay Barry, welcher das österreichische Geschwader hierselbst befehligt und der seine ausgezeichnete Musikbande zu diesem Corso herlieh, hat ebenfalls dazu beigetragen. Viele Smyrnaer Familien haben in Folge des beschlossen, ihre Sommerwohnsitze in den Dörfern Burnabad und Budja aufzugeben und das ganze Jahr in der Stadt zu bleiben, da jetzt der Spaziergang auf dem Kai schöner sei, als irgend welcher bei diesen Dörfern.

Bisher haben sich die Frauen und Mädchen Smyrna's, nämlich die griechischen und die armenischen und theilweise auch die jüdischen, aber natürlich weder die europäischen noch levantinischen, noch gar die verschleierten muhamedanischen, in der Stadt selbst einen anderen Ersatz für Spaziergänge in freier Luft, welche, wenigstens innerhalb ihres Straßennetzes bis jetzt geradezu unmöglich waren, zu verschaffen gewußt. Sie sind nämlich nicht spazieren gegangen, sondern haben in ihren eigenen Hausthüren, in vollem Staat, dick mit Juwelen behängt, spazieren gestanden, und stehen so auch noch. Stundenlang stehen sie nach der Kirche am Sonntage, und die Büdinnen so am Sonnabend, und nur die jungen Männer schlendern durch die Stadt und knüpfen hier und da mit einer Bekannten ein Gespräch an. Früher, als Smyrna nach allen Berichten eben noch reicher war, als es jetzt ist, sollen die europäischen Reisenden, welche die Kunde der jungen Griechen und Armenier durch die Stadt am Sonntage nach der Kirche an allen Hausthüren vorbei, wie dieselbe noch heute üblich, mitmachten, vorzüglich von der Pracht der Smaragdenschmucks geblendet worden seien, die dabei zur Schau getragen wurden. Seitdem hat es in Smyrna so viel Bankrotte gegeben und

die Smaragdenschmucks sollen entweder nach Konstantinopel oder nach Frankreich gewandert sein. Ein höherer Schmuck, als derjenige aller Edelsteine, der Schmuck der angeborenen Schönheit, ist ziemlich häufig in Smyrna anzutreffen, hauptsächlich bei den Armenierinnen, welche zugleich die reichsten Mädchen der Stadt sind, bei denjenigen Levantinerinnen, welche aus der Kreuzung von englischen oder holländischen Männern mit Griechinnen hervorgingen und endlich bei den Griechinnen selbst, bei welchen die Schönheit zwar seltener, aber dann um so vollendeter ist. Die schönste Frau unseres Jahrhunderts, die spätere Gräfin Potozka in der Krim, welche bekanntlich zufällig in Berlin starb, war das Kind armer griechischer Eltern aus Budja, nahe bei Smyrna, welche mit dem Kinde nach Konstantinopel zogen, wo der Gesandte der französischen Republik die wunderbare Schönheit des Kindes entdeckte.

Bei Sonnenuntergang verschwindet das bunte Gewühl rasch vom Kai und den engen, meist nur sechs Ellen breiten und ein ungeheures Labyrinth bildenden Gassen Smyrna's. Es ist aber in Smyrna, hauptsächlich wohl der Sicherheit wegen, und dieserhalb wirklich auch sehr nöthig, wenigstens für eine gute Gasbeleuchtung gesorgt, die ja in Stambul und Scutari, den türkischen Theilen Konstantinopels, der Feuergefahr wegen, immer noch fehlt. Den weitaus größten Theil der Bevölkerung aller Nationen und Confessionen haben dann schon die Privathäuser aufgenommen, von welchen, wie in den englisch redenden Ländern, jedes nur eine Familie birgt. So abstoßend vorzüglich das Straßenpflaster den auswärtigen Besucher empfängt, mit so stattlicher Behaglichkeit thut es das Innere der meisten Häuser. Gewöhnlich tritt man in einen breiten und tiefen, mit gewürfelten und geglätteten Stein, fließen — meist aus Marmor — bedeckten Flur, und hat am Schlusse desselben, ganz offen, oder durch eine Glasthür die Ausschau in ein Gärtchen mit Orangen- und Citronenbäumen und überhangen mit Weinranken. Jetzt hängen die Orangen-

wie die Citronenbäume dicht voller Früchte. Im unteren Stockwerk befindet sich dann wohl noch ein Comtoir, ein Dienstbotenzimmer, die Küche und der Stall und die Remise mit zweitem Ausgange und die Räume für die Holz- und Fruchtvorräthe. Denn Keller giebt es in ganz Smyrna nicht, da das Wasser überall so nahe unter der Oberfläche herausquillt, daß es keine Schwierigkeit macht, überall artesische Brunnen zu graben. Smyrna hat aber auch außerdem Wasserleitung, nur daß sie beständig in einzelnen Stadttheilen außer Ordnung gerathen ist, wie alle öffentlichen städtischen Einrichtungen, und dann versagt. Ich bin Zeuge von der großen Mühe gewesen, welche es gekostet hat, nur dreißig Hausbesitzer, und das Europäer, Levantiner und Griechen, unter einen Hut zu bringen, um sie wieder ausbessern zu lassen, und obgleich seit einem Monat beschlossen, ist es doch noch immer nicht geschehen.

Da das Wetter wieder warm und sehr schön geworden, habe ich in letzter Zeit mehrere Ausflüge in die am nächsten liegenden Theile des Innern von Klein-Asien gemacht, und vorzüglich höchst interessante Trümmer antiker Städte gesehen und werde darüber demnächst berichten.

Die Trümmer von Ephesus.

I.

Von Smyrna nach Ayasoluk.

An einem ungewöhnlich schönen Tage dieser in Kleinasien überhaupt schönen Jahreszeit, welche bis in den Januar hinein zu dauern pflegt, hatten wir beschlossen, den Trümmern von Ephesus einen Besuch abzustatten. Sie sind jetzt auf der Eisenbahn, welche von Smyrna nach der Hauptstadt des Ejalets im Innern des Landes, Aidin führt, leicht erreichbar. Die Station, in deren Nähe sich diese wohl umfangreichsten Trümmer befinden, welche von einer Stadt des alten Griechenlands mit allen seinen Colonien und des byzantinischen Reiches noch vorhanden sind, heißt Ayasoluk und ist von Smyrna fünf- undsiebzig Kilometer, oder ziemlich genau zehn alte deutsche Meilen entfernt. Die Bahn, welche Anfangs einen Bogen in das Innere des Landes hinein macht, kommt bei Ayasoluk dem Meere, welches hier in einem tiefen Busen in's Land einschneidet, wieder so beträchtlich nahe, daß dasselbe in weniger als einer Meile Entfernung sichtbar wird. Dann geht die Bahn von Neuem geradewegs in's Innere hinein, um vorläufig bei dem ziemlich stark bevölkerten Aidin zu endigen. Die Bahn ist von Engländern gebaut und noch unter englischer kaufmännischer, wie technischer Leitung, obgleich auch sie jetzt zu den von der osmanischen Regierung übernommenen Bahnen gehört, also eigentlich Staatsbahn ist. Die Fahrt nach Ayasoluk in der ersten Klasse kostet hin und zurück ungefähr neunzig Silber-Piafter, etwas mehr als zwanzig Franken.

Der genaue Satz ist mir augenblicklich aus dem Gedächtniß entschwunden.

Die Hauptmisklichkeit bei diesem Ausfluge ist, daß man nicht gut an demselben Tage auf eigentlichen, regelmäßig und täglich gehenden Personenzügen hin- und zurückfahren und dazwischen die Trümmer vollständig und mit Bequemlichkeit besuchen kann. Denn es bleiben zwischen der Ankunft in Myasoluk mit dem Morgenzuge aus Smyrna und dem Durchgange durch Myasoluk desselben von Aidin zurückkehrenden Zuges nur anderthalb Stunden Zeit übrig, welche hierfür bei Weitem nicht ausreichen. Will man durchaus nicht in Myasoluk übernachten, welches sein Mißliches hat, und im Sommer schon wegen des Sumpffiebers und der Fülle von Mosquitos unter keinen Umständen zu empfehlen ist, so muß man entweder sich einen eigenen Extrazug zusammenstellen und heizen lassen, welches ungefähr sieben türkische Pfund kostet, also etwa 130 Mark, oder man muß einen Tag wählen, an welchem ein erst spät zurückkehrender Zug für die Jagdliebhaber in Smyrna besonders eingelegt ist. Ein Extrazug bezahlt sich schon bei einer Gesellschaft von acht Personen; sind also so viel beisammen, so ist es nicht nur im Sommer, sondern auch im Winter empfehlenswerth, ihn zu nehmen.

Es war neun Uhr am Morgen, als wir auf Smyrna's fruchtbarer Ebene zuerst zwischen dem Berg Pagus und den entfernteren hohen Gebirgszügen des Siphilos, Nif-Dagh und Tachtalu ziemlich gemächlich dahin zu rollen begannen. Das erste Stück der Bahn geht an der Stadt, in ihrer ganzen nord-südlichen Ausdehnung entlang, an vielen Orangegärten und kleinen Garten-Kaffeehäusern vorüber, welche letzteren den Smyrnioten als Erholungspunkte auf den in der Stadt beliebten Spaziergängen längs der Eisenbahnen dienen. Die Orangegärten prangen jetzt gerade in ihrer höchsten Fruchtfülle. An manchen Bäumen scheinen mehr Drangen als Blätter zu sitzen, und zwar ebenso duftige wie saftige Drangen, von welchen

wir jetzt auf den Märkten und in dem Bazar acht Stück für einen Kupfer-Piaſter kaufen, alſo daſſelbe, wie ſechs für einen Groſchen. Zur Linken fährt man an zwei noch ziemlich kaſt ausſehenden Kirchhöfen vorüber, dem engliſchen und daran ſtoßend dem deutſchen, zu welchem letzteren der Zutritt bis jetzt nur durch den engliſchen möglich, worüber die Deutſchen brummen, ohne ſich eine eigene Thür zu machen, was im Uebrigen leicht möglich wäre. Da, wo die Bahn von der Stadt an deren Südde ſchied nimmt, bei der ſogenannten Karawanenbrücke über dem Meles, dem Ankunſtspunkte der Karawanen aus dem Innern, befindet ſich ein zweiter Bahnhof. Es iſt der Hauptbahnhof für die Aufladung und Abladung von Gütern. Auch Paſſagiere ſteigen hier ein. Das Landſchaftsbild vor den Fenſtern iſt hier ringſum von der faſt blaugrünen, dem Blicke ganz undurchdringlichen, hohen Hinterwand der dicht emporſtrebenden Cypreſſenwälder auf muhamedaniſchen Begräbnißplätzen eingefäſt. Hier füllt ſich hauptſächlich die dritte Klaſſe, mit ſchwer bewaffneten Bergbewohnern oder Sebeks in großer Zahl. Ihr hoher Wuchs, durch einen ganz beſonderen ungewöhnlich hohen Turban noch erhöht, der aus einer Kopfsbedeckung des alten perſiſchen Klein-Asiens ſtammen ſoll, und die ſtolze Schönheit ihrer Geſichtszüge machen ſie zu einer Erſcheinung, die man nicht ſo leicht vergißt. Ich hielt es anfangs für möglich, daß dieſe Männer, welche übrigens als Räuber verrufen ſind, von der alten mäoniſchen, lydiſchen, oder pariſchen Landbevölkerung abſtammen möchten, denn Griechen ſind gewiß nicht ihre Vorväter geweſen; bin aber ſeitdem belehrt worden, daß es aller Wahrſcheinlichkeit nach reine ſelbſchuckige Türken des Dyoſiſchen Tartarenſtammes ſind, wie wenigſtens ihre Sprache und Ausſprache unzweideutig darthun; alſo deſſelben Stammes, wie auch die Bevölkerung des Egalets von Koniah im alten Kapadocien, von woher die ſtärkſten unter den Laſtträgern im oſmaniſchen Reiche kommen. Bei der Karawanen-Brücke

erhielten wir auch die Gesellschaft eines Passagiers der ersten Klasse. Er trug elegante europäische Kleidung und nur den Fez, so daß man von vornherein nicht wissen konnte, ob es ein Grieche, Armenier oder Türke war. Ich vermuthete aber aus den Gesichtszügen gleich das letztere und war nun auf einen sehr schweigsamen Reisegefährten gefaßt, wie es die Türken gewöhnlich sind. Aber es kam ganz anders. Dieselbe Lust, welche wir empfanden, zu wissen, mit wem wir da nach Asien hineinfuhren, wandelte auch ihn in Betreff unserer an. Diese Lust befriedigt man am besten, wenn man mittheilt, wer man selber ist, und dann die entsprechende Mittheilung als Gegendienst von drüben erwartet. Er redete uns zuerst türkisch an, und da wir, wie er wohl vermuthet hatte, dies nicht verstanden, versuchte er es mit griechisch, welches er aber sehr gebrechen sprach und von welchem ich in seiner Aussprache nur einzelne Wörter verstand, ohne ihren Zusammenhang errathen zu können. Als ich den Kopf schüttelte, versuchte er es mit französisch: „moi, journaliste ottoman, ecrivain de géographie et d'histoire. Voilà mon nom“, hier zog er eine Karte aus der Brusttasche und hielt sie mir vor die Augen. Ich bemerkte, daß es ein Freibillet erster Klasse in englischer Sprache auf den beiden in Smyrna mündenden Eisenbahnen für alle Züge das ganze Jahr hindurch war, ausgestellt für Selim Effendi, Chief Editor des „Intibar“ in Smyrna. Die Unterhaltung ward nun französisch fortgesetzt. „Was ist Intibar?“ fragte ich zunächst. Er legte den Kopf auf die Hand, schloß die Augen, als schliefe er, öffnete sie dann wieder und blickte mir schlau und vergnügt in's Gesicht. Als ich noch nicht verstand, brachte er endlich, mit der Schwierigkeit des Französischen kämpfend, das Wort Reveil heraus und fügte selbstbewußt hinzu: moi jeune Turquie, und sah uns dann wieder äußerst vergnügt in's Gesicht. Nun war seine Offenheit zu erwiedern. Ich antwortete also: moi, aussi journaliste, journaliste allemand et anglais. Dies machte ihn zwar nach-

denklich, er schien es aber schließlich zu begreifen und zu würdigen und nickte wiederholt lebhaft mit dem Kopfe. Um dem Gedankengange, der in ihm kämpfte, zu Hilfe zu kommen, fuhr ich in seiner eigenen Sprechweise fort; moi aussi, jeune Turquie, Turquie rajeunie, comme Allemagne rajeunie. Jetzt senkte er den Kopf in beide Hände und dachte tief nach. Ich sprach nun ein einziges englisches Wort — welches, gehört nicht zu dieser Erzählung — bei welchem er alsbald in hellen Jubel ausbrach. Er packte nun meine beiden Hände und schüttelte sie warm und lange und wir waren auf einmal gute Freunde. Er erzählte nun, immer vermitteltst einzelner französischer Wörter, mit etwas neugriechisch zur Aushilfe, und mit sehr beredtem Gestenspiel, daß er sämtliche Provinzen an der Donau genau kenne. Er habe in Bulgarien, auch in Rußschuß gelebt und dort die türkische Zeitung „Duna“ (Donau) redigirt, welche das Organ für Midhat Pascha's Reformvorschläge gewesen sei. Er habe sich dann nach Bosnien begeben während des Aufstandes. Dies sei ein wunderschönes Land. Dann sei er als türkischer Kriegscorrespondent zur Armee nach Serbien gelangt und habe den letzten Kämpfen beigewohnt. Sie seien sehr leicht gewesen, denn die Russen, so nannte er beständig die Gegner, welche vorher sehr großrednerisch gewesen seien, hätten sich ganz erbärmlich geschlagen, nirgends Stand gehalten und nicht weniger als achtzehn Offiziere hätten sich ohne Widerstand gefangen nehmen lassen, was bei türkischen Offizieren niemals vorkommen könne. So also sieht das Bild aus, welches von dem Kriege in Serbien in den Köpfen der Türken, die dabei waren, sitzen geblieben ist, wie ich dies auch schon anderwärts Gelegenheit gehabt habe zu beobachten. Schließlich theilte er uns auch noch mit, daß er seine Frau während des Krieges und des Aufstandes nach dem österreichischen Badeorte Mehadia an der rumänischen Grenze gebracht, daß diese dort ohne Weiteres den Schleier abgelegt habe, welches vernünftig sei, und welches alle muhamedanischen Frauen thun müßten.

Fast hatten wir über seinen interessanten, stets von äußerst originellen Gesticulationen begleiteten Erzählungen, bei welchen uns die mitgebrachte Vorstellung vom Pflagma der Türken der höheren Klasse ganz abhanden kam, vergessen, rechts und links aus den Fenstern auf die vorüberfliegenden Landschaften und die Cultur- und Lebensbilder am Wege zu blicken. Dies wäre aber sehr schade gewesen und ward denn auch gründlich nachgeholt.

Es geht beständig auf der Mitte einer Ebene dahin, welche auf beiden Seiten von ziemlich hohen Bergen eingeschlossen ist. Diese Berge sind ohne Ausnahme vollständig kahl, wie die Berge in Griechenland. Hier wie dort hat dies der Umstand verschuldet, daß die Ziegenheerden selbst den spontanen Nachwuchs unterdrückt haben, während die Bevölkerung an Wiederbepflanzung, nachdem sie die Bestände zu Feuerung verbraucht, niemals gedacht hat. In Kleinasien kommt noch die zerstörende Thätigkeit der Kameele hinzu, welche man auf allen unteren Bergabhängen weiden sieht. Zur Rechten zeigen sich bald die Trümmer einer Wasserleitung, welche über das Melesthal hinwegführt. Sie stammt aus der römischen Zeit Smyrna's. Es folgen die Dörfer Groß- und Klein-Paradies, in welchen noch der Name der Parks der alten Perser und Griechen, Paradiesos, wiederklingt. Eine kurze Zweigbahn führt von hier aus nach Budjah, einem der Bergstädtchen, nach welchen sich die wohlhabenden Smyrnioten, vorzüglich die Levantiner, im Sommer zurückziehen. Es wohnt dort, wie ich bei einem Besuche dieses Städtchens schon erfahren habe, in einem Sommerhause auf einsamer Bergspitze ein wohlhabender Armenier, der sich schon seit Jahren damit beschäftigt, aus dem Sprachengewirr der Türkei eine türkische Universal- und Staatsprache zusammen zu setzen, diese Aufgabe aber bisher natürlich nicht gelöst hat. Dort befindet sich auch eine höchst elegante, kleine englische Kirche, sowie eine englische Mädchenschule. Budjah ist von Wein-

bergen umgeben. Weiter hinaus, wo die Bahn zwischen Kreidbergen dahinläuft, zeigen sich immer mehr Weinberge. Das Dorf Seddikeui, welches hauptsächlich smyrniotische Levantiner holländischer Abkunft zu ihrem Sommeraufenthalt zu wählen pflegen, ist der äußerste der smyrniotischen Villeggiatur-Plätze in südlicher Richtung. Es folgt nun die höchste Stelle der Bahn und auf die Ebene von Seddikeui, in dessen Nähe ein wahres Sommerchloß, Eigenthum eines Holländers, im Entstehen ist, folgt diejenige von Zumovasi, ein Dorf, in welchem deutsches Bier gebraut wird, von dem es übrigens auch eine kleine Brauerei in Smyrna selbst giebt. Noch weiter hinaus beginnt die Bahn durch dünner bevölkertes Land zu führen. Ueber die Bergzüge zur Rechten hinaus gucken zeitweilig die höheren Bergspitzen der Insel Samos. Sobald die Bahn sich dem Thale des alten Kaystros, des gegenwärtigen kleinen Menderes, nähert, wird die Bevölkerung auf beiden Seiten wieder dichter, und es zeigen sich auf den Stationen, meist bei lagernden Kameelen, immer höhere und schöner gewachsene Männergestalten. Eine niedrige Hügelkette, unmittelbar zur Seite der Bahn, soll ganz aus Glimmerspänen bestehen. Bei der Station Kosbunar, schon mehr als acht Meilen von Smyrna, werden auf den Messogisbergen zur Rechten die Trümmer eines Bergschlosses sichtbar, welches im Volksmunde den Namen Ziegenschloß führt, oder auch Mädchenschloß, und welches die letzte Befestigung der seldschuckigen Sultane von Ahasoluk gegen die osmanischen Sultane gebildet haben soll. Aus der Ferne sehen sie ganz den Trümmern einer Burg des Mittelalters in Westeuropa ähnlich. Auf dieser Station rief plötzlich unser türkischer Reisegefährte Selim Effendi einen noch ziemlich jungen Mann, mit einem ganz italienisch geschnittenem Gesichte und einer Brille auf der Nase und den Fingern auf dem Kopfe in den Wagen, welchen er uns als den Mudir, oder Polizeiverwalter, von Ahasoluk vorstellte, hinzufügend, daß wir seine Hilfe vielleicht nöthig haben könnten,

wenn wir die Trümmer von Ephesus gerade jetzt besuchen wollten, wie wir ihm mitgetheilt hatten. Der Mudir blieb bis Ahasoluk in unserem Wagen, da er aber nur türkisch sprach, war für uns mit ihm selbst gar keine Verständigung möglich, und auch die Verdolmetschung durch Selim Effendi, mit dem wir ja ebenfalls keine einzige Sprache ausreichend gemeinsam hatten, ließ viel zu wünschen übrig. Wir verstanden nur, daß der Mudir uns in sein Haus einlud, lehnten dies aber verbindlich ab, da ein Gasthof ja vorhanden sei. Je mehr wir uns Ahasoluk näherten, desto großartiger und stylvoller ward die Landschaft um uns her. Von da an, wo die Bahn den Kaystros überschritt, ließ sie sich am besten mit der Campagna von Rom vergleichen, nur daß die Bergzüge rings umher näher und höher sind, als die Albaner und Sabiner Berge. Die Aehnlichkeit nahm aber noch zu, als die Trümmer der hohen Bögen einer Wasserleitung vor uns auftauchten, welche quer über die Bahn weg, aus den östlichen Bergen auf die Bergfestung von Ahasoluk zuliefen und ihren Weg noch jenseits derselben, diese überschreitend, nach dem Berge Pion oder Prion fortsetzten, um welchen umher das alte Ephesus lag. Schon der erste Eindruck war großartig. Ahasoluk selbst, eine Zeit lang Hauptstadt der selbschuckigen Sultane dieser Gegend, jetzt bis auf etwa hundert Einwohner verödet, weist noch nicht weniger als sieben kleine Moscheen auf, deren Ruinen nun mitten auf den Feldern stehen. Ursprünglich war es eine Vorstadt von Ephesus und erhielt seinen Namen von einer Kirche des Evangelisten Johannes, deren Reste sich noch auf der Bergfestung befanden. Die Vorstadt hieß griechisch: Høhagios Theologos, der heilige Theolog, und daraus haben anfangs die Araber, als sie die Stadt eroberten und von diesen den Namen erbend, später die Selbschucken, Haja Soluk gemacht. „Der heilige Theologe“ hatte sich also eigentlich in den „Heiligen Tholuk“ verwandelt.

Die elenden Gestelle von Pferden, welche in Folge meiner telegraphischen Bestellung gesattelt worden waren, standen schon bereit; wir schüttelten die Hände mit Selim Effendi, und der Mudir, welcher hier ausstieg, während Selim Effendi weiter nach Aidin fuhr, ließ einen Zaptieh, oder Polizeisoldaten, auf's Pferd steigen, um uns außer dem Führer zu begleiten. Es machte uns fast den Eindruck, als sollte uns dieser bewachen, damit wir keine Alterthümer stehlen; nachträglich hat sich aber herausgestellt, daß er uns nur einen Freundschaftsdienst zu leisten wünschte und daß für diesen auch sehr guter Grund vorhanden war, wie ich am Schlusse meines nächsten Briefes erzählen werde.

Die Trümmer von Ephesus.

II.

Im Kreise um den Berg Prion.

Unsere kleine Karawane brach bald nach unserer Ankunft von Nyasoluk nach dem Berge Prion, oder Prion, auf, dem eigentlichen Mittelpunkte der sehr ausgedehnten Trümmervelt von Ephesus, und dem Sitze der ursprünglichen Ansiedelung, welche von Seiten der ursprünglichen Bewohner des Landes, der zum Volksstamme der Karer gehörte, vermischt mit Leuten aus dem benachbarten Sydien, also Iberern vermischt mit Semiten, schon lange vor der Ankunft der jonischen Einwanderer aus Athen stattfand. Unser Zug bestand aus uns Beiden, nämlich meiner Frau und mir selbst, dem griechischen Führer, welcher Mr. Wood vom britischen Museum bei der Auffindung der Reste des berühmten Tempels der Diana im Jahre 1870 unterstützte, und welcher später, bei der Ausgrabung des Tempels, nachdem Mr. Wood Ephesus verlassen hatte, mit der ferneren Ueberwachung der Ausgrabungen und der Berichterstattung nach London beauftragt war; ferner einem jungen griechischen Kaufmann, welcher wie jetzt zahlreiche Leute in Nyasoluk, gleich dem Führer etwas englisch sprach und merkwürdiger Weise in Gesichtsbildung wie im Schnitte des blonden Haares und Bartes ganz wie ein Engländer aussah, und dem ebenfalls berittenen Zaptieh oder Polizeisoldaten, den uns der Mudir mitgegeben hatte. Ich hatte bestimmt, daß der Kreisritt um den Berg Prion so gemacht würde, daß wir bei den Trümmern des Tempels, welche gerade in der

Mitte zwischen dem Berg Prion und der Bergveste von Ahasoluk liegen, zuletzt ankämen. Das Wetter war sehr schön, ganz warm, und der durch den Pflug aufgelockerte Boden der Maisfelder rings um den Berg Prion wenigstens nicht allzu feucht. Ahasoluk ist sonst wegen der Fieber äußerst verrufen, welche jetzt durch die Feuchtigkeit des Bodens der ganzen Ebene erzeugt werden, und wer im Sommer in der Nähe der Trümmer von Ephesos Nachtquartier nehmen muß, welches jetzt sehr Viele — vorzüglich Engländer — thun, fährt darum gewöhnlich eine Station weiter nach Uzizieh, welches 500 Fuß hoch liegt, um von dort Morgens nach den Trümmern und Abends wieder zurück zu reiten.

Die hohen Bogen der zertrümmerten kleinen Wasserleitung, deren ich schon im Vorigen erwähnte, begleiteten uns eine kurze Strecke auf unserem Wege. Wenn man die Marmorquaderstücke, welche in dieses oströmische Bauwerk eingemauert sind, schon früher aufmerksam untersucht hätte, würde man wahrscheinlich die tief verschütteten Reste des Dianatempels schon früher, als erst im Jahre 1870, gefunden haben, und zwar noch obenein ganz in der Nähe der Stelle, an welcher ihn unser Landsmann Guhl schon viel früher vermuthet hatte. Jetzt ist es natürlich leicht genug, die Marmorquadern in der Wasserleitung wieder herauszufinden, welche bei ihrem Bau aus den Trümmern des Tempels entnommen wurden. Dann ritten wir zu einer jetzt verlassenen Moschee von eleganter Form, deren Erbauung dem seldschukischen Sultan in Ahasoluk, Selim, zugeschrieben wird. Das überkuppelte Gebäude hat Säulen zu den Seiten des Eingangs, welche den altgriechischen Bauten entnommen sind, und zwar dem sogenannten großen Gymnasium, welches später von seinen Säulen auch nach Konstantinopel abgegeben hat. Es stehen noch jetzt, wie erwähnt, nicht weniger als sieben verlassene kleine Moscheen aus der seldschukischen Zeit von Ahasoluk, welches damals noch immer eine namhafte Stadt gewesen sein muß. Sie soll auch

nicht weniger türkische Bäder gezählt haben, als das Jahr Tage hat.

Von hier aus wurde es, noch lange ehe die ersten, hoch aus dem Boden ragenden Trümmer in's Gesichtsfeld traten, aus der Fülle zerbrochener Bausteine, darunter auch sehr vieler gebrannter Ziegel, mit welchen der Boden so dick bestreut war, daß sie selbst den Pferden den Tritt erschwerten, merkbar, daß wir uns auf der Stelle einer ganz großen Stadt befanden, welche, nach ihrem Umfange zu schätzen, es in der Zeit ihrer Blüthe bis zu mehreren hunderttausend Einwohnern gebracht haben muß. Zuerst kamen wir zu stattlichen und vorzüglich sehr geräumigen Marmorgräbern, wohl noch aus der griechischen Zeit, welche in verhältnißmäßig geringer Tiefe bloßgelegt werden konnten. Die dachförmig zugespitzten Deckel der Sarkophage waren seitwärts geschoben, um das Innere zugänglich zu machen, dessen Inhalt nach London geschafft worden ist. Unter diesen Gräbern bezeichnete der Führer eines als das Grab des Androklos, des Sohnes des athenischen Königs Kodros, welcher die erste Ansiedelung der Jonier nach Ephesus führte. Es ist richtig, daß schon zur Zeit des Pausanias, also zur Zeit des Kaisers Markus Aurelius, in Ephesus ein bestimmtes Grabmal als dasjenige des Androklos bezeichnet wurde, der übrigens einer der jüngeren Söhne des Königs Kodros gewesen sein soll. Pausanias erzählt in Betreff dieses Grabmals Folgendes:

„Nachdem die Samier wieder in ihr Land zurückgekehrt waren, leistete Androklos den Prieneern Beistand gegen die Karer; das griechische Heer siegte, er aber blieb in der Schlacht. Die Ephesier nahmen den Leichnam des Androklos auf und begruben ihn an der Stelle ihres Landes, wo sein Grabmal jetzt noch gezeigt wird, auf dem Wege, welcher aus dem Heiligthum am Olympieion vorbei und nach dem Magnesischen Thore führt. Der Aufsatz auf dem Male ist ein gewaffneter Mann.“

Jetzt ist von diesem Grabdenkmal nur noch der viereckige Unterbau vorhanden, welcher in der Erde steckte. Vielleicht sind dies Grabmal und die angeführte Stelle des Pausanias für Mr. Wood das Mittel gewesen, die Lage des berühmten Dianatempels, welcher vorher vielen falschen Conjecturen ausgesetzt war, endlich wirklich glücklich zu entdecken. Verstehet man unter dem Worte „das Heiligthum“, wie man doch eigentlich stets mußte, den berühmten Dianatempel, also eben das Heiligthum der Stadt, so mußte dieser in der Verlängerung einer Linie liegen, welche von dem schon bekannnten Orte des Magnesiſchen Thores über das angebliche Grabmal des Androklos hinausgezogen wird. Da der Boden in dieser Richtung eben, war die Linie des Weges auch wahrscheinlich eine gerade. Das Magnesiſche Thor, dieses Grabmal und die aufgefundenen Reste des Tempels liegen nun wirklich auch auf einer schnurgeraden Linie. Zur Rechten, dicht vor dem Fuße des Berges Prion, hatten wir auch die Spuren eines Säulenganges, der wohl gleichfalls einen Theil jenes Weges gebildet haben wird. Zunächst erreichten wir nun die Trümmer des Dpistholeprian'schen Gymnasiums. Dpistholepria — wörtlich „hinter dem Ausſaghoſpital“ — hieß dieser Stadttheil von Ephesus. Dieses Gymnasiums wird schon in der klassischen freien Zeit des alten Griechenlands Erwähnung gethan, denn der Spartanerkönig Agesilaus musterte hier seine Truppen, als er im Jahre 396 das Perserreich in Kleinasien angriff. Dem Raume nach zu urtheilen, kann die Zahl dieser Truppen nicht eben beträchtlich gewesen sein. Es ragen hier noch beträchtliche Trümmer aus dem Boden. Demnächst kamen wir zu den Trümmern des Magnesiſchen Thores, nach Magnesia am Mäander so genannt, welches einst Artaxerxes dem Themistokles schenkte, um es nach seiner Verbannung aus Athen zu regieren. Vom Thore wie von der Mauer sind gewaltige Trümmer übrig. Die Mauer stieg von hier an auf dem Abhange des Berges Koreſſos empor, welcher sich in beträcht-

licher Ausdehnung längs der ganzen Stadt hinstreckte, und lief dann auf dem Rammte dieses Berges, der nicht bloß ausgedehnter, sondern auch höher ist als alle übrigen Hügel von Ephesus, in einem fast geraden Stücke von fast einer halben deutschen Meile dahin. Beim Magnesiſchen Thore machten wir nun eine Wendung, ungefähr im rechten Winkel, uns innerhalb der alten Stadtmauer, zunächst am Fuße des Berges Koreſſos, haltend. Hier ſind ganze Stücke einer alten ſtattlichen Straße bloßgelegt worden, neben welcher eine Wasserleitung hinlief. Der Stadttheil, in welchen wir nun gelangt waren, hieß im Alterthum Smyrna-Trachſeia, das rauhe oder unebene Smyrna. Der Name Smyrna ſtammt überhaupt nicht aus dem Griechiſchen und gehört wahrſcheinlich den eingeborenen Sprachen an, welche vor der Zeit der griechiſchen Einwanderung auf der kleinasiatiſchen Weſtküſte geſprochen wurden, im Beſonderen wohl der kariſchen und lelegiſchen. Es iſt daher wenigſtens nicht unmöglich, daß dieſer Name Smyrna in Ephesus ſelbſt entſtanden iſt, ohne von dem nördlichen Smyrna am Meles abgeleitet zu ſein, womit dann die Annahme zuſammenhängen würde, daß das nördliche Smyrna ſelbſt von Ephesus aus angelegt worden ſei. Jedenfalls hieß aber das nördliche Smyrna ſchon ſo, als Jonier aus Ephesus und Kolophon in ihm den Platz einnahmen, welchen früher die Aeoler beſetzt hatten. Es müßte alſo die Verpflanzung des Namens Smyrna von dem Stadttheil von Ephesus nach der Stadt am Meles ſchon in viel früherer Zeit, vor aller griechiſchen Einwanderung in Kleinaſien, ſtatgefunden haben, welches allerdings nicht unmöglich iſt. Wahrſcheinlicher aber iſt, daß der Stadttheil Smyrna in Ephesus weiter nichts bedeutete, als wirklich ein beſonderes Handels- und Verkaufsquartier ſmyrniſcher Kaufleute und Handwerker in Ephesus, wie es ſolche auch für die von Kolophon, für die von Samos, für die von Teos und für die von Selinus gab. Das Quartier von Eufionymia ward von Leuten aus der atheniſchen Mutterſtadt

bewohnt. Auch die Karier, Bennisier u. s. w. hatten besondere Vorstädte. Im Uebrigen wissen wir nur, daß drei ältere Städte, Samernion, Sisyra und Morges zu Ephesus zusammenwuchsen, welche auf den drei Bergen, dem hohen langhingestreckten Koreffos, dem Berge Pion oder Prion, welcher die mittlere Anhöhe bildet, und der befestigten Anhöhe von Ahasoluk lagen, und daß noch drei Dörfer mit Ephesus verbunden waren, nämlich Orthygia, Koreffos und Latorea.

Der Richtung längs des Koreffos folgend, welche durch die unbedeutenden Spuren der Wasserleitung angezeigt wird, sowie durch diejenigen des Säulenganges, der parallel mit derselben gewesen sein muß, gelangten wir zu dem angeblichen Mausoleum des Apostels Lucas. Es ist ein spätrömischer Bau, welcher unzweifelhaft zu Erbbegräbnissen gedient hat. Keinde Epheser sollen der Kirche viel Geld für das Recht zugewendet haben, sich beim Apostel Lucas begraben zu lassen.

Anziehender sind beträchtliche Bauten dem gegenüber auf dem Abhange des Berges Prion, welchen ich schon aus der Ferne anzusehen vermochte, nach den Kaiserbauten in Rom und den Bauten des Hadrian und des Herodes Attikus in Athen urtheilend, daß sie der Zeit der Antonine angehörten. Für das eine dieser Bauwerke haben die Archäologen die Bestimmung noch nicht zu ermitteln vermocht, und auch ich fühle mich dazu unfähig. Das andere aber hat sich schon früh den Forschern als ein zwar ziemlich kleines, aber mit Marmorarbeiten vortrefflich ausgestattetes Odeon verrathen, also eine Liederhalle, ähnlich derjenigen, welche Herodes Attikus zu Ehren seiner Gemahlin Regilla in Athen auf dem Abhange der Akropolis bauen ließ. In dieser ephesischen Liederhalle hatten nur zweitausend Zuhörer Platz. Sie entsprach in der Größe also ungefähr einem modernen Opernhause. Mr. Wood vom britischen Museum hat dies Odeon neuerdings vollständig ausgegraben, aber, wie es scheint, nur um wegzuschleppen, was des Wegschleppens werth war, und den Rest der durch-

wühlten Trümmer in einem nun ganz chaotischen Zustande zurückzulassen. Dies ist Unrecht, besonders da das britische Museum mit der Aufwendung von Geld auf seine Ausgrabungen durchaus nicht sparsam gewesen ist. Die Engländer hätten sich ein Beispiel an dem Verfahren unserer Landsleute Curtius und Strack mit den Trümmern des Dionysos-Theaters in Athen nehmen sollen. Sie haben dieselben, ohne sie zu berauben, derartig in Ordnung gebracht, daß man sich dort jetzt sehr wohl eine Vorstellung von dem Theater in Thätigkeit bilden kann, wenigstens wie es seit Hadrian's Zeiten ausgesehen hat. Zugleich hat die griechische Regierung dafür gesorgt, daß diese Räume des ältesten und vornehmsten Theaters der Welt jetzt, ähnlich den Trümmern oben auf der Akropolis und denen des in ein Museum verwandelten Theseus-Grabtempels, überwacht werden. Dies wäre auch in Ephesus nöthig, obgleich es jetzt noch schwer sein würde. Wir kehrten vom Odeon zu dem bloßgelegten Straßenzuge zurück, wo ich zu meiner Verwunderung auf einigen stattlichen Marmorplatten von Menschengröße, also doch wahrscheinlich Grabsteinen, einen sechsstrahligen Stern in einen Kreis gefaßt, sauber eingemeißelt fand, wie ich ihn bisher nur auf muhamedanischen Grabsteinen, oder Moschee-Ornamenten kannte. Sind Trümmer des muhamedanischen, seldschukischen oder früher noch sarazenischen Ahasoluk unter diejenigen des christlichen und heidnischen Ephesus gerathen? Später fiel mir ein, daß ich diesen Stern im Kreise auch schon auf jüdischen Grabsteinen bemerkt habe, woher ihn die Muhamedaner entnommen haben mögen, und daß ja in Ephesus schon lange, ehe es christlich ward, sich eine der größten Juden-Gemeinden befand, von welchen aus dem Alterthume berichtet wird. Es folgten nun die Trümmer des Gymnasiums am großen Markte der politischen Agora. In Ephesus scheint jeder Stadttheil seine besondere Ringschule gehabt zu haben, vielleicht schon deswegen nöthig, weil eben die verschiedenen Stadttheile dieses gewaltigen Sitzes des Handels und der Wissenschaften von Leuten ver-

schiedener Abstammung bewohnt wurden, wie es noch heute in allen großen Städten des Morgenlandes der Fall. Auch wir haben ja in unseren großen Städten Gymnasien, die freilich keine Ringschulen mehr sind, für alle einzelnen Stadttheile. Längs der sanften Höhe, welche gegen den großen Markt abfällt, an welchem sich auch die Trümmer eines Tempels des Kaisers Claudius befinden, zeigten sich die Ueberreste eines weithingestreckten, übrigens ziemlich groben Mosaiks, welches wohl den Fußboden eines Säulenganges bildete, denn neben demselben zieht sich eine ganze Reihe von Pfeilern her, welche Säulen getragen zu haben scheinen. Wir kamen nun zu den Trümmern des großen Theaters auf dem Westabhange des Berges Prion. Dieses Theater, beträchtlich größer als das Dionysos-Theater in Athen, gehörte in seiner Zeit zu den größten und berühmtesten Theatern der Welt. Sein Durchmesser beträgt mehr als zweihundert Meter, und es ist mehr als ein Halbkreis, ein Bogen von etwa zweihundert Grad, der mit diesem Durchmesser geschlagen ist. Nach heutiger Berechnung faßte es 56,700 Personen. Es ist sehr zertrümmert, so daß an eine Herstellung, wie diejenige des Dionysos-Theaters in Athen, hier freilich nicht zu denken ist. Wie bei jenem ist auch beim Theater von Ephesus für den emporsteigenden Hohlraum der Zuschauer die natürliche Form des Bergabhanges benutzt. Um die Trümmer des obersten Halbringes läßt sich, allerdings mit nicht geringer Mühe, herumgehen. Noch weiter oben, auf dem Abhange des doppelköpfigen Berges Prion, werden die Trümmer eines Bades sichtbar. Die Aussicht von dort oben auf die dicht gesäete Trümmervelt vor dem nordwestlichen Fuße des Berges, zu welcher wiederum ein Markt, nämlich die gewöhnliche, nicht die politische, Agora gehört, die Trümmer des großen Gymnasiums und die Spuren des künstlich gegrabenen achteckigen Stadthafens, welcher jetzt trocken liegt und zu welchem der Zugang vom Meere her durch den kleinen Fluß Selinus war, schmücken die ernste und großartige Landschaft

in einer Weise, wie es sonst nur wieder in Rom zu finden. Auch die Mauertrümmer auf dem Rammte des Berges Koreffos, welche im Nordwesten mit einem viereckigen Befestigungsthurm abschließen, der in der christlichen Zeit als ein Gefängniß des Apostels Paul in Ehren gehalten ward, trugen zu dem ernstesten Trümmerbilde bei, auf welches nun schon der röthere, wärmer gefärbte Schein der sich neigenden Sonne herabzufallen begann. Unten auf der Scene des Theaters machten wir eine kurze Rast. Nur der Zaptieh des Mudivir hielt sich von uns Uebrigen stets etwas fern und schien unter den Trümmern selbstständig vom Sattel aus umherzustoßern. Ganz in der Nähe befand sich ein breiter runder Stein, etwa funfzehn Fuß im Durchmesser, nach innen ringsförmig vertieft, mit wieder höher emporstehender Mitte, etwa wie der Boden einer Weinsflasche. Daß er von Menschenhand herrührte, war sehr sichtbar. Für die vollständig weich abgerundete Form dieses Beckens aus Stein glauben die christlichen Alterthumsforscher, die hauptsächlich wegen der Apostel Paul und Johannes häufig nach den Trümmern von Ephesus wallfahrten, darin eine Erklärung gefunden zu haben, daß sie es als ein öffentliches Taufbecken bezeichnen, wie solche Taufbecken, in denen die Täuflinge standen, häufig in den Kirchen aus dem fünften Jahrhundert gefunden werden, und deren ich ja mehrere, aus Ravenna schreibend, geschildert habe. Die weich abgerundeten Formen seien nothwendig gewesen, damit sich die Täuflinge, welche ja nackt in das Wasser traten, nicht an den Kanten und Ecken stoßen und verletzen konnten. Auf der erhöhten Mitte habe der Täufer stehen können, ohne sich die Füße naß zu machen. Da Ephesus unbedingt zu den Städten gehört, welche die ersten Anfänge des Christenthums erlebt haben, könnte daselbst auch allerdings noch in freier Luft getauft worden sein. Nur ist es doch nicht geradezu wahrscheinlich, daß dies, zur Zeit als das Christenthum noch verfolgt wurde, an einer Stelle geschehen sein sollte, so nahe dem Theater und dem bürger-

lichen Markte. Ebenso wohl kann dies ringförmig vertiefte und in der Mitte wieder höher anschwellende Becken das Becken eines öffentlichen Springbrunnens gewesen sein, der schon auf dem Markte selbst sein Wasser spendete. Dies würde die weich abgerundeten Formen des Steines auch noch viel besser erklären, denn gutta cavat lapidem — der Tropfen höhlt den Stein aus. Dies ist denn auch die Ansicht der nicht voreingenommenen Alterthumsforscher.

Nach der sehr kurzen Rast begann unser Rückweg um die andere Seite des Berges Pion, oder Prion, herum. Wir kamen an den Trümmern eines Serapiion vorüber, und dann zu denen des Stadion oder griechischen Amphitheaters, welches für sechsundsiebzig Tausend Zuschauer Platz hatte. Nahe bei diesem befindet sich das römische Regierungsgebäude, oder der Palast des Prätors, von welchem etwas mehr übrig geblieben ist, als von den anderen Bauwerken. Auch dieses hielt man früher für ein Gymnasium. Unser weiterer Weg führte uns am Fuße des zweiten Kopfes des Berges Prion hin, längs der Trümmer der Wasserleitung, welche uns schon bei der Station in Ahasoluk begegnete. Vor uns lag die kleine Bergfestung und das Dorf Ahasoluk, in solchem Abendlichte, welches man mit glücklich gewähltem Ausdruck verkürt zu nennen pflegt, vor dem dunkelvioletten Hintergrunde der höheren, ferner gelegenen Bergzüge. Der Führer machte uns auf die Oeffnung der weltberühmten, nämlich in der christlichen wie in der muhamedanischen Welt berühmten, Höhle der Siebenschläfer, oben im Berge Prion aufmerksam, welche doch wahrscheinlich nur die Erinnerung an ein verloren gegangenes griechisches Märchen oder eine griechische Novelle bewahrt hat, welche ich ein anderes Mal erzählen werde. Jetzt waren wir den unterirdischen Trümmern des Weltwunders, des Diana-Tempels nahe, die man erst erblickt, wenn man am Rande der weiten, rechteckigen, mehr als zwanzig Fuß tiefen Grube steht, durch welche sie bloßgelegt worden sind. Da liegt noch, wild durch-

einander geworfen, eine Fülle von Stücken zerbrochenen Marmors, aus welchem Mr. Wood nach London schaffen ließ und noch jeweilig schaffen läßt, was wegen seiner Form des Fortschaffens werth ist. Damit sammelnde Engländer nicht ihr eigenes Museum bestehlen, ist am Ende der Ausgrabungen eine kleine Sammlung von Marmorbruchstücken zusammengestellt, aus welcher sie nehmen können, was sie wollen. Der Tempel war derjenige, welcher hergestellt wurde, nachdem Herostrat am Tage der Geburt Alexander's den früheren, um sich einen Namen zu machen, verbrannt hatte. Jetzt also werden die „sammelnden“ Herostrate, wenigstens mit Bruchstücken, freiwillig abgefunden.

Uebrigens soll alles, was noch gefunden worden ist, die beträchtlichen Kosten der Ausgrabung — es wurden jahrelang mehr als zweihundert griechische Arbeiter beschäftigt — nicht aufgewogen haben.

Erst mit hereinbrechendem Dunkel, nach fünfständigem Ritte, erreichten wir wieder den kleinen kümmerlichen Gasthof in Ayasoluk, den letzten europäischen Styls beim Vordringen in das Innere Kleinasiens, wo man sonst auf Privathäuser und Khans verwiesen ist, und mußten uns noch jetzt, im December, von Mosquitos zerstechen lassen.

Der Mudir von Ayasoluk hat uns seitdem in Smyrna besucht, nachdem er uns in Ayasoluk noch vor dem Zu-Bette-Gehen mit besonderer Herzlichkeit und merkbarer Befriedigung stumm die Hände geschüttelt hatte. Jetzt erst haben wir erfahren, warum er uns durch seinen Zaptieh begleiten ließ, und warum dieser stets in einiger Entfernung von unserem Zuge in Ecken und Winkeln umherstöberte. Wenige Tage nach unserer Abreise von Ayasoluk kam es im Bezirke des Mudir zur Sprengung einer gefährlichen Schmuggler- und Räuberbande, wozu die Mannschaft schon damals aus Smyrna bestellt war. Da wir nun durch einen Dolmetscher mit einander verkehren konnten, erhielten wir genauen Aufschluß. Es ist zum

Kampf mit der schwerbewaffneten Bande in den Bergen gekommen. Die Bande war zusammengesetzt aus Griechen und Türken. Zwei von der Bande sind im Kampfe geblieben, beides Griechen. Drei sind gefangen genommen, und gebunden nach Smyrna gebracht worden, alle drei Türken. Sie haben theils Taback geschmuggelt, theils Lösegeld von gefangenen Kaufleuten erpreßt. Es war nicht wahrscheinlich, aber es hätte doch versucht werden können, auch uns anzufallen. Der Zaptieh war uns mitgegeben worden, um zu untersuchen, wo sich Verdächtiges zeige, und uns rechtzeitig zu warnen. Unsere Waffen hätten wahrscheinlich gegen fünfzehn Mann wenig geholfen.

Das Grabmal des Tantalos.

Die wahrscheinliche Lage des äolischen Smyrna. Eine geheimnißvolle Burg und ein geheimnißvolles Königsgrab. Die Tantalos-Sage. Damit contrastirendes Gesellschafts-Frühstück. Wahrscheinlichkeit, daß Seeräuber auf der Burg gehaust. Die Helden-Sagen der Aeoler.

Smyrna, 27. December 1876.

Smyrna steigt aus der sehr fruchtbaren Ebene, welche im Alterthum die äolische hieß, an dem Abhang der Berge empor, welche diese Ebene gegen Süden begrenzen. Wo es jetzt liegt, hat es mit Sicherheit seit der Zeit Alexanders des Großen gelegen, welcher seine Bewohner, die durch eine lydische Eroberung aus ihrer alten Stadt vertrieben und in die Dörfer der Umgegend verstreut worden waren, wieder sammelte und ihnen diesen neuen Wohnsitz anwies. Das alte, ursprünglich äolische, später jonische Smyrna, das Smyrna Homers, soll auf derselben Ebene, am Fuße der Berge gelegen haben, welche diese Ebene im Norden begrenzen. Wir werden uns später aufmachen, um seine Spuren aufzusuchen, und auf dem Wege zu demselben zu sehr merkwürdigen Dingen gelangen, vor denen man noch wie vor räthselhaften Wundern steht. Jetzt aber soll es sich um den Besuch von Spuren einer Cultur handeln auf demselben Abhange des südlichen Bergendes der Ebene, der ein noch höheres Alter beigeschrieben wird, als das der ersten griechischen Ansiedelungen in Klein-Asien. Aus dem nördlichen Bergzuge, welcher das Thal des Hermes von der äolischen Ebene trennt, und der einen kleinen Abstand bis zum Ufer der Bucht läßt, erstreckt sich das, was die Engländer einen Sporn des Gebirges nennen, und wir etwa eine Berg-

zunge, bis unmittelbar an das Ufer der Bucht. Sie wird durch denselben etwas verengt, und ihr allerinnerster Winkel von dem Hauptkörper der Bucht hierdurch abgeschieden. Smyrna liegt jetzt nicht an diesem innersten Winkel, wohl aber seine vornehmste Sommerfrische, das Städtchen Burnabat. Die Bergzunge senkt sich etwas, und zwar in drei Absätzen, nach dem Meere zu. Die drei Absätze tragen drei Bergkuppen, von welchen die hinterste, dem Hauptstock des Gebirgszugs nächste und höchste, etwa 800 Fuß hoch sein mag. Die Höhe der vordersten und niedrigsten schätze ich auf 600 Fuß, immer über dem Spiegel des Meeres. Auf dieser vordersten und niedrigsten Bergkuppe befindet sich die Umwallung einer kleinen Bergstadt oder Akropolis, nur etwa 100 Fuß im Quadrat groß. Die Umwallung ist ein sogenannter kyklopischer Bau aus großen unbehauenen, so gut es gehen will, ineinander gepaßten, Felsstücken, und es führen durch dieselbe rohe Propyläen mit einer Thür, welche durch den Fels gehauen ist. Herr Kiepert hat diese Akropolis für das Smyrna der Aeoler gehalten, nicht das spätere, eben schon jonische Smyrna des Homer, zu welchem ein Ausflug von uns ebenfalls schon geplant war. Ich habe die Ueberzeugung bekommen, daß Herr Kiepert Recht hat, wovon später. Gewöhnlich aber wird diese Akropolis als ein Ueberrest der alt-lydischen Stadt Tantalos betrachtet, und man hat innerhalb ihres doch so kleinen Umfangs, natürlich vergeblich, nach den Spuren eines alt-lydischen Kybele-Tempels gesucht. Auf der hintersten und höchsten Kuppe aber befindet sich ein Grabmal, offenbar eines Königs, und dieses hat man in Verbindung mit jener Annahme einer lydischen Stadt, zu der die Akropolis gehört habe, das Grabmal des Königs Tantalos nennen zu müssen geglaubt. Pausanias, welcher selbst ein Grieche aus dem inneren Lydien war, verlegt das Grab des Tantalos offenbar in die Nähe — bei uns, nämlich in Lydien, sagt er — des nach dem Tantalos benannten kleinen Sees auf dem Berge Siphlos,

also in die Nähe des bekannten Niobebildes bei Magnesia. Das Grab bezeichnet er aber als nicht unansehnlich, und weil man dort kein solches, eben nicht unansehnliches, Grabmal gefunden hat, ist dieses allerdings wirklich nicht unansehnliche Königsgrabmal, in der Nähe der Akropolis des äolischen Smyrna, nach ihm genannt worden. Sei dem, wie ihm wolle, so ist das Grabmal ein so ansehnliches, und seine Bauart den ältesten griechischen Bauten in Tiryns und Mykene so nahe stehend, dazu spielt auch der Name des Tantalos selbst im allgemeinen Volksmunde eine so bedeutende Rolle, daß eine Einladung zum gemeinschaftlichen Besuche dieses Grabes wohl für jeden Freund des griechischen Alterthums zu viel Anziehungskraft hat, um nicht mit Vergnügen angenommen zu werden.

Diesmal hatte sich eine ganze größere Gesellschaft zu dem Ausfluge zusammen gefunden, an welchem wir Theil nahmen. Es ging zuerst in Böten nach dem Smyrna gegenüber liegenden Ufer der Bucht und der Stelle, wo die vorerwähnte Bergzunge am nächsten an das Ufer dieser Bucht streift. Dorthin waren die türkisch gefattelten Esel für die ganze Gesellschaft mit ihren Treibern schon vorausgeschickt. Es waren einige Esel über die Zahl der Reiter und Reiterinnen hinausbestellt worden, um sie mit den Vorbereitungen für ein Frühstück auf dem Tantalos-Grabe belasten zu können.

Die Landung auf schwanker, nur durch ein einfaches Brett hergestellter Landungsbrücke, und dann durch eine Strecke sumpfigen Roths war ziemlich mißlich; desto ansprechender und munterer waren aber die dunkelbraunen Eselchen, welche wir vorfanden. Am mittelländischen Meere ist es um den Esel, der ja ursprünglich aus Egypten stammen soll, etwas ganz Anderes, als in Nordeuropa. Das verkümmerte, stets mißmuthige und wirklich dumme Geschöpf, dessen Name bei uns zum Schimpf ward, hat keine Aehnlichkeit mehr, besonders keine innerliche Aehnlichkeit mit seinem südlischen Bruder, wel-

cher Flug ist wie ein Jagdhund und nicht leicht den guten Humor verliert. In Form einer langgestreckten, hier und dort durch große Lücken unterbrochenen Karawane, ging es nun Berg auf, auf nacktem, dick mit großem Steingeröll bedecktem Bergabhänge.

Schon auf dem unteren Theile des Bergabhanges konnte der schwedische Consul, Herr Spiegelthal (Bruder eines früheren deutschen Consuls), welcher die Gefälligkeit hatte, in unserer Karawane als geschichtlich und antiquarisch gebildeter Führer voranzureiten, uns auf einzelne Felsengräber aufmerksam machen, welche er wohl theilweis selber entdeckt hat und bloßlegen ließ. Auch zeigten sich auf der Abstufung des Berges Quermälle von aufeinander gehäuften Steinen des Gerölls, welche indeß aus alten Anstrengungen herrühren mochten, Theile des Berges von dem Geröll zu befreien, um ihn nutzbringend zu bepflanzen. Jetzt wird nichts mehr derart versucht; auch nicht einmal Steine an's Meer herunter gebracht, welche man etwa in Smyrna zur Pflasterung gebrauchen könnte. Herr Düffaud scheint es leichter gefunden zu haben, für die Pflasterung seines Kais Lava aus Neapel, als Steine von den benachbarten Bergen herbeizuschaffen. Herr Spiegelthal sagte uns, daß die ganze, einen beträchtlichen Raum einnehmende, Bergzunge, auf der sich die sämtlichen Trümmer der geheimnißvollen angeblichen Tantalos-Stadt befinden, einem wohlhabenden Türken in Konstantinopel gehöre, der diesen Besitz für nur fünfzig türkische Pfund erworben habe, und wohl auch davon verkaufen würde. Nach ziemlich mühsamen Klimmen unserer Esel, die sich zuweilen auch selbstständig bessere Wege suchten, erreichten wir den Gipfel der hintersten und höchsten der drei Kuppen, deren Höhe über dem Meere ich also auf 800 Fuß schätzte. Ein ungeheurer Haufen wild durcheinander geworfener Steine krönt diesen Gipfel. Wir mußten auf denselben, was nicht ganz leicht war, hinaufklettern. In seiner Mitte ist er vertieft, und hier zeigt sich das Grab in

Form eines kleinen steinernen Hauses mit sehr dicken Wänden aus großen unregelmäßigen Steinblöcken und einer spizen Bedachung aus behauenen Steinplatten, welche, auf der Mauerdicke ruhend, nach innen zu übereinander vorgeschoben sind, wie diese Bedachungsart, welche noch die Ueberwölbung zu ersetzen hatte, bei allen griechischen Bauten der frühesten Zeit, z. B. den Schatzhäusern der Königspaläste, oder dem uralten Tempel der Hera auf Cuböa, in Anwendung gekommen ist. Wir stiegen in das Innere des Grabes hinein, welches doch groß genug war, daß stets mehrere Personen es besuchen konnten, die darin aufrecht zu stehen vermochten. Auf der einen Seite war eine Lichtöffnung angebracht. Die andere, wo sich wohl früher der rechtmäßige Eingang befand, ist dadurch, daß man einen unrechtmäßigen hergestellt hat, dergestalt zerstört, daß sich von der Form des rechtmäßigen Eingangs nichts mehr erkennen läßt. Es ist erst seit Menschengedenken, daß die äußere Form des Grabmals durch wiederholtes, zerstörendes Wühlen durch Schatzgräber oder auch durch Alterthumsforscher so ganz unkenntlich gemacht worden ist. Noch Herr Spiegelthal, der doch erst seit 1851 in Smyrna ist, kann sich eines viel besseren Zustandes des Grabmals erinnern, und vorzüglich eines Aufsatzes aus schimmerndem, weißen Quarz, etwa von der Form einer Ananas oder eines Granatapfels. Jetzt findet man unter den Trümmern nur noch einzelne Quarzstücke, welche aus diesem Aufsatz herrühren. Ebenso sind nur noch einige Stufen einer Steintreppe erkennbar, welche auf der einen Seite zu dem Grabmal, wie es scheint, in zwei Halbrunden, hinaufführte. Da, wo sie einst war, gruppiren sich jetzt ihre durcheinander geworfenen Steine, wie das Halbrund eines Theaters.

Hier machten wir es uns alle bequem. Denn der Punkt ist dazu einladend, und mit der Aussicht auf die äolische Ebene, und Burnabat zur Linken und auf Smyrna mit seinen Kuppeln und Minarets, mit dem Mastenwald auf seiner Rhede,

und der Trümmerkrone des Berges Pagos gegenüber in der Ferne, ist es wirklich wenigstens ein Naturtheater. Zedensfalls ist der Decoration die seltene Mannigfaltigkeit der Zusammenstellung eigenthümlich. Aus den Körben der Tragesel wanderten nun Teller, Messer und Gabel und die Kelchgläser hervor, und zu Gänseleberpastete und Caviar perlte der Champagner. Auch die saftigen und farbenglühenden Früchte der äolischen Ebene, vor allem die jetzt so schmackhaften Orangen, prangten auf unseren Tellern, sowie goldgelbe Äpfel. Auf einem angeblichen Tantalosgrabe lag es dabei nah, der Qualen des Tantalos zu gedenken, welche Odysseus den Phäaken schilderte, die mit offenem Munde dabei saßen:

Auch den Tantalos sah ich, mit schweren Qualen belastet;
Mitten im Teiche stand er, das Kinn von der Welle bespült,
Lechzte hinab vor Durst, und konnte zum Trinken nicht kommen.
Denn, so oft sich der Greis hinblückte, die Zunge zu kühlen,
Schwand das versiegende Wasser hinweg, und rings um die Füße
Zeigte sich schwarzer Sand, getrocknet vom feindlichen Dämon.
Fruchtbare Bäume neigten um seine Scheitel die Zweige
Voll balsamischer Birnen, Granaten und grünen Oliven,
Ober voll süßer Feigen und röthlich gesprenkelter Äpfel.
Aber sobald sich der Greis aufreckte, die Früchte zu pflücken,
Wirbelte plötzlich der Sturm sie empor zu den schattigen Wolken.

Die Sage vom Tantalos, wie sie in die Odyssee übergegangen ist, und zwar als Theil eines unzweifelhaft unechten Abschnitts derselben, war damit nahe gebracht. Sie hatte bei den Griechen je nach der Landschaft und dem einzelnen Schriftsteller sehr verschiedene Gestalten. Tantalos sollte entweder ein Sohn des Zeus oder auch des Pluto sein. Sein Weib hieß nach Einigen Eurhanassa, nach Anderen Taygete oder Dione; nach noch Anderen Klytia oder Euprpto. Er war der Vater des Pelops, des Proteas und der Niobe. Darin stimmen alle Gestalten der Sage überein, daß Tantalos ein sehr reicher König gewesen sei; aber von den Einem wird er König von Hydien genannt, von den Anderen König von Argos

oder Korinth. Einst soll Zeus den Tantalos zu sich eingeladen und ihn an seinem Tische bewirthet haben, womit schon wenigstens die Abstammung von Zeus selbst nicht recht zu stimmen scheint. Er sprach dann mit ihm über seine himmlischen Rathschlüsse, und Tantalos, bei seiner Rückkehr zur Erde, verrieth diese Rathschlüsse an Andere. Zeus verurtheilte ihn dann zu derjenigen Strafe in der Unterwelt, welche eben in der Odyssee und sonst beschrieben ist. Andere lassen ihn dieser Strafe verfallen, weil er, um seinerseits die Götter zu bewirthen, seinen Sohn Pelops in Stücke gehauen und die Stücke gekocht habe. Noch Andere erzählen, ziemlich prosaisch, daß er vom Mahle bei Zeus Ambrosia und Nektar gestohlen habe, und noch Andere, daß er den goldenen Hund, welcher Zeus als Kind in Kreta bewachte, und den Pandareus stahl, und ihm zur Obhut nach dem Berge Siphos brachte, verleugnete, als Hermes ihn wiederforderte, und daß er deswegen seine Strafe erhielt, welche schon bei den alten Griechen, aber auch in mehreren modernen Sprachen, so in unserer eigenen, sprichwörtlich wurde. Aus alle dem bleibt wohl nichts weiter übrig, als daß es in der sogenannten mythischen Zeit, die man aber nach Schliemann's Entdeckungen in der Troas, wie in Mykene, sich wohl fortan hüten müssen wird, so zu nennen, einen lydischen König Tantalos gegeben hat, welchen Bande der Gastfreundschaft und der Verschwägerung mit den äolischen Griechen verknüpften, welche sich später von der Zeit des trojanischen Krieges ab, im nördlichen Klein-Asien niederließen. Die Namen des griechischen Geschlechts der Tantaliden, nach ihm so benannt, wie Agamemnon und Andere, kehren in den äolischen Niederlassungen immer wieder. Aber dieser Tantalos hat dann nicht so nahe dem Rande der äolischen Ebene geherrscht, sondern in der Gegend des späteren Magnesia am Hermes. Der Felsenthron seines Sohnes Pelops, der nach Pausanias in der Nähe seines Grabmals zu sehen gewesen sein soll, ist in der Nähe dieses Smyrnaer Grabmals bis jetzt

nicht gefunden worden. Die Stelle, wohin wohl wirklich der Wohnort des Tantalos zu verlegen ist, bei Magnesia, heut zu Tage Manissa, habe ich mir vorgenommen, schon des angebliehen geheimnißvollen Steinbildes der Niobe wegen, noch zu besuchen.

Es ging dann wieder, bei wunderschönem windstillen und ganz warmen Wetter den Berg abwärts, wozu wir keines Führers mehr bedurft hätten, denn wir konnten am Ufer die Böte, in welchen wir gekommen waren, deutlich sehen auf dem ganzen Wege abwärts, allerdings kaum größer, als wären es kleine Schwimmkäfer. Im Uebermuth versuchten viele von uns, nur ihrem Auge folgend, sich den Herabweg selbst in der möglichst geraden Linie aufzusuchen. Aber der gerade Weg erwies sich doch als ein halsbrechendes Wagniß, und nur einige jüngere Offiziere, welche sich die stärksten Esel ausgesucht hatten und besonders fest im Sattel, auch einem hohen türkischen Sattel, saßen, brachten es fertig. Von irgend welcher gebahntem Wege war nirgends auch nur die leiseste Spur zu sehen, und die Vermuthung des Consul Spiegelthal schien mir gerechtfertigt, daß die Bewohner der kleinen Akropolis, und ihr so hoch oben begrabener König, wie sie und er nun auch immer geheißen haben mögen, Seeräuber gewesen sein müßten, welche sich auf einem Punkte angesiedelt hatten, von welchem aus sie wachsam auf die Bucht von Smyrna und auf die äolische Ebene hinunter spähen konnten, um abzufangen oder doch zu brandschatzen, was zu Schiffe kam und ging. Ihr Nest war fast ebenso schwer zugänglich, wie dasjenige des Adlers, der dasselbe thut, und dem es die Menschen ursprünglich wohl nachmachten. Darum ist der Adler bis heute das Sinnbild der Gewaltherrschaft geblieben.

Das Dianabad.

Ein Ausflug zu Fuß. Die Fecht-Kameele. Die Nekropolis von Smyrna in der Römer-Zeit. Ein römischer Janus-Tempel und der altgriechische Nemesis-Tempel von Smyrna. Das altberühmte Dianabad. Das Bitterthor und das Vorhängeschloß vor dem geheimnißvollen Garten. Armida. Der italienische Spinnmeister. Der tiefe Teich. Der Quell in seiner Tiefe. Das im Wasser gefundene Aphroditebild. Die unsterbliche Platane, unter welcher Alexander geträumt hat. Brodhaus' Versuch das Dianabad zu kaufen.

Smyrna, 30. December 1876.

Hat man in Smyrna die Karawanenbrücke überschritten, welche den südöstlichen Ausgang aus der Stadt mit einem Thor-Steuerhause und mit einer Wache bildet, so gelangt man zuerst zwischen muhamedanische Begräbnißgärten, wie ich deren schon in einem früheren Briefe geschildert habe, beim Herabsteigen vom Berge Pagos in die Stadt. Es war ein Scirocco- oder Südwindstag, der sich stets durch höhere Wärme zu Ausflügen empfiehlt, aber andererseits die Mischlichkeit sehr feuchter Luft hat, mit welcher er sich auf dem mittelländischen Meere gesättigt hat. So lange der Weg zwischen den schattigen Cypressenwänden der Gottesäcker dahinfließt, durch welche kein Sonnenstrahl hindurchzudringen vermag, und welche auch die austrocknende Bewegung der Luft hemmen, ist er sehr feucht und schmutzig, wozu auch noch kommt, daß der unablässige Durchzug der Kameel-Karawanen den feuchten Schmutz immer von Neuem aufwühlt. Diesmal aber hatten wir uns hierin zu finden, denn es war der strenge Beschluß gefaßt worden, den gegenwärtigen, eng begrenzten

Ausflug ganz zu Fuß zu machen, um das mannigfaltige Sehenswürdige auf dem Wege mit Muße in nächster Nähe untersuchen zu können. Wir waren diesmal allein nur vom Consul Spiegelthal geführt, der es uns eben empfohlen hatte, diesen Ausflug zu Fuß zu machen. Weiter hinaus gelangt man aus dem tiefen Dunkel zwischen den muhamedanischen Friedhöfen hinaus, in das sonnige Freie. Man schreitet über die Eisenbahn, die nach Ephesus und Aidin führt, hinweg, gerade bei ihrem Eintritt in den zweiten Personen- und Güterbahnhof dieser Eisenbahn, welcher nach der Karawanenbrücke benannt ist. Alle Smyrnaer Bahnhöfe wimmeln beständig von Kameelen, welche daselbst knieend beladen oder auch abgeladen werden. Hier sahen wir zum ersten Male ein buntgeschmücktes Fecht-Kameel oder Pekkivan. Ein solches trägt nicht bloß den Maulkorb, der doch eigentlich eine schändende Strafe ist, sondern sein Herr, stolz auf die Siege, welche es schon erfochten hat, schmückt es dafür aus, hierdurch anzeigend, daß er bereit ist, Herausforderungen zu weiteren Kämpfen für sein Kameel anzunehmen, etwa, wie sich die Tyroler und Steiermärker Burschen, mit der herausfordernden Auerhahnfeder schmücken. Auf der breiten Landstraße kommt man, von dem Uebergang über die Eisenbahnen an, rechts und links an kleinen Häusern vorüber, darunter ziemlich zahlreichen Kaffeehäusern. Zur Rechten streicht ein flacher Hügelzug, zur Linken werden in den Feldern einige vereinzelt Bodenerhebungen sichtbar, den ein an Trümmerfelder gewöhntes Auge, wie das Auge Derjenigen, die oft in Rom waren, es ansieht, daß sie kein Naturerzeugniß sind, sondern daß Arbeiten von Menschenhand darin stecken. In der That waren wir auch nun auf dem Boden der ausgedehnten Nekropolis angelangt, welche hauptsächlich zur Zeit der Römerherrschaft vor den Thoren Smyrna's entstand. Besonders während der Zeit vom Regierungsantritt Hadrian's bis zum Tode Marcus Aurelius soll sich Smyrna einer hohen Blüthe in Reichthum, Bevölkerungs-

Teich ist, ist das Wasser in seiner Mitte doch vierzig Fuß tief. An der tiefsten Stelle befand sich der alte Quell, durch eine Steinplatte eingesperrt, welche später entfernt worden ist, worauf er dann den ganzen Teich, der früher nur eine Grube war, mit Wasser erfüllt hat. Aus dem Teiche aber strömt jetzt das Wasser, durch einen gegrabenen Canal, in großer Fülle in das nahe Meer. Zugleich stammt alles Wasser, welches in der Stadt Smyrna überall nach der Art artesischer Brunnen hervorbricht, wo immer man auch nur bis in geringe Tiefe in den Boden gräbt, von diesem Quell. Schon im Alterthum sollen die Priester des benachbarten Artemistem-pels die Steinplatte, welche den Quell einsperrete, weggenommen haben, um die Bewohner von Smyrna dafür zu strafen, daß sie, unter dem Einfluß des sich ausbreitenden Christenthums, die Beiträge zu zahlen aufhörten, aus denen der Tempel und seine Priesterschaft erhalten wurden. Der befreite Quell habe dann zuerst alles niedrig gelegene Land überschwemmt, wie es noch dasjenige zur Rechten des gegrabenen Canales sei. Der österreichische Admiral Milosich habe einst einen Taucher kommen lassen, um zu untersuchen, was denn auf dem Boden des Teiches wohl noch zu finden sein möge. Der Taucher habe Stufen von einer Treppe gefunden, welche früher, also als der Teich noch nicht mit Wasser gefüllt war, bis an die unterste Stelle geführt habe und habe dabei die untere Hälfte eines Standbildes der Aphrodite, jetzt in Wien, gefunden. Einige dieser Stufen waren in der That durch die Klarheit des Wassers hindurch noch sichtbar. Der Taucher aber habe tiefer unten, sei es nun, weil er den schief durcheinander liegenden Stufen nicht traute, oder vielleicht auch aus Aberglauben, oder weil ihm die Luft auszugehen begann, den Muth verloren. Dies klingt fast wie ein Stück aus einem arabischen Märchen, und doch sind der Teich und die ungeheure Wasserfülle des Quells, der auf seinem Boden hervorbricht, schon an sich eine Thatsache, welche auch ohne

genauere Untersuchung des Bodens durch Taucher im Sinne der Ballade Schillers wunderbar genug ist.

Und dies war nicht einmal das größte der Wunder, welche wir vor Augen bekommen hatten. Die Platane war es. Für wie alt halten Sie diesen Baum, sagte der italienische Spinmeister. Ich schätzte den Baum, nach seinem Umfange urtheilend, auf ein Alter von etwa vierhundert Jahren. Ich verglich ihn nämlich mit einer Platane, welche ich bei Nigion in Achaja gesehen, und von der es festzustehen scheint, daß sie zwölfhundert Jahre alt ist. Vierhundert? sagte der Italiener, da dürften Sie viel zu kurz gegriffen haben. Sehen Sie jene andere Platane, etwa dreißig Fuß weit von dieser? Sie ist aus demselben Wurzelgeflecht emporgesprossen. Ja wohl, fiel Herr Spiegelthal ein, und das Wurzelgeflecht geht unter dem Teiche durch, wo es dies Wurzelgeflecht ist, welches die Treppe zerstört hat, und jenseits des Teiches unter dem Schilfe findet man es immer noch, und auch dort können noch Bäume heraus-sprossen. Die Platane ist bei uns im Süden überhaupt ein merkwürdiger Baum, dessen eigentliches Leben in seinem Wurzelgeflecht zu stecken scheint. In Phrygien ist übrigens noch jetzt eine Platane zu sehen, welche auch in ihrem jetzigen Stamme über dem Boden ein sehr hohes Alter haben muß, denn sie wird schon im Herodot erwähnt, wo ihr Xerxes, als damals schon einem sehr alten Baume besondere Verehrung zollen läßt, und Timurlengf ließ seine Tartarenhorden bei dieser Platane Halt machen, und Wachen vor den Baum stellen, damit ihn Niemand schädigen dürfe.

Dies hatte ich noch nicht gewußt. Jetzt fiel mir aber ein, daß Pausanias in der Stelle, in welcher er von der Neugründung Smyrna's durch Alexander den Großen erzählt, es ausdrücklich bemerkt, daß Alexander's Traum unter einer Platane stattgefunden habe. Hier ist die Stelle selbst:

„Alexander soll nemlich, auf dem Pagosgebirge jagend, wie er von der Jagd zurückkehrte, zum Heiligthum der beiden

Nemesis gekommen sein; dort habe er eine Quelle, und vor dem Heiligthum einen Platanenbaum getroffen, der über dem Wasser emporgewachsen sei. Als er unter der Platane eingeschlafen war, sollen ihm die Nemesen erschienen sein und befohlen haben, daselbst eine Stadt zu gründen und die Smyrnaer nach Zerstörung ihrer früheren Stadt dahin zu führen.“

Nach dem Wiederdurchlesen dieser Stelle wird wohl Niemand daran zweifeln, daß die Platane, welche soeben geschildert worden ist, ganz dieselbe ist, unter welcher Alexander geträumt haben soll, wie man also dem Pausanias ungefähr um's Jahr hundertsechzig nach unserer Zeitrechnung in Smyrna erzählte, beiläufig ungefähr demselben Jahre, in welchem Polykarp den Märtyrertod in Smyrna erlitten haben soll, wovon aber Pausanias, wie überhaupt vom Christenthum, kein Wort weiß. Dann war also diese Platane schon vor mehr als sieben und einem halben Jahrhundert ein alter Baum und war dann wirklich zur Zeit Alexander's vorhanden gewesen. Hat aber Alexander bei dem heiligen Quell unter ihrem Schatten wirklich geträumt, so war sie schon vor mehr als zweitausend und zweihundert Jahren ein alter Baum, denn, um unter ihm zu träumen, wird er sich auch gerade keinen jungen Baum auserwählt haben. Also ist diese Platane wahrscheinlich ebenso alt, wie die schon von Keryes in Phrygien verehrte. Die Erfahrungen von Forstleuten und Gärtnern spielen jedenfalls keine Rolle, wo es sich um ein Alter der Bäume von mehreren tausend Jahren handelt, und wo das Wurzelgeslecht die Hauptsache, will eben auch die Zahl der Jahresringe nichts bedeuten. Natürlich ist es der Wasserreichthum jenes Quells, auf welchen, in der warmen Luft Smyrna's, der üppige Wuchs dieser Platane zu schieben ist. Aus jener Stelle des Pausanias wird man übrigens wohl auch ersehen, daß es sich bei diesem Quell nicht um einen Tempel der Artemis, sondern der Nemesis gehandelt hat. Ein Heiligthum der Nemesis rührt übrigens sehr natürlich von Alexander selbst her, welcher eben

der Rächer des Griechenthums am medisch-persischen Reiche, sowie auch am Indischen Reiche war. Nach Smyrna, welches Alyattes von Lydien zerstört hatte, und welches Alexander wieder aufbauen ließ, gehörte wirklich die rächende Nemesis als eigentliche Localgöttin.

Wir schlenderten nun weiter durch die sehr ausgedehnte Besitzung, zu welcher auch ein großer Trocken- und Sortirplatz für Lumpen gehört, zur Ausfuhr für die Papierfabrikation, und ein höchst üppig wuchernder Baum- und Obstgarten, ursprünglich in europäischem Geschmack angelegt, aber jetzt vollständig verwildert. In der gegenwärtigen Jahreszeit prangte derselbe von großen, gesättigt gelben Citronen, von kleinen, dunkelrothen Mandarin-Orangen und auch ganz großen helleren Früchten derselben Art. Daneben streute das Gesträuch aber auch weißen und rothen Rosenschnee auf die grasbewachsenen Pfade. Orangen, Citronen und Rosen kann man hier überall pflücken, so viel man will. Vor mehr als zwanzig Jahren schenkte Sultan Abdul Medschid diese Besitzung des sogenannten Dianabades an seinen armenischen Münzmeister in Konstantinopel, Duz=Dglu, dessen Erben sie noch gehört. Lange Jahre hindurch war sie von Duz=Dglu für ein Spottgeld zu erwerben, etwa für zweitausend Pfund türkisch, oder sieben- unddreißigtausend Mark. Der Trocken- und Sortirplatz für Lumpen, von denen in der Türkei allein noch ausreichend ergiebige Ausbeute ist, um sie auszuführen zu können, in Verbindung mit so ausgezeichnetem Wasserzufluß, an einer Stelle dem Hafen von Smyrna so nahe, brachten später Herrn F. A. Brockhaus, den großen Verleger in Leipzig, auf den Gedanken, die Besitzung anzukaufen, um hier eine Papiermühle zu errichten. Er muß die Erben des Duz=Dglu aber zu theuer gefunden haben, denn er hat die Besitzung eben nicht gekauft. Jetzt ist sie zu nahmhaftem Pachtzins verpachtet. Duz=Dglu hat übrigens aus dem Teich schon vor fünf- und zwanzig Jahren ein Steinbild herausgefischt, welches man für

ein Bildniß der Diana hält und welches sich jetzt im Sculptur-Museum zu Konstantinopel befindet.

Auf einem anderen Wege, längs des Canales, und dann längs der Kunststraße von Smyrna nach Burnabat kehrten wir nach Smyrna zurück. Auf dem Wege ward mit Herrn Spiegelthal der nächste weitere Ausflug verabredet. Diesmal soll es auf der nördlichen längeren Bahn zuerst nach Magnesia am Siphlos, jetzt Manissa, nach den Trümmern von Sardes, nach dem See des Königs Gyges und den vorgeschichtlichen Pfahlbauten, welche sich in demselben befinden, und schließlich nach Mascheir, dem antiken Philadelphia, gehen. Auch über diesen Ausflug werde ich, wenn er geschehen sein wird, berichten.

Von Smyrna nach Syra.

Nothwendige Unterbrechung des Aufenthalts in Klein-Asien. Syra als bequemer Zufluchtsort. Abfahrt aus der Bucht von Smyrna. Ein junger türkischer Ingenieur-Offizier. Die falschen Ansichten in Europa über das Familienleben der Moslemin. Inselbilder im Archipel. Die griechischen Sagen über die Geburtsstätten der Gottheiten der Sonne und des Mondes. Wie hat man Mythen zu lesen? Das Prachtbild von Hermupolis auf Syra und die Annehmlichkeiten des Lebens daselbst.

Hermupolis auf Syra, 9. Jan. 1877.

Die Wendung, welche der Gang der Verhandlungen in Konstantinopel genommen, hat meinem Aufenthalt, oder vielmehr meinen Ausflügen, auf dem festen Lande von Kleinasien vorläufig ein Ende gemacht. Die ganze Türkei dröhnt jetzt vom Lärmen der Waffen, mit welchen sich der muhamedanische Theil ihrer Bevölkerung zum Vertheidigungskriege gegen Rußland rüstet. Die Erregung des Volkes dabei macht es wenigstens nicht rathsam, sich in weniger von Christen bewohnte Gegenden zu wagen, vorzüglich nicht in Begleitung von Frauen. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß uns bis jetzt irgend welche Rohheit oder Gewaltthätigkeit nahe getreten wäre. Wir haben gerade die Muhamedaner überall besonders höflich und gefällig gefunden. Von einem allgemeinen Christenhaß bei ihnen haben wir noch nichts gemerkt. Es ist uns überall nur Zorn gegen Rußland, als den Erbfeind des Islam, sichtbar geworden, und höchstens bei den gebildeteren Ständen ein Mißtrauen, dessen Gegenstand Griechenland ist. In den östlichen Provinzen scheint ferner die Landwehr zweiten Aufgebots, die nun ebenfalls zur Fahne berufen ist, hier und da,

vorzüglich an den armenischen Handelsleuten, ihr Mütthchen gekühlt zu haben. Wird der Frieden weiter im Osten weggeschleucht, so bleibt nichts übrig, als sich vorläufig wieder etwas mehr westwärts zu wenden. Der gemeinsame Anhaltspunkt und Kreuzungspunkt aller Dampfschiffslinien im Archipel, die hellenische Insel Syra, eignet sich vorzüglich dazu, sie zum Mittelpunkte für Studienfahrten durch die Inselwelt des Archipels und nach den Küsten Griechenlands zu machen. In der jetzigen Jahreszeit empfiehlt sich Syra besonders auch noch dadurch, daß es, mit alleiniger Ausnahme der Inseln Cerigo und Santorin, südöstlich vom Peloponnes, im Winter die wärmste aller zu Europa gehörenden Inseln ist, so daß es z. B. die frühesten Gemüse nach Konstantinopel, Smyrna und Athen versendet. Syra hat außerdem den Vorzug, in seiner Hafensstadt Hermupolis einen Ort zu besitzen, dem es fast an keiner einzigen der Cultureinrichtungen fehlt, welche sonst nur in den eigentlichen Großstädten Europa's gefunden werden.

Unser Dampfschiff, wiederum ein Dampfschiff der Gesellschaft des österreichischen Lloyd, verließ den Hafen von Smyrna am Sonnabend, den 6., um 4 Uhr Nachmittags, bei Südwind, der aber nur wenig Regentropfen brachte. Es war für die Jahreszeit, selbst unter diesem niedrigen Breitegrade, ungewöhnlich warm. Die See war glatt wie ein Spiegel. Wir dampften durch den Halbkreis der gepanzerten deutschen, österreichischen, französischen und jetzt auch englischen Schiffscolosse hindurch, welche jetzt für die Sicherheit Smyrna's zu sorgen bestimmt sind, die übrigens weder durch innere noch äußere Gefahr bedroht ist. Der Umstand, daß der alte englische Admiral Drummond am Morgen mit seinem Flaggschiffe auf der Rhede eingetroffen war, hatte zu einer lebhaften begrüßenden Unterhaltung mit ihm der Kriegsfahrzeuge der anderen Nationen in der Kanonensprache geführt. Als wir abfuhren, kanonirte ein altes türkisches Linien Schiff, jetzt zu Truppentransporten gebraucht, lustig darauf los, und von allen Seiten

schiekten die Berge, welche die Bucht von Smyrna umrahmen, neckisch den Widerhall zurück. Wie stets in diesen Breiten, brach das Dunkel rasch herein, und lange ehe wir aus der langgestreckten Bucht heraus waren, strahlten die Leuchttürme hinter uns und rechts und links und vor uns. In der ersten Kajüte fanden wir uns allein mit einem jungen türkischen Ingenieur-Offizier, welcher nach Castro auf der Insel Skio fuhr, um den Zustand der dortigen Festungswerke zu besichtigen und darüber nach Tophane zu berichten. Es zeigte sich, daß er, außer seiner türkischen Muttersprache, auch englisch, französisch, italienisch und deutsch sprach, oder doch sprechen zu können glaubte. Aber er sprach alle diese Sprachen nur wie ein Kind von etwa drei Jahren, welches dessen Mutter vielleicht sehr gut versteht, welches aber Andere zu verstehen erst lernen müssen. Es gelang uns dies nur bei seinem Englisch. Aus der Unterhaltung nun, welche in dieser Sprache geführt wurde, erfuhren wir, daß er ein Zögling Blum Paschas sei, den wir selber als jungen Ingenieur-Lieutenant vor dreißig Jahren in Stettin gekannt haben, ferner daß er verheirathet sei, und zwar nur mit einer Frau, welche er so sehr liebte, daß er ihr die alleinige Verfügung über alles Geld überließ, daß er sich dabei sehr gut stehe, weil sie scharf bis herab zu fünf Para (weniger als einen halben Sou oder noch nicht zwei Pfennig) sei, und daß er ein reizendes Kind habe, dessen Photographie er alsbald hervorzog, trotz des muhamedanischen Verbots einer Abbildung des Menschen. Dann folgte von seiner Seite die Einweihung der neuen Bekanntschaft durch Darbietung von einem Paar Gläser Scherbet, welche er selber mischte, mit Hülfe eines englischen Pulvers für die Anfertigung brausender Limonade. Man bemerkte, daß während bei uns die Annahme Geltung hat, daß die muhamedanischen Frauen durchaus keinerlei Rechte haben, hier ein junger vornehmer Mann Zeugniß davon ablegt, daß er es für sehr praktisch gefunden hat, seiner eigenen, einzigen Frau die Ver-

fügung über alles Geld zu überlassen, und daß ferner, während wir das Verbot der Abbildung des Menschen durch den Koran für unumgänglich halten, hier uns ein junger Mann und fanatischer Türke alsbald dadurch zu gewinnen versucht, daß er die Photographie seines Kindes, noch obenein eines Mädchens, aus der Tasche zieht.

Schon im vollständigen Dunkel ging es vorüber an der durch eine Insel vor dem Winde geschützten Ankerstelle von Burlah, wo jetzt der Haupttheil des englischen Flottengeschwaders, welches bisher in der Bay von Besika lag, vor Anker gegangen ist, nicht etwa als Ausdruck der Thatsache, daß England Konstantinopel seinem Schicksal überläßt, wie manche deutschen Zeitungen voreilig berichteten, sondern einfach, weil der Aufenthalt in der Besika Bay während des Vorherrschens der Nordstürme zu gefährlich geworden war. Durch die strahlenden Lichter zweier Baken war angezeigt, welcher Weg zur Ankerstelle des englischen Geschwaders führte.

Nach langer, sehr instructiver Unterhaltung mit dem jungen türkischen Ingenieur, nämlich instructiv, trotz ihrer Schwierigkeit, suchten wir unser Lager auf. Als das erste Morgengrauen mich weckte, fand ich uns in der Mitte des Archipels zwischen der Insel Ikaria und der Insel Mykonos. Heute hat die erstere ein N vorgelegt bekommen und die andere das S am Schlusse verloren. Dies ist keine große Abänderung und sie wird ihrer Zeit schon wieder aufgehoben werden.

Ueber die Berge von Ikaria hinaus sah man noch die hohen Berge der Insel Samos ragen. Zur Linken von Mykonos waren, im grauen Nebeldufte, diejenigen von Naxos sichtbar, und etwas links von diesen die altberühmten Marmorberge von Paros. Zur Rechten von Mykonos aber trat immer deutlicher der gewaltige Höhenzug von Tenos hervor, welches heut zu Tage Tino heißt und noch immer sowohl durch seinen Wein wie durch seinen Marmor berühmt ist. Weiter rechts hinter Tenos zeichneten sich die Berge von Andros in düstiger

Linie gegen den morgengrauen Himmel ab. Das Gesamtschauspiel der gerade an dieser Stelle weder allzu verstreuten, noch allzu gedrängten Inselwelt des Archipels war diesmal besonders prachtvoll wegen der Fülle verschiedener Schattirungen von dunkelblau, welche die Inselbilder zeigten, im Gegensatz zu der hellblauen Meeressluth, welche sie umgab, während in der Nähe des Schiffs die eigentlich doch dunkelgrüne Färbung des Meerwassers sich zeigte. Durch die breite Doffnung zwischen Tenos und Mykonos fuhren wir in den Ring der kykladischen Inseln ein, die nun sämmtlich, als zum Königreich Hellas gehörend, zu Europa gerechnet werden, während die großen sporadischen Inseln wie Lesbos, Chios, Samos und Rhodos, sämmtlich türkisches Eigenthum, schon als zu Klein-Asien gehörig betrachtet werden. Zur Linken zeigte sich nun das kleine und flache Delos, und neben ihm Rhenea, jene Nachbarinsel, auf welche die Bevölkerung im Alterthum beschränkt war, da auf Delos selbst Niemand fest wohnen, und vorzüglich nicht begraben werden durfte. Auch jetzt ist Delos ganz unbewohnt, ohne daß es nöthig gewesen ist, sein Bewohnen zu verbieten. Es trägt eben nichts ein, und es sind auch nicht einmal mehr ausreichend anzugskräftige Trümmer seiner Tempelbauten vorhanden, um den Fremdenbesuch herbeizulocken, und es etwa für Fremdenführer rathsam zu machen, sich auf Delos anzusiedeln. Beim Anblick der kleinen Insel, welche nach der altgriechischen Sage zuerst eine herumschwimmende Insel gewesen sein soll, wie auch von den liparischen Inseln bei Sicilien und den Symplejaden an der nördlichen Mündung des Bosporus behauptet wurde, und welche dann Apollo aus Dankbarkeit dafür, daß auf dieser Insel ihm sammt Diana Leto die Geburt gab, an den jetzigen Platz für immer befestigt haben soll, kreuzte mir einer jener flüchtigen Gedanken durch den Kopf, welche man auf dem Schauplatze der griechischen Mythenwelt kaum zurückzudrängen vermag, weil der Geist der Gegenwart eben mit Vorliebe nach natürlichen

Erklärungen aller überlieferten Wundergeschichten sucht. Diese muß man eben nicht, wie wohl manche, z. B. Max Müller in Betreff der griechischen Wundersagen, und Mommsen in Betreff der römischen, ohne Weiteres aus dem Material für die Geschichtsforschung hinauswerfen, sondern, wie Jakob Grimm mit den deutschen Volksmärchen gethan, richtig zu lesen versuchen. Die Geburtsstätte des Sonnengottes und der Mondgöttin dürfte jedes Volk in derjenigen Weltrichtung gesucht haben, in welcher Sonne und Mond eben aufgehen. Dann würde also Delos den äußersten Osten der griechischen Niederlassungen zu derjenigen Zeit gebildet haben, in welcher eben der griechische Apollo- und Dianadienst feste Form gewann. Die anderen berühmten Orakel des Apoll in Delphi und in Milet scheinen fast Schrittsteine für ein allmähliges Vordringen der Griechen von West nach Ost zu bezeichnen. Sei dem, wie ihm wolle, so steht doch aus der Erzählung des Herodot fest, daß die geheimnißvollen Weihgeschenke der geheimnißvollen Hyperboräer für das Heiligthum zu Delos, von Volk zu Volk überreicht, Anfangs längs des adriatischen Meeres, und dann über den Busen von Salonichi und über Euböa und Tenos nach Delos kamen.

Die See war auf unserer ganzen Fahrt nur äußerst wenig bewegt gewesen, und, einmal in den Ring der Kykladen eingedrungen, fanden wir sie ganz glatt. Die Delphine spritzten und sprangen und man glaubte jeden Augenblick auf ein phantastisches Meeresidyll stoßen zu können, wie es uns Boecklin gemalt hat. Vor uns stieg das weiß schimmernde Prachtbild von Hermupolis auf Syra auf, in steilen Terrassen auf dem jetzt braun-grünen Bergzuge der Insel emporsteigend, ein stets wieder fesselndes Bild, welches wir nun schon dreimal genossen haben. Früher war dies stets nur in kurzem Anlaufen des Hafens, und einem hastigen Spaziergange durch die unteren Theile der Stadt geschehen; jetzt aber hatten wir den Beschluß gefaßt, wenn möglich eine ganze Woche an diesem

bezaubernden Mittelpunkte der Inselwelt des Archipels Kast zu machen. Die Schönheit des Quaderpflasters von Hermupolis, aus krystallisirtem Kalkstein, der schon dem Marmor selbst ähnlich ist, gewährt bei Spaziergängen einen erquickenden Gegensatz gegen die entsetzlich holprigen Straßen von Smyrna. Ueber eine italienische Operngesellschaft, welche auf demselben Schiff nach dem Morgenlande, und zwar zuerst nach Hermupolis gekommen war, auf welchem wir nach Smyrna fuhren, habe ich schon früher berichtet, und wir wußten, daß sie viel besser war, als diejenige, welche vorläufig das Opernhaus in Smyrna mit Beschlag belegt hatte. An alten Bekannten aus Athen in der Stadt selbst fehlte es uns nicht. Die milde Wärme der Luft am Anfang des Januar war entzückend, selbst die leichte Herbstbekleidung, welche wir angelegt hatten, wurde uns fast zu warm. Wenn es in Hermupolis nicht noch beträchtlich kälter wird, brauchen Leute, welche an den Athmungs- Werkzeugen leiden, im Winter wirklich nicht nach Egypten oder Madeira zu gehen. Jedenfalls können kalte Tage hier nur ganz vorübergehend sein, denn von Defen ist selbst in dem nicht schlecht ausgestatteten Hôtel d'Angleterre nicht die Rede; man könnte höchstens zum türkischen Mangal greifen, um das Zimmer zu erwärmen, eine Heizung, die uns immer noch besser gefällt, als die Heizung mit Delbaumwurzeln in den kleinen Rachelöfen von Athen. Auch vor den süditalienischen Kohlenbecken hat der türkische Mangal, in welchem dieselbe Kohlenheizung den ganzen Tag vorhält, und noch eine Nacht dazu, entschiedene Vorzüge. In Hermupolis hat man jedenfalls den Vorzug der höchst mannigfaltigen Unterhaltung, welche die Verbindung dieses griechischen Centralhafens durch die Dampfschiffe der hellenischen Dampfschiffahrtsgesellschaft, welche hier ihren Sitz und ihre Werft hat, mit sämmtlichen griechischen Inseln und Häfen in allwöchentlicher Fahrt, nebst Rückfahrt, zu gewähren vermag, so wie diejenige, für welche die ebenfalls wöchentlichen oder vier-

zehntägigen Fahrten der österreichischen Lloydsschiffe, der Mar-
seiller Messagerieschiffe, der italienischen Dampfschiffe der
Gesellschaft Trinacria, welche jetzt in die Hände von Florio
übergegangen sind, und der ägyptischen Regierungsdampfschiffe,
nach und von allen größeren Häfen des osmanischen Reiches
und Egyptens sorgen.

Eine moderne Hellenenstadt.

Städtlicher Anblick und vortreffliche Pflasterung von Hermupolis. Der Platz Leozako. Die tägliche Abendpromenade. Der Gemüse- und Fruchtmarkt. Das italienische Opernhaus. Unsere alten Reisegenossen. Fleischmarkt und Fischmarkt. Das Schiffswerft der hellenischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft. Griechische Windmühlen und Dampfmühlen. Der Kirchhof. Die Waisenhäuser des Babayotti. Ausfahrt nach Episcopeion. Der Landschafts-Triesele. Die unbenützten Landhäuser.

Hermupolis, den 9. Januar 1877.

Daß das schimmernde, hoch an den Bergen emporstrebende Hermupolis von der See aus einen prachtvollen Anblick gewährt, ist schon im Vorigen erwähnt. Jetzt möge hinzugefügt sein, daß es aber zugleich auch ein für ein nordeuropäisches Auge wunderlicher Anblick ist. Die Altstadt, hoch oben zur Linken, bedeckt mit ihren weißen Häusern, welche eins hinter dem anderen geradezu wie flache Treppenstufen emporsteigen, einen Bergfeglel, so daß hier ein Gesamtbild herauskommt, ähnlich einem Gute krystallisirten Zuckers. Die Neustadt, welche unter Innehaltung eines gewissen Abstandes, die Altstadt in weitem Halbkreise umgiebt, steigt etwas rechts von der Altstadt, fast ebenso hoch empor wie diese. Auf dieser neustädtischen Spitze sieht man jetzt das unterste Stockwerk einer großen griechischen Kirche im Bau, während die scharfe Spitze der von römischen Katholiken bewohnten Altstadt von der römisch-katholischen Hauptkirche St. Georg gekrönt wird. Ostlich und westlich wird die Neustadt, welche sich, nach unten immer breiter werdend, bis zum Meeresufer und dem Hafen herabsenkt, von zwei noch ziemlich hoch gelegenen, städtliche

Thürme tragenden, neuen griechischen Kirchen eingefaßt. Die östliche ist die griechische Kathedrale St. Nikolas.

Hat man den Fuß an's Land gesetzt und das Stadt-Innere betreten, so erscheint diese griechische Haupt-Seestadt, welche man bei ihren etwa 26,000 Einwohnern doch höchstens als Mittelstadt gelten lassen kann, noch stattlicher. Längs des geräumigen Hafens, welcher beständig mit einem wahren Mastenwalde gefüllt ist, läuft ein Kai, dessen niedrige Häuser ein Verkaufslocal neben dem anderen zeigen, und auf welchem das Menschengewühl, welches häufig die bunteste, morgenländische Trachtenmischung zeigt, vom Morgen bis zum Abend nicht abreißt. Der Kai ist mit großen Quadern aus krySTALLIRTEM Kalkstein gepflastert, zwischen denen die schmalen Fugen kaum sichtbar sind, und so sind es die Straßen, welche entweder strahlenförmig von ihm auslaufen, oder auch ihm parallel laufen; die ersteren, bei der steilen Ansteigung der Stadt gewöhnlich kurz, die anderen, welche unregelmäßige concentrische Ringe bilden, desto länger. In älteren, wie in entlegeneren Gassen ist der Kalkstein des Pflasters nicht zu Quadern zugehauen, sondern in unregelmäßigen Blöcken, aber stets mit ganz ebener Oberfläche, so aneinander gefügt, wie bei den kyklopischen Mauerbauten der griechischen Urzeit und Etruriens. So eben und glatt ist das Pflaster, daß die Fußgänger nicht selten in ansteigenden Straßen auf ihm ausgleiten. In allerneuester Zeit hat es die Stadtverwaltung deswegen versucht, einige neue Straßen mit Steinen zu pflastern, welche abgerundete Köpfe haben, wie das Wiener Straßenpflaster. Im Ganzen kann diese moderne Griechenstadt sich also rühmen, in Betreff ihres Straßenpflasters sowohl an Florenz und Neapel, welche in ganz Europa am stattlichsten gepflastert sind, wie an Wien zu erinnern, und einen ebenso vortheilhaften Unterschied von den alten holprigen Straßen Smyrnas, von dem Schmutze Konstantinopels und Salonichis, wie von dem Staube der nur chauffirten Wege Athens aufzuweisen.

Ungefähr in der Mitte der Längenausdehnung der Neustadt am Meeresufer, und in ziemlich kurzer Entfernung von diesem befindet sich ein länglicher freier Platz von beträchtlicher Ausdehnung, welchen sich die ganze Bürgerschaft von Hermupolis bemüht zu demjenigen für ihre Stadt zu machen, was der Marcusplatz für Venedig war, und, als Abglanz einer vergangenen Zeit, noch ist.

Früher war dieser Platz nach dem König Otho genannt; jetzt aber Platz Leotzako, nach einem Aufriührer, welcher die Rolle eines Freiheitshelden auf Syra spielte, eigentlich aber ein politischer Agent in fremden Diensten gewesen zu sein scheint. Noch immer streiten sich die politischen Parteien in Syra um den berechtigten Namen dieses Platzes. Dieser Platz ist neuerdings mit Marmorquadern gepflastert worden, und soeben ist ein stattliches Rathhaus an demselben in Bau, dessen schweres unteres Stockwerk aus blauem Marmor schon fertig dasteht. Es liegen an demselben einige größere und kleinere Kaffeehäuser, ein Hôtel und eine große Schule. Etwa um 5 Uhr Nachmittags strömen die bemittelteren Klassen der Stadt mit ihren Damen, in voller Toilette, nach diesem Platze, und gehen auf dem spiegelblanken Pflaster auf seiner Mitte etwa eine Stunde lang auf und ab. Es geschieht dies aber jetzt ohne begleitende Musik, weil sich die einzige hierzu verwendbare Musikbande in der Stadt, mit der Municipal-Verwaltung, dem Nomarchos, über den Preis gezankt hat. An den Platz stößt auch der Gemüse- und Fruchtmarkt, eine verkleinerte Nachahmung des Covent-Garden-Markts in London, welcher jetzt von saftigen Südfrüchten, Cedrat-Äpfeln, Orangen und Lemonen, von Tomaten und Riesen-Radieschen, sowie von frischen Salaten und Gemüsen förmlich prangt. Die Baukosten dieses Markts haben bei den geringen Kosten des hiesigen Baustoffs nur 60,000 Mark betragen; ebenso viel hat das italienische Opernhaus, Apollo-Theater genannt, wie die große Oper von Rom, in nächster Nähe dieses Platzes

gekostet, für welche geringe Auslage ein Haus mit nicht weniger als vier Logen = Balkonen übereinander hergestellt werden konnte.

Jetzt spielt fast allabendlich dieselbe Truppe in diesem Hause, mit welcher wir aus Brindisi nach Griechenland gefahren sind, und leistet wenigstens nichts Schlechtes. Das Clubhaus mit dem großen Ballsaal der Stadt liegt am Abhänge zwischen dem Opernhause und diesem Platze des Abendspazierganges der modischen Welt, wo man, wie in den italienischen Städten, sicher ist, jeden Menschen anzutreffen, mit welchem in Hermupolis zusammenzukommen man ein Interesse haben kann. Außer dem besondern Gebäude für den Frucht- und Gemüsemarkt kann sich Hermupolis auch solcher besonderen Gebäude für den Fleischmarkt und für den Fischmarkt rühmen, welches noch viel größere Städte, besonders bei uns in Deutschland, nicht können. Sie alle haben ungefähr gleiche Baukosten nöthig gemacht und sind ganz verständig für ihren Zweck eingerichtet. Das großartigste Etablissement aber in der Stadt ist das Schiffswerft der hellenischen Dampfschiff-fahrts-Gesellschaft, deren Schiffe uns noch wiederholt zu Statten kommen sollen. Diese Dampfschiff-fahrts-Gesellschaft, von Kaufleuten von Hermupolis gebildet, hat sich wiederholt, ähnlich den genuesischen Dampfschiff-fahrts-Gesellschaften in Italien, an patriotischen Unternehmungen betheiligt. Während des jüngsten kretischen Aufstandes im Jahre 1869 gelang es ihrem Dampfer „Ennosfis“, mehrfach die Blokade von Kreta zu durchbrechen, und um ihn hieran zu hindern, hatte ihn endlich Hobart Pascha im Hafen von Hermupolis selbst zu blockiren. Auf dem Dampfschiffswerft befindet sich vorzüglich eine sehr große Ankerschmiede.

Einladender Spaziergänge in und bei Hermupolis giebt es viele, bei welchen man nur das Klimmen und Steigen nicht scheuen darf. In östlicher Richtung, an der neuen Kathedrale des heiligen Nicolaus vorbei, geht es eine Anhöhe hinauf, von welcher sich köstliche Blicke auf das Meer und das

hohe, in einer Entfernung von etwa zwei Meilen gegenüberliegende Tenos, neugriechisch Tino, bieten. Auf dieser Anhöhe zeigen sich zahlreiche Windmühlen, alle von derjenigen Form, welche auf den Inseln des Archipels allein beliebt zu sein scheint. Es sind niedrige, runde Thürme aus behauenen Stein, von welchen, wie bei unsern Holländern, nur der Kopf dem Winde zugekehrt werden kann. Sie haben jede acht kurze Flügel, mit eisernem Gerippe, welche durch einen eisernen Umkreis ähnlich den Speichen eines Rades zusammengefaßt sind. Die Leinwand wird nur am äußersten Ende jedes Flügels angebracht. Neuerdings ist ihr Gewerbe sehr stark durch die Mitbewerbung der Dampfmühlen — Athmonylai — beeinträchtigt worden, deren Zahl und Größe jetzt in Griechenland, wie überall, wächst. Oberhalb der Mühlen kommt man zu einem hoch gelegenen Steinbruch, welchem der stolze Name der Akropolis, ich weiß nicht aus welchem Grunde, zugelegt worden ist.

Im Nordwesten liegt der Kirchhof, dessen Marmordenkmalen Zeugniß dafür ablegen, daß es in Hermupolis viele wohlhabende Familien giebt, denen die Erinnerung an ihre Verstorbenen an's Herz gewachsen ist. Das größte dieser Denkmäler ist eine Capelle, in welcher der kürzlich verstorbene griechische Erzbischof von Syra, ein Mann ursprünglich deutscher Abstammung, und welcher auch noch deutsch sprach, begraben worden ist. Besser hat die Nekropolis auf dem äußeren Kerameikos, bei Athen, im Alterthume auch nicht ausgesehen.

Noch einen anderen Spaziergang kann man, eigentlich ganz im Innern der Stadt, nach dem höchsten Theile der Neustadt machen, in welchem sich zwei Waisenhäuser, eines für Knaben und eines für Mädchen, befinden, für welche ein noch lebender Sohn der Stadt, Namens Babayotti, welcher sich in Odessa ein namhaftes Vermögen erwarb, das Geld hergegeben hat, sowohl für ihre Anlage, wie für ihre Erhaltung. Sie sind so hoch oben angelegt worden, damit die

Kinder mit Sicherheit in gesunder Luft aufwachsen. Herr Babahotti hat nicht weniger als zwei Millionen Francs für sie hergegeben, während er für sich selber täglich kaum mehr als einen einzigen Franken verbraucht. Er faßt seinen Reichthum so auf, als sei derselbe keineswegs von ihm selber verdient, sondern ihm nur von Gott anvertraut, um damit Werke der christlichen Liebe zu thun; die Fürsorge für die Waisen sei aber die vornehmste aller Christenpflichten. Dabei ist seine Vorschrift, daß die Knaben, wie die Mädchen, in Essen, Trinken und Kleidung so karg gehalten werden sollen, wie er sich selber hält, damit sie nicht verwöhnt werden. Wir haben uns von den Knaben, wie von den Mädchen etwas vorsingen lassen, wobei wir allerdings zu bemerken hatten, daß die Knaben recht ärmlich und die Mädchen nicht blos dies, sondern auch unordentlich gekleidet waren.

Für weitere Ausflüge giebt es einige Mietzwagen in der Stadt. Einer derselben fuhr uns weit und hoch nach Westen hinaus, zu einem Landhäuser-Dorfe, welches sich an ein Landhaus angeschlossen hat, das ursprünglich dem römisch-katholischen Bischöfe von Syra gehörte, und welches Dorf deswegen Episkopeion, also etwa Bischofsheim, heißt. Der gut chaussirte Fahrweg geht in zahlreichen, sehr engen Wendungen die Steige aufwärts, so daß die Landschaft, welche man nun zur Rechten hat, bald wieder zur Linken erscheint. Dabei wird der Blick immer weiter und das Landschaftsbild immer großartiger. Meine Frau nannte den fast verwirrenden Anblick, nicht unglücklich, einen Landschafts-Triese! Am oberen Ende des Thales kamen wir theilweise zu höchst stattlichen Landhäusern, darunter eines, von einem reichen Sonderling aus weißem Marmor gebaut, mit zahlreichen Terrassen, dessen Baukosten nicht weniger als eine halbe Million Francs betragen sollen. Das Haus steht ganz leer, denn der Mann ist todt und sein Erbe hat keine Neigung empfunden, es zu bewohnen. Nur Gärtner fanden wir in seinen prangenden

Citronen-, Granatäpfel- und Drangen-Gärten, welche uns einen zierlichen Strauß aus süßduftenden Drangenblüthen banden. Wie es doch kommen mag, daß so viele Landhäuser in entzückender Lage, auf deren Erschaffung ein ganzes fleißiges Menschenleben verwandt worden ist, hernach von den Erben verlassen stehen, und, wenn diese sonst genügende Mittel haben, nicht einmal an Andere vermietet werden?

Paros, Naxos und Ios.

Fahrt mit einem griechischen Dampfschiffe. Flugkraft der Mäven. Pumphosen-Griechen und Fustanellen-Griechen. Paros und der Broden. Der Hafen von Naussa. Der venezianische Thurm. Paros durch die Russen verwillstet. Naxos. Trümmer eines Balchos-Tempels. Stiftung des Herzogthums Naxos. Verschwörung der Griechen mit den Türken zum Sturze der lateinischen Herrschaft. Wie Ariadne sich für Theseus Undank getrübet. Der Berg Marpeffa auf Paros. Sigls Plan ihn in die Luft zu sprengen. Die Insel Ios. Homer's angebliches Grab. Graf Pasch von Krinen. Vor Anker im Naturhafen von Ios.

Hermupolis, Freitag, 12. Januar 1877.

Die hellenische Dampfschiffahrts-Gesellschaft hat ihren Hauptsitz in Hermupolis auf Syra. Von hier aus hält sie die Verbindungen mit sämmtlichen zum Königreiche Hellas gehörigen Inseln des Archipels aufrecht, deren Haupttheil der Ring von Inseln bildet, welcher im Alterthum und auch heute noch als die Kykladen von den Sporaden, den zerstreut liegenden Inseln, unterschieden sind. Es finden von Hermupolis aus Rundfahrten, oder, wie man wohl besser sagen würde, Schlingenfahrten, in drei Richtungen statt, deren jede einzelne alle 14 Tage wiederholt wird, und natürlich nur die Hauptpunkte berührt. Will man an irgend einem Punkte der Fahrt sich länger aufhalten, als das Schiff auf der Anhaltsstelle liegen bleibt, so muß man entweder warten, bis das Schiff vom entferntesten Punkte der Schlinge über dieselben Anlegestellen zurückfährt, oder auch volle 14 Tage bis zur Wiederholung derselben Schlingenfahrt. Wenigstens wird dies unvermeidlich, wenn man sich darauf steift, nur mit Dampfschiffen zu fahren. Allerdings ist aber auch fast auf allen Inseln

Gelegenheit zur Rückfahrt nach Hermupolis, oder auch zur Fahrt nach einer andern Insel, nämlich ein kleines griechisches Segelschiff, gewöhnlich eine Goëlette, zur Benutzung, oder auch, wenn die See dazu ausreichend ruhig ist, immer zwischen einer Insel und der nächsten ein Ruderboot. Im Winter ist auf alles dieses natürlich nur wenig Verlaß. Auf das Dampfschiff daher beschränkt, muß man seine Zeit gut ausnutzen, und wenn man irgendwo wirklich einen Aufenthalt von 14 Tagen machen will, sich vorher vergewissern, ob sich dies denn auch verlohnt und die ganzen 14 Tage gut angewandt sein würden. Außerdem aber muß man Gewißheit darüber haben, daß man einen Gastfreund finden wird, dessen Haus ein erträgliches Unterkommen zu gewähren vermag. Denn an eigentliche Gasthöfe ist auf den Inseln, mit sehr wenig Ausnahme, nicht zu denken. Uebrigens bezahlt man gewöhnlich die Gastfreundschaft so gut wie den Gasthof, zwar nicht an den Hausheeren, doch im Trinkgeld an die Bedienung. Wo es noch keine Gastwirthschaften giebt, richtet sich mit Nothwendigkeit das Privatleben auf eine Gastfreundschaft ein, welche dem Hausherrn und seiner Familie Unterhaltung und der Bedienung einen namhaften Zuschuß zu ihrem Lohne gewährt. Die Griechen wie die Türken sind noch sehr gastfrei, und thun mit sichtbarer Freude an der Sache, was ja doch geschehen muß.

Das Dampfschiff „Karteria“, eines der neuesten und größten der hellenischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft, stach am Mittwoch, den 10., um 8 Uhr Morgens in See. Trotz Sonnenschein und klarem Himmel stürmte der Nordwind gewaltig, und meine Frau, welche sich überhaupt nicht recht wohl fühlte, blieb deswegen diesmal in Hermupolis. Auf dem ersten Platze war ich ganz allein. Auf den hellenischen Dampfschiffen besteht die Einrichtung, daß man an den Mahlzeiten — es giebt im ganzen Süden stets zwei warme Mahlzeiten, um 11 Uhr Vormittags und um 7 Uhr Abends, wie in Frankreich — theilnehmen und dafür besonders bezahlen kann, oder

auch nicht. Wo es sich meist um nur kurze Fahrten der einzelnen Passagiere handelt, ist dies auch auf See vernünftig. Ich aber hatte beschlossen, diesmal ganz auf dem Schiffe zu bleiben und mich durch keine gastfreundliche Einladung, wie man ihnen in Griechenland kaum zu entgehen vermag, hiervon ablenken zu lassen, und jedenfalls auf demselben Schiffe unmittelbar zurückzukehren, eben weil ich meine Frau diesmal zurücklassen mußte.

Es ging vorbei an der kleinen Felseninsel gerade vor dem weiten Hafen von Hermupolis, auf welcher einsam der Hauptleuchthurm steht. Noch etwas weiter draußen ragen rechts und links zwei kleine Felsklippen aus der See, die äußersten Stücke schräg aufgerichteter Flöße, welche hier durchgebrochen zu sein scheinen, und bei dem nahezu rechten Winkel ihrer Schichtungslinie mit der Bruchlinie steinernen Nasen ähneln, welche ungeheure Riesen, die unten in der See schlafend liegen, aus dem Wasser herausstecken. Die tiefbewegte See selbst war dunkelblau und all ihre Wellenberge mit weißem Schaum gekrönt. Sie glich einer ausgebreiteten, aber vielfach aufgebauhten dunkelblauen Atlasdecke, über welche ein reicher weißer Spitzenbesatz verstreut war. Die entfernteren Inseln Andros, Tenos, Mykonos, Delos und Rhenea blickten im ungewissen Morgenlichte noch wie durch Schleier. Aber der rückwärts auf das blaugrüne Syra, oder auch Syros, wie es die gebildeten Griechen wieder nennen, fallende Blick ließ die langgestreckte Insel mit dem Steinknick auf ihrem abgerundeten Rücken, den Theilungswällen des ländlichen Eigenthums, fast als ein ungeheures Amphib oder Hippopotamos, oder Rhinoceros, erscheinen, dessen runzlicht und faltig behäuteter Rücken aus der See hervortaucht. Nur mußte man sich freilich die schimmernd weiße Zuckerpyramide von Hermupolis wegdenken. Rings um das Schiff wimmelte es von feisten weißen Möven. Sie flogen mit dem Schnabel gegen den Nordostwind, dessen Richtung das Schiff zunächst ziemlich im

rechten Winkel durchschnitt; ich konnte aber deutlich bemerken, daß sie trotzdem seitwärts sich fortarbeitend, eine Art von Wettflug mit dem Schiffe aufnahmen, den Lauf desselben nun überholend, und nun wieder muthwillig zurückkehrend, als sei solche Anstrengung für ihre Flügelkraft bloßes Spiel.

Die See war leer von anderen Schiffen und die zahlreichen Inseln ringsum für die Beobachtung noch viel zu fern. Man sucht in solchen Fällen die Unterhaltung auf dem Schiffe selbst. Zum ersten Mal seit wir von der Küste Kleinasiens zurückgekehrt sind, tauchte unter den Griechen im Borderschiff einer auf, der die weiße Justanelle um die Lenden trug, das reich gefaltete, steif abstehende fiktartige Röckchen, welches die Neugriechen ihren albanesischen Nachbarn entlehnt zu haben scheinen. Sonst sah man nur die ungeheuer weiten, in der Form fast zwei Säcken ähnlichen, bis auf das Knie herabreichenden, hinten aber viel weiter herunterhängenden, dunkelblauen Beinkleider, welche von den Griechen niederen Standes in der Türkei und auf den Inseln des Archipels allgemein getragen werden. Diese Pumphosen-Griechen, wie ich sie nennen möchte, und die Justanellen-Griechen scheint man von einander unterscheiden zu müssen, und es mag wohl sein, daß, was Fallmerayer von den Neugriechen behauptet hat, nämlich in Betreff ihrer Abstammung, und daß dieselbe ganz gemischt sei, sich eher von den Justanellen-Griechen des Westens sagen läßt, als von den Pumphosen-Griechen des Ostens. Auch der Fes unterscheidet sich bei den beiden Trachten. Der der Pumphosen-Griechen ist gewöhnlich hoch und weit und dabei ganz schlapp; der der Justanellen-Griechen dagegen ist kleiner und steifer gebügelt, schon ähnlich dem Soldatenfes der Türken.

Erst nach drei Stunden, während welcher langen Zeit das weißschimmernde Hermupolis beständig sichtbar blieb, erreichte das Dampfschiff die Insel Paros. Sie bildet, aus der Ferne gesehen, einen unregelmäßigen Keil, welcher aber nach allen Seiten doch ziemlich gleichmäßig abfällt. Da der

Hauptgipfel auf einer Hochebene emporsteigt, welche rechts und links durch zwei kleine Nebengipfel begrenzt wird, gleicht das Fernbild der Insel sehr demjenigen des Brockens. Der höchste Gipfel steckte in den Wolken; ich glaube aber doch nicht, daß er die Höhe des Brockens erreicht. Zur Linken von Paros war auch alsbald der höhere Bergzug des gewaltigen Naxos sichtbar geworden, ebenfalls von weißen Wolken verhüllt. Zur Rechten von Paros bemerkte man schon die Nordspitze des kleineren und niedrigeren Anti-Paros oder Oliandros, welches die Griechen des Alterthums öde gelassen zu haben scheinen. Bei größerer Annäherung an die Küste von Paros ward eine Reihe ganz niedriger und wild zerklüfteter Vorgebirge sichtbar, an welchen die hoch aufgethürmten Wellen sich in brausender Brandung brachen, wobei das ausspritzende Wasser dergestalt zerstäubte, daß es geradezu Rauchwolken glich. Zwischen zahlreichen kleinen Klippen hindurch drang das Schiff in die weite runde Bucht von Naussa ein, welche doch offenbar ihren Namen von Nauss, das Schiff, ableitet, also etwa Schiffsrhede heißt. Zur Linken zeigte sich ein kleines Dertchen, wie alle griechischen Orte blendend weiß, vor welchem ein braun-grauer steinerner Thurm im Wasser steht, auf einer Plattform sich erhebend, welche ein Kreis von Halbbögen trägt. Dieser Thurm rührt von den Venezianern her, welche die Insel auf ihren Türkentriegen besetzten, als das lateinisch-christliche Herzogthum Naxos schon durch den türkischen Seehelden, oder vielmehr Seeräuber, Chaireddin, oder Barbarossa, gestürzt und die Kykladen mit der Türkei vereinigt worden waren. Zur Rechten reicht eine Ebene in's Land hinein, auf welcher ich mehrere Gehöfte zu entdecken vermochte, sowie am Uferrand, was mir ein kleines Kloster zu sein schien.

Im Jahre 1770, zur Zeit ihrer siegreichen Seeschlacht gegen die Türken bei Tchesme, in der Nähe von Smyrna, nisteten sich die Russen in dieser Bucht ein, begleitet von drei Tausend aufrührerischen Albanesen. Sie hieben alle

Delbäume um, und sollen überhaupt hier, eben als in Feindesland, arg gehaust haben. Der Rüssenschrecken ist noch sprichwörtlich auf der Insel.

Zahlreiche Böte umdrängten das Schiff, aber es wurden hier nur die Postbeutel umgetauscht. Dann fuhren wir aus der Bucht wieder heraus und auf das benachbarte Naxos zu, dessen kleine gleichnamige Stadt sich bald zeigte. Sie liegt unmittelbar am Ufer auf einer unbeträchtlichen Anhöhe, und der braune Häuserklump auf dieser Anhöhe, welcher noch aus den Zeiten des Herzogthums Naxos stammt, und vom Schlosse der Herzöge noch einen Thurm enthält, ist jetzt rings von einer wohlgeweißten Vorstadt umgeben. Auf einer kleinen Felseninsel, dicht bei der Stadt, zeigt sich ein Trümmerstück, welches man fast für einen zweibeinigen Galgen halten könnte, denn es ist nur schwer verständlich, wozu eine große Marmorthür gedient haben könnte, da, wo sich doch gar nicht absehen läßt, wo der Tempel gestanden haben kann, zu dem sie gehört haben muß. Aber die beiden jonischen Säulen, welche dieses Trümmerstück eines Tempelthors zieren, lassen keinen Zweifel darüber, daß hier ein Tempel, und zwar, wie auf Naxos nur natürlich, ein Bakchos-Tempel stand. Uebrigens soll diese kleine Felseninsel, welche jetzt Palati heißt, im Alterthum durch einen Damm mit der Hauptinsel verbunden gewesen sein. Wahrscheinlich war dies der Hafenschutzdamm der antiken Stadt, welche auf derselben Stelle stand, wo noch jetzt die Stadt Naxos steht. Wiederum hat man unfern davon einen Hafenschutzdamm aus großen Steinblöcken herzustellen versucht, die Arbeit daran scheint aber in's Stocken gerathen, oder auch ganz aufgegeben worden zu sein. Jedenfalls wird jetzt das Städtchen Naxos noch nicht als wirklicher Hafen behandelt. Das Schiff wartet, so gut es geht, und Böte kommen heran, drängen sich mit wildem Lärmen um die Schiffstreppe, und fahren wieder ab. Selbst an's Land zu gehen schien mir bei dem maßlosen Schwanken des Schiffes

wie der Bote und bei der Schwierigkeit für mich, zu klettern, leider unmöglich.

Die Insel Naxos, die größte der Kykladen, hat jetzt nur 12,000 Einwohner. Herodot aber giebt an, daß sie zur Zeit der Perserkriege 8000 schwer Bewaffnete in's Feld zu stellen vermochte. Dies würde mit den Frauen, Kindern, Greisen und Sklaven eine Bevölkerung von etwa 100,000 Einwohnern anzeigen. Sie kam später unter die Botmäßigkeit Athens und hat dann wenigstens keine geschichtliche Rolle mehr gespielt. Sie war aber stets ein berühmtes griechisches Weinland, in welchem denn auch hauptsächlich Bakchos der Verehrung genoß. Im Mittelalter spielte sie noch einmal eine geschichtliche Rolle. Nach jenem Kreuzzuge, welcher zu der Eroberung Konstantinopels durch die nordfranzösischen Kreuzfahrer und den venetianischen Dogen Dandolo führte, im Jahre 1204, begann die Zeit der ehrgeizigen Unternehmungen zur See im Süden, wie im Norden Europas. Fortan galt Alles für möglich und natürlich auch aus Venedig selbst, tauchten Abenteurer auf, welche davon träumten, sich im Morgenlande einen Thron zu gewinnen. Dem Marko Sanudo aus Venedig gelang dies wirklich dadurch, daß er sich der Insel Naxos und einiger benachbarten Inseln bemächtigte. Er errichtete nun, bald unter dem öffentlichen Schutze Venedigs, das „Herzogthum zu Naxos und im Archipel“. Es bestand unter ihm und unter seinen Nachfolgern durch volle dreihundert und sechzig Jahre, bis zum Jahre 1566. Das venetianische Herrscherhaus und seine lateinischen Söldner machten es sich aber auf dem Nacken der unterworfenen Griechen zuletzt gar zu bequem und säeten unter diesen furchtbaren Haß aus. Die griechische Bevölkerung verschwor sich mit den Türken zum Sturze der lateinischen Herrschaft. Es war schließlich Chaireddin Barbarossa, der dem Herzogthum Naxos ein Ende machte, und alle dazu gehörigen Inseln dem Osmanenreiche einverleibte. Da er hier mit dem Volke verschworen war, haben sich auf Naxos keine Klagen

über den furchtbaren Seeräuber erhalten, welcher z. B. aus der Insel Cerigo, südlich von Lakonien, und aus Sorrento in Italien alle junge Mädchen als Sklavinnen wegschleppte.

Aus der mythischen Zeit hat sich auf Naxos die Erinnerung an Ariadne, die Tochter des Minos, erhalten, in einem nach ihr benannten Brunnen unweit der Stadt. Nachdem sie der undankbare Theseus hier zurückließ, soll der Gott Bacchos, der auf der Insel weilte, sie aufgefunden und getröstet haben. Es scheint fast, als ob damit gemeint sei, daß sie sich dem Trunke ergab! So ist sie übrigens auch schon dargestellt worden, zwar nicht durch Dannecker, aber durch andere Bildhauer.

Von der Anlegestelle vor Naxos fuhren wir in den beinahe zwei Meilen breiten Canal zurück, welcher die Inseln Naxos und Paros von einander trennt. Die gewaltige Erhebung von Naxos sieht etwas weniger kahl aus, als die übrigen Inseln im Archipel, und der Rückblick auf die an Wein und auch an Marmor noch immer reiche Insel gewährt deswegen ein entschieden erquickendes Landschaftsbild.

Wieder näherte sich das Schiff der Küste von Paros. In einem Einschnitt liegt hier die Ortschaft Marmara, und hier beginnt, unmittelbar am Meeresufer entlang, die Erhebung des Berges Marpeffa, welcher in seinem Innern den berühmten parischen Marmor enthält, den speciſisch schwersten Marmor, welchen es giebt, aber auch den härtesten, und welcher bei der Bearbeitung den größten Widerstand leistet. Im Jahre 1844 wurden die antiken Steinbrüche, nämlich die unterirdischen, aus welchen der eigentliche Statuen-Marmor kam während der Marmor für Architektur auf der Oberfläche gebrochen wurde, wieder eröffnet, um parischen Marmor für das Grab Napoleon's unter dem Dom der Invaliden in Paris verwenden zu können. Man fand namhafte künstliche Aushöhlungen, in welchen noch viele der thönernen Lampen der antiken Werkleute herumlagen. Aus diesen Höhlen also waren

fast sämtliche Meisterwerke der plastischen Kunst Altgriechenlands hervorgegangen, und erst unter den Römern begann die Vernachlässigung dieser Steinbrüche, nachdem zur Zeit des Augustus die Steinbrüche von Carrara bei Lucca entdeckt worden waren. Ein langer Prozeß ist in unseren Tagen zwischen der hellenischen Regierung und einem Privatmann um den Besitz dieser Steinbrüche durchgeföhrt worden. Die Regierung hat ihn kürzlich, nach gerade dreißigjährigem Rechtskriege, verloren. Es hat sich nun in London eine Aktiengesellschaft mit 100,000 Pf. St. Betriebscapital zur Ausbeutung der Steinbrüche gebildet. Unser Landsmann Sigl aber, welcher sich bis jetzt hauptsächlich auf die Gewinnung von buntem und farbigen Marmor in Griechenland gelegt hat, z. B. des grünen Marmors (Verde Antiko) in Tenos und des berühmten Rosso Antiko in Lakonien, hat schon vorgeschlagen, um den schwierigen unterirdischen Abbau in Tagbau verwandeln zu können, den ganzen Berg Marpeffa mit Dynamit in die Luft zu sprengen.

Das ist ein großartiger Gedanke, aber so eine großartige menschliche Aufgabe es auch wäre, werden wir doch im Nächsten noch Großartigeres von der Natur selbst wirklich gethan sehen.

Sobald wir am Berge Marpeffa vorüber waren, zeigte sich, hinter ihm auf der Hochebene im Innern des Landes liegend, der Hauptort der Insel Paros, Perioikia, ein Name, der augenscheinlich noch aus der Zeit herrührt, als die Insel athenisches Besitzthum war. Ueber die südliche Spitze von Paros hinaus erstreckt sich das niedrigere und schmale Anti Paros, noch tiefer südlich, während zur Linken, südlich von Naxos, sich die kleinen Felseninseln Donoessa, Keros, Mácares, Heracléa und Skinoessa zeigen. Geradeaus im Süden aber wird die Insel Ios sichtbar, heut zu Tage von den Seeleuten Mio genannt, und zu ihrer Rechten die Insel Sikinos. Einst fuhr an der Nordspitze von Ios, so erzählt altgriechische Ueberlieferung, ein Schiff vorüber, eigentlich von Smyrna nach

Athen bestimmt, also etwas außer Wegs, in welchem die Leiche eines alten blinden Mannes lag. Es war die Leiche Homer's, der auf der Reise gestorben war. Die Seeleute legten bei Ios an und begruben die Leiche, und heute zeigt man, in malerischer Lage, beim kleinen Kloster Plakolos, einige Steine, welche man das Grab Homer's nennt. Im Jahre 1773 will dasselbe ein holländischer See-Offizier im Dienste der Russen, der Graf Pasch van Krienen, wieder aufgefunden haben. Herr Schliemann kann ja da nun auch nachgraben, wenn er Lust hat, und so seine staunenswerthen Entdeckungen vervollständigen.

Wir gefällt in dieser Beziehung der Graf Pasch van Krienen nicht recht, noch weniger, daß er sich gerade in russischen Diensten befand, und am allerwenigsten, daß er seine merkwürdige Entdeckung zur Zeit der Kaiserin Katharina machte.

Das Schiff fuhr nun zwischen Ios und Sikinos hindurch immer weiter gen Süden. Nahe der Südspitze der Insel Ios zeigte sich auf einem Felsenvorgebirge ein weißer viereckiger Thurm, welchen mir die Griechen auf dem Schiffe als einen Leuchtturm bezeichneten, welcher aber nur eine einfache Petroleumlaterne trage, keinen Leuchtwärter habe, und für den im Uebrigen vortrefflichen Naturhafen der Insel, den einzigen, den es in der Nähe gäbe, eigentlich ganz ungenügend sei. In diesen geräumigen Naturhafen, welchen ein Hufeisen von Bergwänden gegen den Nordwind, den Ostwind, den Westwind beinahe auch den Südwind vollständig schützt, liefen wir ein. Unten fanden wir eine alleinstehende und ziemlich anspruchsvoll gebaute Kirche der heiligen Irene, und nicht allzuweit von derselben einige erbärmliche, aber doch steinerne Hütten und Schänken am Strande. Hoch oben zeigte sich am Bergabhange eine kleine Stadt. Es wurde uns mitgetheilt, daß wir hier bis vier Uhr am Morgen vor Anker liegen bleiben würden. Da zog ich es doch vor, auf einem der herangefommenen Boote etwas nach dem Lande zu fahren. Ein junger Grieche schloß sich an mich an, wobei er mir mittheilte, daß er aus dieser

Insel Ios gebürtig sei, mir zeigen wolle, was ich zu sehen Lust habe, und meinen Dolmetscher spielen. Zugleich lud er mich auf ganze vierzehn Tage in sein Haus ein nach Santorin, welches letztere man schon noch tiefer im Süden sehen konnte. Ich lehnte die Einladung ab und war schon zufrieden, als der Capitän versprach, mindestens eine ganze Stunde im inneren Gewässer dieser Wunderinsel des Archipels, und zwar von sechs bis sieben Uhr am Morgen, liegen zu bleiben. In der kleinen Schänke am Strande umdrängte uns bald die ganze Bevölkerung der unteren Ortschaft mit Weibern und Kindern. Ich fand in ihr, wie dies überall in Griechenland auf dem Lande geschieht, recht unschuldige und natürliche Leute. Die Männer, sämmtlich mit Schnurrbärten und Lockenhaar versehen, waren schön und eigentlich genau von solchem Gesichtsausdruck, wie ich mir als Knabe gerade die Ionier vorgestellt hatte, etwa ähnlich deutschen Studenten. Ich trank mit der ganzen Gesellschaft Wein aus der Insel, der recht gut war, und aß ihr dunkles, kräftiges Brod. Sie wußten alle Bescheid in der neueren deutschen Geschichte, und wußten genau, was im Kriege zwischen Deutschland und Frankreich vorgefallen war. Sie nannten sich selber Ionier und machten mich darauf aufmerksam, daß gerade ihre Insel Ios von den Ioniern den Namen habe. Meines freiwilligen Dolmetschers bedurfte ich kaum; sie verstanden mein bißchen Neugriechisch recht gut. Ich kaufte in der Schänke, die zugleich ein Kraamladen war, noch einen großen weichen Badeschwamm für den fast lächerlich billigen Preis von einer Drachme, und fuhr dann nach dem Schiffe zurück, um die Abendmahlzeit einzunehmen und mich durch frühen Schlaf für den kommenden Morgen zu rüsten. Ich träumte viel von dem wunderbaren Schauspiel, welches mir in Santorin bevorstände, aber so wunderbar, wie es wirklich ausfiel, konnte ich es mir doch nicht träumen lassen.

Die Bauberinsel Santorin.

Die geheimnißvolle Insel in der Morgendämmerung. Der Anblick aus der Mitte des Kraters. Der rauchende Aschenkegel. Die Insel taucht unter Wasser und wieder heraus. Spuren ihrer Besiedelung in den Zwischenzeiten. Das vorsündfluthliche Dorf. Rhönizische Gräber. Die ältesten griechischen Schriftzüge. Die Bewegungen der vulkanischen Insel in geschichtlicher Zeit. Das „schaumgeborene“ Inselchen. Der Weinbau auf Santorin. Meereszauber auf der Rückfahrt.

Hermupolis, 13. Januar 1877.

Als das Schiff den natürlichen Hafen der Insel Ios, welche fast nur noch im gewöhnlichen Schiffergriechisch *Nio* heißt, verließ, weckten mich die Stöße der Dampfmaschine auf, aber ich schlief alsbald wieder ein, um erst wieder zu erwachen, als diese Stöße sich auffallend verlangsamten. Eine Bewegung stört eben im Schlaf nur, wenn sie beginnt, und wenn sie aufhört, aber nicht so lange sie sich gleichförmig fortsetzt. Da es bei der heftigen Wellenbewegung und dem wilden Schwanken des Schiffs am durchlebten Tage nöthig gewesen war, alle Schiffsluken zu schließen, war es in meiner kleinen Koje ganz finster und ich konnte auch das Feuerzeug nicht finden, um nach der Uhr sehen zu können. Nach den früheren Mittheilungen des Capitäns mußte ich annehmen, daß es entweder nahe an sechs Uhr, oder vielleicht schon mehr als sechs Uhr sei, wenn wir uns so nahe an Santorin befänden, daß man den Gang der Maschine hemmen mußte. Wir befanden uns nun dem sechsunddreißigsten Breitegrade ganz nahe, nur etwa fünfundzwanzig Minuten nördlich desselben, unter gleicher Breite mit dem Vorgebirge Matapan,

und in dieser Breite mußten sich um sechs Uhr Morgens am 10. Januar schon die ersten Streifen von Frühlicht am Himmel zeigen. Die Neugier nach dem ersten Anblick des riesenhaften Meeresvulkans, welcher seit zehn Jahren in ganz Europa wieder so viel von sich reden gemacht hat, ließ mir keine Ruhe mehr, und ich machte, so schnell als möglich auf Deck zu kommen. Da man meine Kleider weggenommen hatte, um sie zu reinigen, blieb mir nichts übrig, als ohne dieselben auf's Deck zu gehen, welches ich thun konnte, weil ich der einzige Passagier des Hinterdecks war und vor griechischen Seeleuten mich ganz und gar nicht genire. Da stand ich also, am 10. Januar, Morgens um 6 Uhr, in der denkbar leichtesten Bekleidung, noch immer im Nordwinde, der indeß viel schwächer geworden war, aber ohne auch nur die geringste Anwandlung von Kältegefühl, am Eingange eines ungeheuren, mit Meerwasser angefüllten Vulkankraters, welcher zugleich gewichtige Menschenspuren aus Jahrtausenden trägt, von welchem wir sonst nichts wissen, sowie die ältesten griechischen Schriftzüge, die wir kennen, und welcher noch in vielen anderen Beziehungen geradezu ein Unicum in der Welt ist. Der erste Schimmer des Frühlichts zeigte sich wirklich schon und ließ wenigstens die Umrisse der großen dunklen Wolkenklumpen, welche über den Himmel hinweg nach Süden zogen, deutlich erkennen. Auch die Umrisse der märchenhaften Insel waren schon sichtbar. Eben fuhren wir zwischen der Nordspitze der hufeisenförmigen Hauptinsel Santorin, und der kleinen Insel Therasia hindurch, welche den Halbkreis, den Santorin bildet, zum Kreise des Kraters vervollständigt, bis auf die zwei Lücken, welche eben Therasia von Santorin trennen. Nun ward auf dem nördlichen Hafen von Santorin, hoch oben, der eng übereinander gethürmte, schimmernd weiße Häuserhaufen des großen Dorfes Epanomeria sichtbar. Und nun waren wir im Krater selbst und machten schließlich etwas östlich von seinem Mittelpunkte zwischen der Insel Santorin

und der kleinen Insel Neo Kaimeni, dem höchsten Gipfel seines Aschenkegels, Halt. Vor Anker konnte aber das Schiff hier nicht gehen, denn wir befanden uns an einer Stelle, wo kein Senkblei den Meeresboden zu erreichen vermag. Es war unterdeß schon heller geworden und ich kleidete mich nun an. Der Anblick der bis zu 400 Meter hohen, fast ganz senkrecht steilen Wände des Kraters ringsum, war ebenso ungewöhnlich, durch den Farbengegensatz, der übereinander gethürmten Eruptionschichten, grün, gelb, weiß, braunroth, blauschwarz, wie großartig, denn die Krateröffnung, etwa zwölf Kilometer lang, und acht Kilometer breit, ist nicht kleiner, als die Oberfläche der inneren, dichter bebaueten Stadttheile von London. Unmittelbar vor uns war der Rand des hier volle 400 Meter hohen, und fast ganz steilen Abfalls der Kraterwand mit der langgestreckten und eng aneinander gedrängten Reihe meist blendend geweißter Häuser gekrönt, welche die Hauptortschaft der Insel Thera bildet. Eben in der Mitte dieser Stadt scheint die Felswand unter ihr, wahrscheinlich schon im Alterthum, zerbröckelt worden zu sein, und es hat sich eine schräge aber immer noch sehr steile Schurre gebildet, auf welcher jetzt ein Weg im Zickzack von einigen Häuschen, für welche sich unten am Wasser noch gerade Platz fand, schwindelhaft steil nach Thera empor führt. Da, wo die Felswand des Kraters unmittelbar in die unergründlich tiefe See taucht, werden an mehreren Stellen Löcher von etwa Mannshöhe sichtbar, welche in Höhlen zu führen scheinen, die die Menschenhand gemacht haben mag.

Diejenigen griechischen Deckpassagiere aber, welche wohl noch nicht vorher in Santorin gewesen waren, zeigten das allerlebhafteste Interesse an der Gruppe niedrigerer, nur bis zur Höhe von etwa hundert Meter emporsteigender, abgerundeter Inselchen, in der Mitte des Wasserbeckens, welches jetzt diesen größten aller irdischen Krater bildet, der fast an die vulkanischen Ringe auf dem Monde erinnert. Auf dem

höchsten Gipfel dieser inneren Inselgruppe, die natürlich ganz ungebaut und unbewohnt ist, zeigte sich Rauch, der wie eine dicke weiße Schlange auf dem Boden hinzuschleichen schien, wahrscheinlich weil der Druck des Windes ihn niederhielt. Im Zwielfichte vermochte ich noch nicht recht zu erkennen, was es sei, aber kaum hatte ich hiernach gefragt, als mir von allen Seiten zugerufen wurde: fotia, fotia! — Feuer, und i nisos keto ke ano — die Insel ist untergetaucht und wieder heraufgekommen. Nun muß ich aber wohl erzählen, was mit dem Meeresvulkan von Santorin seit Menschengedenken und bis heute vor sich gegangen ist.

Die Insel Santorin, die südlichste der Kykladen, etwa zwölf Meilen nördlich von Kreta, und ziemlich genau in der Mitte zwischen Rhodos und Cerigo vor Cap Malea gelegen, war ursprünglich nicht, als was sie die Griechen kennen lernten, ein Ring, oder Kringel, mit Lücken, die sich dann beständig vergrößerten, sondern eine länglich runde Hochebene, ohne Vertiefung in der Mitte, welche sich an den Eliasberg anlehnte, einen Marmorberg, im süd-östlichen Theile der Insel, welcher noch jetzt ihren höchsten Gipfel trägt. Gegen den Schluß der Pliozenzeit scheinen die Eruptionen am stärksten in einer Entfernung von etwa fünf Kilometern vom Gipfel des Eliasberges an einer Stelle, welche jetzt das Binnengewässer deckt, aber auch noch an vielen anderen Stellen begonnen zu haben. Die Insel scheint dann schon wiederholt von den Nachbarinseln, vorzüglich von Amorgos und Melos aus bevölkert, und dann wahrscheinlich aus Schrecken vor den neuen Eruptionen immer wieder verlassen worden zu sein. Eine dieser Eruptionen, die letzte vor der großen Katastrophe, zu welcher ich bald kommen werde, überschüttete die Insel mit einem gewaltigen Bimssteinregen, welcher lange angehalten haben muß, denn er hat ein mächtiges Bimssteinflöz hinterlassen, in ähnlicher Weise, wie Pompeji, mit sogenannter vulkanischer Asche, und Herculaneum, außer durch

Lavaströme, auch durch einen Bimssteinregen verschüttet worden ist. Dieser Bimssteinregen traf schon unzweifelhafte Wohnungen von Menschen auf der Insel. Man hat ihre Reste sowohl auf der Hauptinsel Santorin bei Akrotiri, wie auf der Insel Therasia zwischen deren Vorgebirgen Kimina und Tripiti gefunden. Das vorsündfluthliche Dorf auf der letztgenannten Insel zeigt mehrere deutlich erkennbare Häuser, von welchen das eine von beträchtlicher Ausdehnung von der Bimssteinüberschüttung ganz befreit worden ist. Man hat gutes Recht, diese Dörfer vorsündfluthliche zu nennen, denn da sich oberhalb des Bimssteinschuttes eine Ablagerung von Meermuschelschalen befindet, ist damit der Beweis geliefert, daß diese Theile der Insel, nachdem sie der Bimssteinregen traf, unter Wasser gewesen sind, und sich erst nachträglich aus demselben wieder emporgehoben haben. Die Geräthschaften, welche man in diesen vorsündfluthlichen Häusern gefunden hat, liefern den Beweis, daß ihre Bewohner Handel, sowohl mit den benachbarten Inseln Melos und Amorgos, wie mit den Küsten Asiens getrieben haben. Denn sie bestehen aus Thon, oder auch aus Kiesel und Obsidian, wie er auf diesen Inseln gefunden wird und auch aus reinem Kupfer, welches wenigstens aus Kypern gekommen sein muß. Bronze aber scheint noch nicht im Gebrauch gewesen zu sein und natürlich ebenso wenig Eisen. Das Gold freilich mögen die Flüchtigen mit sich geschleppt haben, wie man ja auch in Pompeji, außer einigen Münzen, kein namhaftes Gewicht von edlen Metallen mehr gefunden hat.

Der französische Geologe Fouqué, welcher nach den bedeutamen Vorgängen von 1866 bis 1867, worunter ich nicht etwa den deutschen Krieg und die Schaffung des Bundesstaats, sondern das jüngste Spiel des Meeresvulkans von Santorin verstehe, sich mehrere Monate im Auftrage der französischen Regierung auf der Insel aufhielt, hat die meisten der aufgefundenen, vorsündfluthlichen Geräthschaften nach Paris

geschleppt. Manches aber ist auf der Insel in den Händen der Herren Romifos und Cipalla verblieben. Sowohl Herr Fouqué, wie der bekannte Archäologe Herr Le Normant, Sohn des in Athen begrabenen Hellenisten, haben den Zeitpunkt, in welchem diese vorsündfluthlichen Dörfer bewohnt waren, mindestens in das Jahr 2000 vor unserer Zeitrechnung hinauf rücken zu müssen geglaubt, und haben damit vielleicht noch nicht weit genug rückwärts gegriffen.

Erst nachdem die vorsündfluthlichen Dörfer verlassen waren, folgte auf der Insel die größte vulkanische Katastrophe. Ihre Mitte sank ein, bis tief, tief unter die Meeresoberfläche und das Meer stürzte sich in den gähnenden Schlund. Wie tief er gähnt, weiß man noch nicht, denn das Senkblei hat den Meeresboden eben noch nicht überall erreicht. Die geflüchteten Bewohner oder andere ihres Stammes scheinen aber wiedergekommen zu sein, denn es fehlt nicht an Spuren ihrer wiederholten Beschlagnahme der Insel, auch nachdem die große Erderschütterung stattgefunden hatte. Diese eben ist es, welche man jedenfalls nicht später, als auf das Jahr 2000 vor unserer Zeitrechnung verlegen kann.

Als erste Spur der geschichtlichen Völker taucht eine Niederlassung der Phönizier auf der Hauptinsel auf. Phönizische Gräber, denen im Mutterlande durchaus ähnlich, befinden sich nämlich auf der Nordküste der Insel nach dem äußeren Meere, nahe dem Vorgebirge Columbus. Die Griechen, welchen der frühere Aufenthalt der Phönizier wohl bekannt war, haben die Namen, welche dieselben der Insel gegeben hatten, mit Kalliste, der Schönsten, und Strongyle, dem Kringlel, übersetzt. Die Phönizier kannten sie also nur als einen durchbrochenen Felsenring mit Meer in der Mitte. Schließlic und aller Wahrscheinlichkeit nach, um den Beginn des ersten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung kamen die Griechen, und zwar, wie auch in den ganz südlichen Colonieen in Kleinasien, Dorer, unter einem Führer, welcher Theras

hieß. Nach ihm wurde die Insel Thera genannt, und hieß so ausschließlich in der geschichtlichen Zeit des alten Griechenlands. Ob sich zu dieser Zeit noch eine phönizische Niederlassung, oder doch Factorie auf der Insel befand, oder nicht, ist unbekannt, aber doch nicht unwahrscheinlich. Man hat sich stets gegenwärtig zu halten, daß das griechische Alphabet aus dem phönizischen entstanden ist, und auf Santorin kommt noch hinzu, daß sich daselbst die nachweislich ältesten Felsen-Inschriften in archaisch-griechischen Buchstaben befinden, diejenige nicht ausgenommen, welche ein milesischer Offizier des Königs Psammitichos von Egypten, gegen Ende des achten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung, auf dem Fußgestell der beiden Kolosse zu Abu-Simbel, in Nubien, hinterlassen hat. In Santorin oder Thera ist enge Verührung der Griechen mit den Phöniziern jedenfalls noch eher wahrscheinlich, als diejenige in Argos und Athen, von welcher uns die griechische Ueberlieferung erzählt.

Nach der großen Senkung des mittleren Theiles der Insel, etwa um das Jahr zweitausend vor unserer Zeitrechnung, trat eine fast zweitausendjährige Ruhe des großen Meeresvulkans ein, von deren Störung wir erst aus dem dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung Kunde haben. Bis dahin war Therasia noch mit Thera verbunden gewesen, und nur die große Oeffnung zwischen dem Vorgebirge Akrotiri und Tripiti vorhanden, zwischen welchen die kleine Insel Aspro, welche dieselben Schichten aufweist, wie Thera auf Therasia, den Beweis liefert, daß auch sie zu dem ursprünglichen Ringe gehört. Im Jahre 236 vor Christus riß sich, wie Plinius erzählt, auch Therasia von Thera los, und es entstand die zweite große Oeffnung. Nun begann das Spiel der im Binnengewässer der Insel, theilweise auch draußen in ihrer Nähe wechselweis aus dem Meere auftauchenden und wieder untertauchenden kleinen Inseln. „Die Erde hat Blasen wie das Wasser hat, und so sind diese“, sagt Banko in

Shakespeare's Macbeth von den drei Hexen. Zuerst, im Jahre 196 vor unserer Zeitrechnung, erschien, wie Strabo erzählt, im Binnengewässer die kleine Insel Palea-Kaïmeni, „die alte brennende Insel,“ welche noch vorhanden ist. Dann im Jahre 46 nach Christi Geburt steckte wieder eine kleine Insel dicht dabei den Kopf aus dem Wasser, welche Thia genannt wurde, aber bald, nachdem sie einen Namen bekommen hatte, neckisch wieder verschwand. Nun unterblieben die größeren Hexenkunfstücke des Vulkans für einen Zeitraum von anderthalb Jahrtausenden. Nur erhielt die alte brennende Insel, welche aber schon längst nicht mehr brannte, zwei Mal, in den Jahren 726 und 1457, namhaften Zuwachs, indem sie sich langsam hob. Im Jahre 1570 senkte sich die Südspitze der Hauptinsel plötzlich und die Trümmer eines dort gelegenen Hafens „Eleusis“ oder „Ankunft“ genannt, geriethen dadurch unter Wasser. Im Jahre 1573 aber erfolgte ein kurzer Ausbruch, welcher die kleine Insel Mikra-Kaïmeni, ebenfalls in der Mitte des Binnengewässers, über die Meeresoberfläche emporhob. Sie wuchs schon dem Osmanischen Reiche zu, welches kurz vorher sämmtliche Kykladen annectirt hatte. Die furchtbarsten Ausbrüche aber erfolgten im Jahre 1650, dann 1707, und endlich 1866. Die zuerst genannte außerhalb des Ringes erzeugte kleine neue Insel, hob aber den Meeresboden weit umher, und schickte Fluthwellen aus, welche in den benachbarten Inseln, Fos und Sikinos, einige Verwüstungen anrichteten, und so auch wohl im ganzen Archipel gethan hätten, wenn nicht seine sämmtlichen Küsten so steil aus dem Wasser herausragten.

Das Rumoren des großen Vulkans dauerte damals drei Monate hindurch. Im Jahre 1707 eröffnete sich ein neuer Eruptionsschlund zwischen der „alten“ und der „kleinen“ brennenden Insel und spie, während mehr als eines Jahres, Lava, Asche, Flammen und Rauch aus. Zwei Inselchen waren die Frucht dieses Ausbruchs, die eine ganz aus weißem

Bimsstein, die andere aus schwarzem Trachyt, welche durch eine neue Hebung im Jahre 1711 zu einer einzigen zusammengeschweißt und bis zu einer Höhe der Spitze von hundert Meter gebracht wurden. Dies gab den Stock der größten Insel im Binnengewässer ab, welcher heut Nea oder Megali-Kaümeni heißt, die neue oder große brennende Insel. Während dieses langen Ausbruchs sendete Santorin, welches nach dem Siege des Christenthums im römischen Reiche den halb griechischen, halb lateinischen Namen Santa Irene bekommen hatte, woraus Santorin eine Verstümmelung ist, mit flüchtigen Säuren geschwängerte Dämpfe aus, welche den Pflanzenwuchs im fernen Melos zerstörten, wohin sie gerade der Wind trieb. Im gegenwärtigen Jahrhundert bemerkte man im Wasser die langsame Hebung einer Trachytspitze, welche im Jahre 1834 dem Wasserspiegel bis auf fünf Meter nahe gekommen war. Endlich, im Januar des Jahres 1866, begann wieder unten ein ungeheures Rumoren und im Februar wurden Tausende glühender Steinblöcke aus dem Meere herausgeschleudert, welche zwar wieder in das zischende Meer zurückfielen, aber zusammen mit blasenförmigen Aufschwellungen des Meeresbodens in dem mit Wasser gefüllten Riesenkrater dazu beitrugen, neue Inseln oder Hügel bis auf eine Höhe von hundert Meter über dem Meerespiegel empor zu bringen. Die erste dieser Inseln, welche sich jetzt durch Anschluß an Megali-Kaümeni in ein Vorgebirge derselben verwandelt hat, nannten die Griechen nach ihrem neuen jungen Könige Georgios, die zweite aber bekam dann einen Namen in echt griechischem Geiste, nämlich Aphroessa, die Schaumgeborene, denn Aphros heißt der Schaum. Aus dem Meereschaum sind diese Inseln ja geboren, so gut wie Aphrodite selbst. Von allen Seiten stürzten sich nun die Gelehrten, vorzüglich die Engländer und Franzosen, nach Santorin, während unsere eigenen und die österreichischen wohl der Krieg, der zwischen uns ausgebrochen war, zurückhielt. Es war übrigens Zeit

genug, Zeuge dieses Ausbruchs zu sein, denn er dauerte beinahe zwei Jahre. Zuerst kamen hauptsächlich die Geologen und wühlten in den bunten Flözen von Santorin umher; aber Vieles, was sie dort fanden, machte bald auch die Archäologen, und selbst die Anthropologen in ihrem Gefolge erscheinen. Es bleibt mir übrig, aus dieser griechischen Wunderinsel, deren Gesamtanblick man sich gar nicht wunderbar genug vorstellen kann — sie sieht ungefähr aus wie ein angeschnittener Baumstumpf — auch etwas Volkswirthschaftliches mitzutheilen. Auf Santorin herrscht der echte Freihandelsgrundsatz: schaffe nichts, was du billiger kaufen kannst, und schaffe nur, was du am theuersten verkaufen kannst, und dies letztere ist auf Santorin unbedingt der Wein, welcher eben auf dem äußeren Abhang aller Vulkane besonders gut zu gerathen scheint, und auf Santorin wird denn auch durchaus nichts weiter als Wein gebaut, und dafür Korn, wie Fleisch von anderen Inseln oder vom Auslande gekauft. Es werden jetzt 70,000 venezianische Barrils zu zweiundsiebzig Liter gefeltert, und sowohl im Inlande als vorzüglich in Rußland vertrieben. Größtentheils ist es ein Wein, welcher der Laccrima Christi auf dem Vesuv ganz ähnlich ist, oder auch dem Wein von Teneriffa, und in der besten Crescenz sogar dem Madeira. Auf Santorin selbst verfezt man ihn weder mit Traubenzucker, noch mit Branntwein, aber die Weinhändler im Auslande thun es zuweilen. Er soll sich im kühlen Keller, oder eingegraben, bis zu hundert Jahren halten und dabei eher besser werden. Auch in Deutschland hat man angefangen, ihn zu vertreiben. In Santorin beträgt sein Preis ungefähr zwanzig Frank für das Barril (also einen Frank für fast vier Liter, oder dreißig Centimes für das Liter). Soviel kosten an Ort und Stelle die schlechten Weine von Lothringen.

Sobald unser Dampfschiff aus dem Binnengewässer der Ring-Insel wieder heraus war, machte sich der klaffende

Gegenatz zwischen dem ungeheuerlichen, fast schreckhaften, jedenfalls hoch phantastisch-bizarren Anblick der vierhundert Meter hohen, senkrecht steilen, übermäßig bunten Felswände des Riesenkraters mit den rauchenden öden Bergen in der Mitte gegenüber den friedlichen Weinbergen geltend, die allseits von der Höhe, welche von dem, was sie birgt, nichts sehen läßt, in sanfter Abdachung zum äußeren Gestade der Insel herabsteigen. Es ging zurück nach der Insel Syra, wieder über dieselben Inseln, so daß es nicht nöthig ist, von der Rückfahrt etwas anderes zu erzählen, als daß sich auf Naxos das Deck mit Kaufleuten aus Hermupolis füllte, welche auf Naxos für ihre Frauen Hasen, Schnepfen und Rebhühner geschossen hatten und Sträuße blühender Blumen mitbrachten, an welchen Naxos im Winter so reich zu sein scheint, wie Zante. Mit Sonnenaufgang war ich ausgefahren; bei Sonnenuntergang kehrte ich zurück. Aber ein Sonnenuntergang in diesen Breiten ist etwas Anderes als bei uns. Ob es wohl jemals gelingen wird, das Farbenschauspiel getreu zu malen, welches das Meer und die Felsen dabei dem Blicke in raschem Wechsel vorzaubern? Man lernt es verstehen, warum für die antiken Griechen Helios auf goldenem Wagen in den Himmel hinein kam und wieder aus ihm wegfuhr. In der Richtung gegen die Abschied nehmende Sonne, welche noch, von goldener Pracht umgeben, am Himmel stand, erschien das Meer wie ein Seidenstoff, welcher wechselnd hellblau und grüngelb schillert. Auch auf der von der Sonne abgewendeten Seite gingen diese Farben, nur schwächer im Licht, schillernd in einander über. Hier aber änderte sich rasch das Schauspiel mit dem weiteren Sinken der Sonne. Rasch ward aus Hellblau Dunkelblau, und aus dem grünlichen Gelb ein tiefes, fast braunes Orange. Dabei blieben die Farben auf der Sonnenseite noch unverändert. Ließ man, sich drehend, den Blick im Kreise von rechts nach links gleiten, so konnte man den Uebergang aus dem einen

Farbenpaar in das andere deutlich verfolgen. Die Klippen, die aus der See hervorragten, strahlten auf ihrer Sonnen-
seite den Goldglanz zurück und erschienen auf ihrer Schatten-
seite düster drohend, fast schwarzbraun. Der zweite Tag
meiner einsamen Ausfahrt war still und schön gewesen und
blieb eine Reihenfolge von Meerwundern bis zu Ende.

Von Hermupolis nach Athen.

Der Ausbruch der Spielwuth bei den Griechen an ihrem Neujahrstage und die Transparente auf den Straßen. Nächtliche Fahrt nach Athen. Erster Spaziergang zu den altbekannten Plätzen. Der moderne Kirchhof und Vergleich mit dem Begräbnißplatz im äußeren Kerameikos. Begräbniß eines jungen Mädchens. Weitere Ausgrabungen beim Dionysios Theater. Das Abgeordnetenhaus. Der Goldfund des Doctor Schlie-
mann in der Bank. Mißlichkeit des Versuchs ihn als einen zur Zeit der Völlerwanderung vergrabenen Raub darstellen zu wollen.

Athen, 16. Januar 1877.

Das Wetter war doch wieder zu rauh geworden, um daß sich vorläufig weitere Inselfahrten in der Mitte des Archipels empfahlen, und so hatte es auch keine Reize, in Hermupolis abzuwarten, bis es sich wieder besserte. Dann aber war es besser, einen raschen Entschluß zu fassen und den festen Punkt für die einzelnen Ausflüge nach Athen zu verlegen, von wo aus deren auch zu Lande möglich sind, und welcher Platz sich eines besonders heitern Himmels in allen Jahreszeiten erfreut. Die Abfahrt des hellenischen Dampfschiffs nach dem Piräus hatten wir versäumt, aber am nächsten Tage, dem Sonntage, welcher auf das griechische Neujahr folgte, fuhr ein Lloyd-Dampfer nach dem Piräus. So konnten wir denn noch den griechischen Neujahrstag, welcher nach dem gregorianischen Kalender auf den 13. Januar fällt, in Hermupolis durchleben. Dies war bei der großen Lebhaftigkeit dieser wohlhabenden griechischen Handelsstadt nicht ohne Interesse. Die Gewölbe waren sämmtlich geschlossen, mit alleiniger Ausnahme derjenigen für Gewaaren und für Wein und derjenigen für

Taback. Schon am Sylvester-Abende vorher waren wir durch griechische Bekannte im Kaffeehause darauf aufmerksam gemacht worden, mit welchem Eifer sich plötzlich alle Klassen der Bevölkerung auf das Hazardspiel warfen, welches im Uebrigen in Griechenland, wie jetzt in allen europäischen Ländern, mit Ausnahme von Monaco, verboten ist. Ueberall in den Kaffeehäusern ward Bank aufgelegt, und ein dicker Menschenknäuel umringte, stumm stierend, den Spieltisch. Die Spielwuth ist ein Nationallaster der Griechen, welchem einmal im Jahre den Zügel schießen zu lassen ihrer Regierung, die ja bis jetzt noch immer nicht auf sicheren Füßen steht, rathsam erscheinen mag, oder gegen welches sie auch außer Stande ist, an einem Tage anzukämpfen, an welchem sich alle Welt das Wort gegeben zu haben scheint, sich an das gesetzliche Spielverbot nicht zu kehren. Wenn ein Volk eben durchaus nicht gehorchen will, läßt sich nichts hiergegen machen, wie die Polizei in Berlin schon oft erfahren hat, wenn sie den Schluß sämtlicher Wirthshäuser um 12 Uhr Nachts durchzusetzen versuchte. Die unteren Klassen sind immer noch am willigsten gehorsam, aber wenn ihnen die oberen Klassen dann hierin nicht nachfolgen, kehrt bald auch bei den unteren die Widerspänstigkeit zurück. So ist auch wohl die Thatsache zu erklären, daß am Neujahrstage und am vorhergehenden Sylvesterabend sich ganz Griechenland, in allen Klassen seiner Bevölkerung, an sein eigenes Spielverbot nicht kehrt. Neben den dicken Menschenhaufen, welche die überall aufgeschlagenen Spieltische umdrängten, tauchte, ebenfalls schon am Sylvesterabend, eine Erscheinung auf, welche theils an den Drei-Königs-Abend, theils an den italienischen Carneval erinnerte. Züge von Knaben bewegten sich durch die Straßen und drangen in alle Kaffeehäuser und Weinschänken ein, unter Borantritt eines Trommlers und eines Flötenbläusers, welche ein großes Bild eines Segelschiffs oder Dampfschiffs, oder auch einer Windmühle, oder auch einer Narrenkappe umherschleppten, aus buntem Seidenpapier,

mit welchem ein leichtes Rohrgestell beklebt war und im Innern durch Wachskerzen erleuchtet, so daß ein höchst phantastisch aussehendes, plastisches Transparent herauskommt. Diese Züge wollten gar nicht aufhören und wurden dann auch den ganzen Neujahrstag hindurch fortgesetzt. Die Knaben gingen rechts und links neben ihrem Transparent, jeder dasselbe mit einer Hand wenigstens berührend, wenn sie nicht dazu diente, es tragen zu helfen. Sie begleiteten den Trommelschläger und den Flötenbläser mit einem einförmigen Gesange, dessen eigenthümliche Noten eher der türkischen als der europäischen Musik verwandt waren, und sobald sie in ein Kaffeehaus oder eine Weinschänke eingedrungen waren, ging einer von ihnen mit dem Teller umher, um Kupfermünzen einzusammeln. Es gelang mir nicht, den Sinn der Worte des Gesangs zu erhaschen, wenn sie überhaupt einen Sinn hatten. Am Neujahrmorgen zeigte sich, wozu die Knaben das Geld gebrauchten, welches sie auf diese Weise einsammelten. Das Spiel, das fürchterliche Gespenst, war nun aus den Weinschänken und Kaffeehäusern auf die Straßen herausgedrungen und zeigte sein blaßes, stieres Gesicht, mit dem krampfhast geschlossenen Munde, und den jeweilig hohlen und jeweilig wollüstig blitzenden Augen beim Tageslichte. Auf allen Straßen waren Tische aufgestellt, auf welchen höchst primitive, selbstgemachte Roulette standen, an welchen ein zerlumpter Knabe den Bankier spielte, während Haufen zerlumpter Knaben den Tisch umdrängten. Es war noch der bessere Fall, wenn auf dem Tische Spielsachen und Zuckerwerk, mit Nummern versehen, aufgestellt waren und Loosnummern aus einem Beutel gezogen wurden.

Im Punkte des Spiels wenigstens ist es für Griechenland kein Vortheil gewesen, daß es das muhamedanische Joch abgeschüttelt hat. Sämmtliche Muhamedaner, oder wenigstens doch sämmtliche Muhamedaner unteren Standes, bilden eine wachsame Executive für ihre Koranverbote, unter welchen das

Verbot des Hazardspiels eins der vornehmsten ist, und übertragen ihren Eifer für die Aufrechterhaltung derselben auch auf das staatliche Verbot des Hazardspiels in der Türkei, welches, ungleich dem Weinverbot, nicht blos ihre muhamedanischen, sondern auch ihre christlichen und jüdischen Unterthanen trifft. Erst die türkische Regierung selbst hat mit ihren Lotterieanlehen das erste Loch in das Koranverbot des Hazardspiels gemacht.

Das Lloydsschiff, welches am Abend des nächstfolgenden Tages nach dem Piräus abgehen sollte, und auf welchem wir uns pünktlich einstellten, war mit seiner Aufnahme von Ladung nicht zeitig genug fertig geworden, und wir waren in Folge dessen genöthigt, noch volle 24 Stunden zu bleiben, und zwar an Bord, da wir, bei dem stürmischen Wetter, keine Lust hatten, die Stadt noch einmal aufzusuchen und uns hin und zurück im offenen Boote im Wellengepritz umherschaukeln zu lassen. Das stürmische Wetter dauerte auch noch die ganze nächste Nacht hindurch, während welcher wir den Weg nach dem Piräus in mondloser Finsterniß zurücklegten, da gerade Neumond war. Von den Inseln Zea, im Alterthume Ceos, und Thermia, im Alterthume Cytheos, sahen wir also nichts, so wenig wie vom Vorgebirge Sunium. Als wir erwachten, befanden wir uns in dem sehr geräumigen Wasserbecken des Piräus und begrüßten mit Vergnügen den Höhenzug des Hymettus zu unserer Rechten, und des Iligaleos zu unserer Linken, so wie geradeaus den spitzen Pnyx, und vor ihm die berühmten Hügel des Museion, des Nymphaeon, des Pnyx und des Areopagos, so wie den mit den schönsten Trümmern der Welt gekrönten Felsen der Akropolis. Schon im Piräus ward uns mitgetheilt, daß sich zur Zeit Professor G. Curtius in Athen befinde und ebenso Herr Schliemann, mit sammt den jedenfalls sehr auffälligen Funden, welche er soeben in Mykene gemacht hat, und zwar in und nahe der Stelle, welche Pausanias als das Grab des Agamemnon

bezeichnet. Da kamen wir also in Athen gerade in eine Zeit hinein, wo man darauf gefaßt sein mußte, daß dort große archäologische Gegenstände auf einanderplatzten, von welchen wir schon in Smyrna, wie in Syra, hauptsächlich aus den lebhaften Discussionen unter den gebildeteren Griechen selbst einen Vorgeschmack bekommen hatten. Sobald wir bei Sonnenschein und trockener Luft, welche aber schon beträchtlich kälter war als in Syra, auf der mit Weispappeln bepflanzten Chaussee zwischen dem Pyräos und der griechischen Hauptstadt dahin jagend, unseren alten Gasthof erreicht und es uns dann bequem gemacht hatten, strebten wir auch schon hinaus, zuerst nach den alten Spaziergängen am Ilissus, dem Hadriansthor und der gewaltigen Plattform des Olympieions und den 15 hohen und eleganten korinthischen Säulen, die von dem Zeustempel allein stehen geblieben sind und, der einen, welche der Wind in diesem Jahrhundert umgeworfen hat, und nach der Brücke über den jetzt fast wasserleeren Ilissus, neben welcher die Quelle für alles Tempelwasser, welches im alten Athen verbraucht wurde, die Quelle Kalirrhoe aus dem felsigen Grunde hervorbricht. Wir überschritten die Brücke, um einem mit Cypressen bepflanzten Fahrwege zu folgen, welcher nach dem Kirchhofe der Stadt führt, und auf dem sich eben der Leichenzug eines jungen Mädchens bewegte. Ueberall pflegen ja die Kirchhöfe über den Geist und die Gedankenrichtung der Bevölkerung den tiefsten Aufschluß zu geben. Hier kam das Interesse dazu, zu ermitteln, ob nicht ein Vergleich der Bildwerke und Inschriften, auf den Begräbnißplätzen des antiken Athens, von welcher der vornehmste auf dem äußeren Karameikos in neuerer Zeit ganz bloß gelegt worden ist, mit demjenigen des modernen Athens einen Anhalt für die Beurtheilung gäbe, wie sich der Geist der modernen Griechen zu demjenigen der antiken Griechen verhält, und ob etwa die Enthüllung der antiken Begräbnißplätze auf die modernen einen nachweisbaren Einfluß ausgeübt habe.

Wir fanden in dem modernen athenischen Kirchhof, worauf man uns schon vorbereitet hatte, ein sehr stattliches Museum von großen Marmordenkmälern, noch viel stattlicher als dasjenige des Kirchhofs von Hermupolis. Es machten sich unter denselben eine ziemliche Anzahl wenigstens durch Originalität bemerkbar, welche freilich nicht immer von gutem Geschmacke Zeugniß ablegte. So besteht ein großer Marmorblock, sechs Fuß lang, mehr als drei Fuß breit, und ungefähr zwei Fuß dick aus einer Bibel, mit markirtem Einband und Schnitt, welche schwebend auf vier Löwenklauen ruht. Ist dies etwa ein Anflug von protestantischer Bibelverehrung innerhalb der griechischen Kirche? Die fanatischen Protestanten Irlands, die Orangemänner, haben die Bibel mit der Krone zu ihrem Bundeswappen gemacht, und lassen sich wohl auch unter Bibel und Krone begraben.

Sehr häufig befinden sich auf dem athenischen Begräbnißplatze marmorne Darstellungen eines Nischenkrugs mit einem Thränetuch behangen, welche nicht schlecht gearbeitet sind, wie denn überhaupt die technische Seite der Bildhauerei jetzt in Athen wieder unverkennbar emporblüht. Häufig sind Basreliefs von Frauen, welche weinend die Büste ihres Mannes umfassen, die auf einer Hermensäule steht. Sehr gut gearbeitet fanden wir das Hautrelief eines ganz kleinen Kindes mit dem Finger im Munde, nach der altegyptischen Regel für die Kinderdarstellung, worunter sich nur der Name „Anna“ befand. Von der berebten, so wahrhaftigen und so rührenden Darstellung auf den altgriechischen Grabsteinen, welche die Ausgrabungen im äußeren Kerameikos in Athen an's Tageslicht gebracht haben, nämlich der Abschiednahme der Familienglieder und der Freunde von dem Verstorbenen, der auf einem Sessel sitzend dargestellt ist, vermochten wir nur eine einzige Nachahmung zu finden. Wir wohnten dem Begräbniß des jungen Mädchens bei und bemerkten, wie sich ihre Eltern eine Grabstelle nahe derjenigen ihres

Kindes aussuchten. Jedenfalls scheint für die Neugriechen die Stelle des Grabes noch immer eine so ernsthafte Frage zu sein, wie für die alten heidnischen Griechen, deren Geschichte sogar mit Kriegen und Aufständen um die Stellen von Gräbern gefüllt ist.

Nach der Stadt zurückkehrend, berührten wir zuerst den Südadhang des Akropolisfelsens, der dem Bliffusthal am nächsten liegt, und dann ein häufiges Ziel unserer Spaziergänge bei einem früheren Besuche Athens, das Dionysostheater. Diesmal stiegen wir auf dem Abhange bis über den Mittelpunkt des oberen Umfangs empor, von wo sich ein Ueberblick über die Ausgrabungen gewinnen ließ, welche auf dem Abhange jetzt zwischen dem Dionystheater und dem Odeon des Herodes Attikus, oder seiner Frau Regilla, oberhalb der Stoa Eumeneia und nahe dem Grabe des Kalos vorgenommen werden, und welche sich bis an das Odeon erstrecken. Was man hier zu Tage fördert, ist eine ganze Reihe von Bauten, auch Privathäuser. Wir gingen dann in die Stadt hinein und nach dem Constitutionsplatze vor dem Schlosse zurück, wo Athens sämtliche vier Gasthöfe erster Klasse liegen, und jetzt noch einige neue entstehen. Von hier ist es nicht weit zum Gebäude des Abgeordnetenhauses, welches ich vor zwei Jahren noch im Bau begriffen vorfand, und welches jetzt fertig sein mußte. Ein Meisterstück der Baukunst ist nicht daraus geworden, ebenso wie die griechische Verfassung, welche König Otto im Jahre 1843 beschwören mußte, ohne daß sie später seinen Thron zu retten vermochte, durchaus kein Meisterstück der Staatskunst ist. Es kostete uns nicht viel Zeit, das Aeußere wie das Innere des Gebäudes vollständig zu besichtigen.

Wohin wir uns demnächst begaben, war zum Gebäude der hellenischen Bank in der Neolosstraße, wo der Goldschatz und andere Alterthümer, welche der unermüdlche und glückliche Finder Dr. Schliemann jetzt in Mykene ausgegraben

hat, zunächst aufbewahrt werden. Auf dem Hofe des Bankgebäudes photographirte man soeben eine kleine Vase, wie es schien, aus Bronze. In einem Zimmer des oberen Stockwerks, welches ganz mit Herren und Damen gefüllt war, ausschließlich Griechen, befanden sich die Goldschätze, deren Metallwerth auf mehr als sechzigtausend Francs geschätzt wird. Es ist eine ziemlich beträchtliche Anzahl von einzelnen Stücken, worunter sich zum Theil sehr seltsame befinden, wie z. B. eine Menschenmaske aus starkem Goldblech in der natürlichen Größe, mit sehr großen, rund hervorstehenden Augen, ohne alle Löcher zum Durchblicken. Eine Anzahl Siegelringe mit länglich-runden Schildern, welche für auffallend schmale Finger gemacht sein mußten, schienen mir unzweifelhaft aus allerältester Zeit zu stammen. Von vielen anderen Stücken, und so auch von der Maske, am wenigsten aber von einer Goldchale, etwa fünf Zoll im Durchmesser, deren Form, sammt der ihrer Henkel, sowie auch ihrer Verzierungen, die ringsum läuft, durchaus derjenigen der Warwick-Vase in London ähnelt, von welcher man ein Abbild im Treppenhause des alten Museums in Berlin findet, möchte ich dies am allerwenigsten behaupten. Anwesende Mitglieder der griechischen archäologischen Gesellschaft zu Athen waren hierin genau meiner Meinung. Auch ist wohl zu berücksichtigen, daß der Karat-Gehalt der verschiedenen Stücke verschieden ist, und daß dabei auch ein so geringer Karat-Gehalt vorkommt, wie man ihm aus den Funden aus älterer Zeit bisher wenigstens noch nie begegnet ist. Unsere Gelehrten haben deswegen schon schließen zu dürfen geglaubt, daß diese Goldstücke in den Raubzügen zur Zeit der Völkerwanderung, oder auch später, zusammengekommen seien, und daß man sie einem gothischen oder slavischen Heeresfürsten mit in das Grab gegeben habe, welcher die alte öde Beste von Mykene vorübergehend zu seiner Burg gemacht habe und darin gestorben sei. Dies ist aber offenbar ein ebenso leichtsinniger Schluß, als

wenn man mit Herrn Schliemann ohne Weiteres annimmt, daß sie von Agamemnon herrühren. Um angebliche wissenschaftliche Autoritäten darf man sich, vorzüglich bei der Geschichtsforschung in ältere Zeit hinein, wobei stets neun Zehntel doch nur Conjectur bleibt, gar nicht kümmern. Man kann furchtbar lächerlich werden, wenn man es doch thut. Bis jetzt liegt hier nichts weiter vor, als ein höchst auffälliger Fund, von dem man „vielleicht“ sagen kann, was er nicht ist, aber noch lange nicht, was er ist. Und so lange man dies nicht kann, ist auch noch nicht mit völliger Beweisraft gesagt, was er nicht ist, wie dies die Anhänger des falschen Tichborne in England bis heute geltend machen. Diese Goldsachen können durch Raub zusammengebracht sein, aber es könnte auch ein Raub sein, welcher wirklich schon durch die Archäerfürsten von Mykene verübt wurde. Es ist zu berücksichtigen, daß in Mykene fünf verschiedene Königsgräber geöffnet worden sind, aus breiten senkrechten Schächten bestehend, welche diese Goldsachen hergegeben haben. Es kommt nun darauf an, welche dieser Goldsachen in demselben Grabe, und welche in verschiedenen dieser Gräber gefunden worden sind. Die griechische Regierung hat soeben dies durch einen besonderen Commissarius feststellen lassen, dessen Urtheil erst in einigen Tagen bekannt werden wird. Wenn diejenigen Becher und Ringe, welche den Stempel des höchsten Alters tragen, und durchaus den Goldsachen ähnlich sehen, welche Schliemann in Troja selbst gefunden hat, für sich aus einem besonderen Grabe stammen, kann dies Grab sehr wohl ein vorgeschichtliches sein. Die dabei aufgefundenen menschlichen Ueberreste will Schliemann selbst nicht mehr als diejenigen des Agamemnon angesehen wissen, wie denn sein Enthusiasmus überhaupt einer ruhigeren und vorsichtigeren Auffassung Platz zu machen begonnen hat. Die überraschende Seite des großen Goldfundes aber bleibt jedenfalls bestehen, und alle Diejenigen, denen die Wahrheit der Geschichte am Herzen

liegt, thun besser, für den Fund dankbar zu sein, welchen nur Herrn Schliemann's Eifer und vielleicht der Witz seiner griechischen Frau, die wiederum einige Monate mit ihm in Mykene war, an's Tageslicht gebracht haben, als über die ersten Versuche seiner Erklärung zu spotten.

In Athen.

Eine neugriechische Brunnen = Weihe am heiligen Drei = Königstage.
Spaziergang durch Neu = und Alt = Athen. Nach Mykene.

Athen, 21. Januar 1877.

Im gregorianischen oder heutigen römischen Kirchenkalender ist der sechste Januar der Tag der Verehrung des Christkinds durch die drei Könige, oder Weisen aus dem Morgenlande und im alten julianischen Kalender, an welchem die griechische und die armenische Kirche fest gehalten haben, ist dem zu Folge der achtzehnte Januar, der im julianischen Kalender eben der sechste Januar ist, der heilige Drei = Königstag. An diesem Tag läßt es sich die griechische Kirche nicht nehmen, die Quellen und Brunnen des Landes zu weihen. Es geschieht dies nicht etwa als ein Schutzmittel gegen etwaige Vergiftung, sondern damit sie das ganze Jahr hindurch Wasser geben. Es ist dies solch' eine Beschwörung der Naturkräfte, wie sich deren die Regenmacher bei den Negervölkern rühmen, indem sie sich für eine solche Beschwörung in dürre Zeit gehörig bezahlen lassen. Athen ist seit einigen Jahren mit einer Quellwasserleitung versehen, welche in unterirdischen Röhren das Wasser vom Spitzberge Lykabetus herab in die Stadt führt. Auch Patras im Peloponnes erfreut sich jetzt einer ähnlichen Quellwasserleitung. Der Wasserbehälter für die Quellwasserleitung, welche vom Lykabetus herabkommt, befindet sich etwa auf einem Drittel der Höhe dieses Berges. Der Wasserbehälter ist überwölbt, damit das Wasser in demselben im Sommer durch die Sonnenstrahlen nicht erwärmt werde, auch nichts

hineingeworfen werden kann, und schiebt sich aus dem ziemlich steilen Abfall des Berges heraus, wie ein aufgezogener Kasten, mit einer Mauer aus drei Bögen, welche schon von unten, aus vielen Theilen der Stadt her, sichtbar ist.

Schon früh, viel zu früh für die kirchliche Ceremonie auf dem Berge, brach ich aus unserm Gasthof auf, dem Hôtel des Etrangers am Verfassungsplatze. Wir konnten aus unseren Fenstern sehen, wie sich oben die ersten Leute sammelten. Der Blick über den Verfassungsplatz hinweg auf den spitzen Lykæbettus und auf die Gasthöfe und Villen gegenüber, sowie auf das große weiße Königsschloß, ist ebenso elegant wie eigenartig. Den sehr großen Platz füllt zur Hälfte ein Vorgarten des Schlosses, etwa der Lustgarten von Athen. Diesen Garten hat zuerst der Hauptarchitect des Schlosses, an dem übrigens auch Klenze gebaut hat, von Gärtner anlegen lassen, in streng symmetrischem Stile. Er senkt sich auf sanft geneigter Ebene vom Schlosse bis an den großen Boulevard der Stadt, die Stadiumsstraße, welche den Verfassungsplatz kreuzt. Die Mitte dieses Lustgartens bildet ein großes dicht mit Orangenbäumen besetztes Quadrat, welche jetzt, im Januar, dergestalt voll großer Orangen sitzen, daß man fast mehr Orangen als Blätter sieht, und das mittlere Quadrat, von oben gesehen, ganz orangefarb schimmert. Im Innern des Quadrats erheben sich symmetrisch an vier Stellen aus der Orangenpracht schmale und hohe Pyramiden, jede aus fünf schlanken, dicht an einander gepflanzten Cypressen bestehend, deren tief dunkles Grün von dem leuchtenden Gelb der Orangen ganz auffällig absteicht. Das Quadrat der Orangenbäume wird nun von einem breiten Saume umfaßt, ähnlich wie ein Delbild von seinem Rahmen, welcher wieder hellgrün-grün von den Orangen absteicht. Dieser Raum besteht nämlich ausschließlich aus Pfefferbäumen, welchen in Athen dieselbe Rolle zugewiesen zu sein scheint, wie bei uns den Akazienbäumen, denen sie oberflächlich ähnlich sehen, sowohl im Stamm, wie in der Belau-

bung. Nur besteht die Belaubung aus viel schmälereu Blättchen, deren Farbe eben grau-grün ist, die aber ganz ähnlich auf Stiele gereiht sind, wie Akazienblätter. Holz, Rinde, Stiele, am meisten aber die schmalen Blätter der Pfefferbäume, welche in Athen noch keine reife Frucht zu tragen vermögen, riechen doch sehr lebhaft nach Pfefferkörnern, und erinnern dadurch schon an die Pflanzenwelt der Tropen. In Athen hat man sie nicht bloß auf dem Lustgarten des Verfassungsplatzes, sowie im großen Garten hinter dem Schlosse angepflanzt, sondern auch längs vieler Boulevards und äußerer Landstraßen.

Um den Verfassungsplatz herum ist Athen, wie an vielen Stellen der neueren Stadttheile, noch immer nicht vollständig ausgebaut, aber während der zwei Jahre, während welcher wir die Stadt nicht gesehen haben, sind der Ausbau wie die Pflasterung, wenigstens der Fußwege in den neueren Straßen, mit breiten Steinplatten, doch schon wieder beträchtlich fortgeschritten. Das Schloß selbst, welches noch immer den Erben des Königs Otto und der Königin Amalia gehört, und dessen Baukosten denselben vom Staate mit Einschluß einer sehr kleinen Amortisationsquote verzinst werden, so daß die gegenwärtige königliche Familie eigentlich nur noch zur Miethc wohnt, ist im Ganzen durchaus kein schöner Bau, wie ich schon bei der Schilderung Athens erwähnt habe, die sich in meinem, vor Jahr und Tag erschienenen „Ein Winter in Italien, Griechenland und Konstantinopel“, befindet. Aber andere Neubauten, vorzüglich diejenigen nach Hansen's Zeichnung, wie die Akademie und die Universität, zieren dafür Athen umsomehr, welches beginnt, eine der architectonisch schönsten, sowie der zum Leben angenehmfsten Hauptstädte Europas zu werden, wenn es dies auch jetzt wohl noch nicht ist. Auf dem Verfassungsplatze stehen jetzt zwei höchst geschmackvoll und anmuthig gezeichnete Landhäuser wohlhabender Griechen, welche ich für Werke Strack's oder Stieler's, oder gar des seligen Schinkel's zu halten mich

geneigt gefühlt haben würde, wenn ich nicht erfahren hätte, daß sie von einem Pariser Baumeister componirt worden sind, welcher einen, bei den Franzosen gerade nicht eben gewöhnlichen, hoch ausgebildeten architectonischen Geschmack haben muß. Sie stehen neben dem Hôtel de la Grande Bretagne, eigentlich dem vornehmsten und theuersten der Stadt, welches selber ein geschmackvoller Bau mit einem langen Balkone auf einer Reihe von Rundbögen ist. Bei dieser Gelegenheit mag ich auch der übrigen Gasthöfe Athens Erwähnung thun, inso weit sich dieselben auch für den Winteraufenthalt von Touristen aus Nordenropa empfehlen. Am Verfassungsplatze liegen außer dem Hôtel de la Grande Bretagne und dem Hôtel des Etrangers, welche beide unbedingt allen übrigen voranstehen, von diesen Gasthöfen noch das Hôtel de Byzance, welches die Bequemlichkeit eines guten Restaurant à la carte und eines Kaffeehauses für die am meisten gebildete Klasse der Bevölkerung Athens bietet, und das Hôtel d'Angleterre. Neben dem Hôtel de Byzance, schon am Boulevard, liegt das Hôtel d'Athenes und etwas weiter hinaus das Hôtel d'Egypte, in welchem vorzüglich griechische Gelehrte zu wohnen scheinen. Die Gasthöfe in der Hermes- und in der Aeolosstraße sind sämmtlich billiger, aber auch das Hôtel d'Attique, das Hôtel d'Olympie, das Hôtel de Constantinople und vorzüglich das Hôtel Nova York, nahe der Bank und dem neuen großen Theater im Bau, sollen immer noch recht gut sein. Im Uebrigen ist die Zahl der kleinen Gasthöfe für Griechen jetzt sehr groß geworden und auch auf dem Verfassungsplatze wächst soeben ein ganz großer neuer Gasthof der ersten Klasse empor.

Durch eine der Straßen, welche aus dem Boulevard den unteren sanften Abhang des Lykabetus emporsteigen, stieg ich zu demjenigen Theile des Berges empor, auf welchem sich der überwölbte Wasserbehälter für die Trinkwasserleitung befindet. Man hat den Bergabhang in Bogen abgestochen und vor der Façade des Wasserbehälters einen etwas kreisförmigen Platz

geeignet. Auf diesem Platze ist man schon hoch genug, um über die Stadt und über die Hügel und Felsengruppe auf ihrer südlichen Seite hinweg auf das Meer, also auf den Saronischen Meerbusen und auf seine Inseln und Vorgebirge blicken zu können. Zusammen mit dem Bilde der Bergzüge in Attika selbst gewährt dies eine landschaftliche Ausschau, welcher in der Welt kaum eine andere vollständig zur Seite gestellt werden könnte. Am meisten hat man wohl das von Gebirgen umrahmte Landschaftsbild der Campagna bei Rom zum Vergleiche herangezogen. Es kann sich mit dem Gesamtanblick der gleichfalls von Bergzügen, aber auch vom Meere und seinen blauen Inselbildern umrahmten attischen Ebene weder in Großartigkeit, noch in Schönheit messen. Die Bergzüge des Hymettos und Megaleos, und auch des Korydellus, des Parnes und des Pentelitos, sind näher bei Athen, als das Albaner-Gebirge, das Sabiner-Gebirge und der Berg Soracte bei Rom, und treten darum scheinbar höher emporragend und mit schwererem Gewichte in das Landschaftsbild ein. Die sieben viel niedrigeren Hügel Roms liegen weiter auseinander, als die Hügel der Gruppe im Süden von Athen, welche sich zu einer Decoration zusammenfassen, die man nicht leicht vergißt, mit der Akropolis als Hauptstück, neben deren ebenso malerischen wie erhabenen Trümmern sich diejenigen der Kaiserpaläste auf dem Palatin und die Bögen und Tempel des capitolinischen Hügels, so schön sie auch sind, auch entfernt nicht sehen lassen können. Das Schönste aber bleibt der Blick über diese Hügelgruppe hinweg auf das Meer, auf Salamis und Aegina, auf den Höhenzug von Megara und die Spitze von Akrokorinth, welche zwischen beiden Inseln sichtbar werden, auf die Berge von Argolis, hinter Aegina, und auf die kleine Insel Poros zu ihrer Linken, sowie auf das schon ganz ferne und blassere Bild der Insel Hydra, als äußerster Spitze des den Saronischen Meerbusen umfassenden Landes.

Die kreisrunde Plattform vor der Fagade des Wasserbehälters füllte sich langsam mit Menschen. Der im Halb- rund ausgestochene sanftgeneigte Abhang des unteren Lykabettus fast diese Plattform ungefähr so ein, wie der Zuschauer- raum eines altgriechischen Theaters, das Koilon, die runde, ebene Orchestra. Auf diesem unabsichtlich geschaffenen Zuschauer- Halbrund suchten sich immer mehr Menschen ihren Platz aus, um die Ceremonie besser sehen zu können. Unter ihnen überwog die hellenische Tracht und der Fez, bei Männern wie bei Frauen. Die leuchtend rothen Feze der jüngeren Frauen aus den bemittelteren Klassen hingen ihnen weich zur Seite herunter, von einer schweren Goldtressentrodde an langer und dicker Goldtressenschnur herabgezogen. Weder jetzt noch bei einem früheren Besuche ist mir in Athen auch nur ein einziges hübsches Frauengesicht in den Wurf gekommen, von denen es doch z. B. in Smyrna wimmelt. Es waren aber auch griechische Frauentrachten vom Lande gegenwärtig, welche der vorschriftsmäßigen Hellenentracht gar nicht ähnlich waren, und zu welchen auch weder ein rother, noch ein schwarzer Fez gehörte. Man machte mich vorzüglich auf die Frauentracht aus der Gegend von Korinth aufmerksam, weil die gegenwärtige Königin der Hellenen an derselben besonders Gefallen zu finden scheint und sich selber eine solche Tracht hat anfertigen lassen, unter Hinzufügung einiger Stücke, wie einer langen Schleppe, wahrscheinlich von ihrer eigenen Erfindung; denn Bäuerinnen können doch eine solche nicht tragen, und ich vermochte bei ihnen auch nichts von einer solchen zu sehen. Die Königin aber ist in ihrer verfeinerten Ausgabe der korinthischen Bäuerinentracht photographirt worden, und ihr Bild darin hängt jetzt überall in Athen aus. Die Tracht der Bäuerinnen besteht in einem kurzen Rocke ohne Aermel, aus dickem weißen Wollenzeuge, welcher ganz eng anschließt bis herab auf die Knie, wo er eben schon aufhört. Er ist von einer etwa handbreiten schwarzen Borte ringsum ein-

gefaßt, welche am meisten zu der Eigenthümlichkeit dieser Tracht beiträgt. Auf dem Rücken steht der hier zugeschürte Rock ungefähr handbreit auseinander. Unter dem Rocke tragen die Frauen und Mädchen ein weißes faltiges Kleid aus ganz dünnem Stoff, ich konnte nicht erkennen, ob leinenem oder baumwollenem, aber wahrscheinlich das Letzte. Da, wo der Rock bei den Knien aufhört, fließt das Kleid unter ihm hervor und reicht dann bis an die Knöchel. Auf dem Kopfe tragen sie ein ziemlich lustig über denselben geworfenes weißes oder gelbes Tuch aus Baumwolle, welches zuweilen mit einigen Blumen bedruckt ist. Die Schleppe, welche die Königin für sich hinzugefügt hat, ist ebenfalls aus dem dicken weißen Wollenstoff und hat auch die breite schwarze Borte. In der Gegend von Korinth giebt es, wie auch in Athen und Eleusis, albanesische Niederlassungen, aber diese Tracht ist mir als ursprünglich griechisch bezeichnet worden.

Endlich erschien auf der Plattform auch zahlreiches Militär; eine Abtheilung von zwölf Reitern stellte sich auf und Militärmusik fand sich ein. Auf der Plattform befindet sich auch ein kleines achteckiges Kaffeehaus, mit einer Veranda und ringsum überspringendem Dach. Unter den Gästen, welche an seinen Tischen Platz nahmen, trieben sich jugendliche Zeitungsverkäufer umher, welche die sehr zahlreichen, aber sämmtlich ganz kleinen Zeitungen Athens feilboten, den „Neologos“, die „Ephemeris“, die „Elpis“, die „Stoa“, die „Athene“, u. s. w., in welchen man aber sämmtlich nicht nach zuverlässigen Nachrichten suchen darf; oder noch jugendlichere Stiefelpußer schienen es geradezu als einen an ihnen begangenen Raub zu betrachten, wenn sich nicht Jedermann von ihnen die Stiefel putzen ließ, und ließen nicht nach, die Einzelnen mit ihrer Zumuthung zu belästigen, bis sie mit einer Maulschelle abgewiesen wurden. Auch diese half nicht immer, und ein junger griechischer Student, in höchst koketter Nationaltracht, hatte sie durch ein paar Ohrseigen bergestellt

herausgefordert, daß sie sich gegen ihn verschworen und nun sämmtlich hinter ihm her waren. Das Publicum, welches im Halbkreise auf der Berglehne stand, hatte nun sein Schauspiel und feuerte durch seinen Beifall und sein Gelächter über die Verlegenheit des Stützers, welcher mit dem Schwarme der Knaben stets im Gefolge sich hier hin und dort hin zu retten versuchte, den ungezogenen Haufen immer mehr an. Erst die Ankunft der Priesterschaft, welche unter Vorantragung von Fahnen, Kreuzen und der Monstranz den Berg heraufgezogen kam, und der Marsch, den die Musik blies, verschaffte ihm Ruhe. Dann sangen Waisenknaben unter dem Gewölbe des Wasserbehälters den geistlichen Chorgesang. Die Weihe des Wassers geschah durch ein eingetauchtes Seil, welches am Kreuze befestigt war, und ein Gebet der Priester, welche sich eines Tisches mit grünem Ueberhang als Altars bedienten, auf welchem Wachskerzen angezündet worden waren. Damit war nun also dafür gesorgt, daß die Elyabettos-Quellen während des ganzen Jahres nicht versiegeten, welches sie wenigstens für kürzere Zeit während des Sommers jedenfalls wohl doch thun werden. Gleichzeitig ward auch im Hafen Piräos das Wasser geweiht, und die Feierlichkeit dort durch den Kanonendonner eines Kriegsschiffes begleitet, welcher, an den Bergen widerhallend, zur Stadt herübergerollt kam. Von dem in Griechenland so beliebten Hazardspiel habe ich an diesem Feiertage der heiligen drei Könige nichts bemerkt, sah aber zahlreiche Läden geschlossen, und bemerkte auch Knaben, welche bettelten, nach der Weisung unseres alten Volksliedes: die heiligen drei Könige mit ihrem Stern, sie essen, sie trinken und sie bezahlen nicht gern.

Das Wetter ist für Athen recht kalt geworden, wenn auch auf den Bergen ringsum durchaus noch kein Schnee sichtbar ist, mit welchem wir doch vor zwei Jahren selbst den niedrigen Elyabettus noch am Anfang März bedeckt fanden. Da es um die Heizung in Athen schlecht bestellt ist, für

welche es nichts weiter als schwer brennende Delbaumwurzeln zu geben scheint, bleibt nichts weiter übrig, als sich eben warm zu laufen. Die gute Gesellschaft von Athen pflegt dies längs der Kunststraße zu thun, welche aus der Stadt nordwärts nach dem Dorfe Patissia führt. Es wird in dieser Richtung jetzt am meisten, und auch wohl am stattlichsten gebaut, und es ist sehr begreiflich, wenn sich die Einheimischen hier mehr um ihre Neubauten bekümmern, als um die stolzen Ueberreste der Bauten aus und vor der Zeit des Perikles oder der allerdings sehr viel weniger stolzen Bauten aus den Zeiten des Imperator Hadrian und der Antonine. Dem Einheimischen, dessen Brust Vaterlandsliebe schwellt, liegt eben mehr an der Zukunft seines Landes, als an dessen Vergangenheit. Die Zukunft Griechenlands dürfte aber wirklich in nicht geringem Maße von der Blüthe bedingt werden, zu welcher es gelingen wird, die griechische Hauptstadt zu bringen. Als Nauplia als Hauptstadt aufgegeben wurde, weil es eben nur auf dem Peloponnes und nicht auf dem compacteren Theile der byzantinischen Halbinsel lag, welche den Griechen damals wohl noch in ihrer ganzen Größe als zukünftiges Vaterland und als ein Erbtheil vorschwebte, auf welches sie ein Recht hätten, vermeinten sie wohl noch, daß Konstantinopel selbst berufen sei, wieder ihre Hauptstadt zu werden. In der Zwischenzeit aber, glaubten sie, genüge ihnen eigentlich eine centrale Landesuniversität, als Gehirn der ganzen griechischen Race, in Griechenland selbst sowohl, wie in der Türkei, und in auswärtigen Ländern, und für den Sitz einer solchen richteten sich ihre Blicke naturgemäß auf Athen, welches ein solches Hirn sämmtlicher Griechen gewesen war, auch trotz Konstantinopels, bis in die Zeit des Justinian hinein, und bis dieser Kaiser die letzten heidnischen Philosophenschulen in Athen schloß, und Simplicius, der letzte Heide von Bildung in der Welt, gerade hundert Jahre vor dem Auftauchen des Islam, seinen Wanderstab zum Aufklärungskönig Chosraës

nach Persien trug, gerade wie Voltaire zu Friedrich dem Großen. Als Hauptstadt des gegenwärtigen Königreichs Hellas hätte sich sonst wohl nach seiner Lage am besten Korinth, auf dem Isthmus, geeignet, welches, wenigstens nach Durchstechung des Isthmus, die beiden namhafteren Handelsstädte von Hellas, nämlich Patras im Westen und Hermupolis auf Syra im Osten, in sich hätte vereinigen können. Aber schon damals machten locale Sumpffieber die ganze Gegend von Korinth wenig für den Anbau empfehlenswerth, und der Strich der Erdbeben, welcher durch den Golf von Lepanto und gerade durch Korinth streift, und auf welchem bis heute die Häuser etwa einmal in jedem Vierteljahrhundert umgeworfen werden, schreckte ebenfalls davon zurück, sich in Korinth festzusetzen. Athen dagegen hat niemals Erdbeben gekannt, wie der Zustand der baulichen Ueberreste aus dem Alterthum beweist, und hat auch niemals am Sumpffieber gelitten. So ward es zur Hauptstadt, welche Anfangs wirklich hauptsächlich nur Landes-Universität war, und es bis jetzt auch für die Griechen in der Türkei in solchem Maße ist, daß sie noch immer fast die Hälfte der übrigens sehr zahlreichen Studentenschaft beitragen. Seitdem aber im Jahre 1843 Griechenland eine Verfassung oder vielmehr den freilich noch ziemlich ungeschickten Anfang zu einer solchen erhalten hat, ist es denn doch um Athens hauptstädtische Stellung im Lande beträchtlich ernster geworden, wozu auch beiträgt, daß neuerdings die Griechen von ihrem Traume einer Wiedereroberung Konstantinopels beträchtlich ernüchtert worden sind, und es jedenfalls vorziehen, wenn dasselbe im osmanischen Besitz verbleibt, statt in die Hände der Russen oder auch der Slaven überhaupt überzugehen.

Sie haben angefangen, sich des Wachsthums ihrer gegenwärtigen Hauptstadt zu freuen, und vorzüglich dieselbe möglichst schön auszubauen, ist bei ihnen zur nationalen Ehrensache geworden. Ihre Eroberungsträume aber haben sich

beträchtlich eingeschränkt, und reichen kaum mehr weiter, als nach der Insel Candia, nach Thessalien bis zu seiner Nordgrenze, und nach Epirus nebst Albanien. Die Albanesen nämlich rechnen sie zu sich als ihre nächsten Verwandten, worin sie auch Recht haben dürften. Ihren Unabhängigkeitskrieg haben sie mit den Albanesen verbunden durchgekämpft; albanesische Ansiedelungen sind, von Albanien ganz getrennt, vorzüglich über das östliche Griechenland verstreut, z. B. in Athen selbst und in Eleufis, in der Nähe von Korinth und auf den Inseln Hydra und Spezia an der Küste von Argolis. Schon im antiken Griechenland ward der Griechenstamm beständig durch Vermischung mit Albanesen aufgefrischt, zu denen vielleicht auch die geheimnißvollen Pelasger zu zählen sind, von denen es auch in Athen eine Niederlassung gab, an derselben Stelle auf dem nördlichen Abhang des Akropolisfelsens, wo noch jetzt Albanesen wohnen und albanesisch gesprochen wird. Dieses Bewußtsein der Verwandtschaft mit den Albanesen, deren Sprache ja zwischen dem griechischen und zwischen dem italischen Sprachstamm ungefähr mitten innen steht, ist gerade jetzt durch besonderen Anlaß wieder von Neuem wachgerufen worden. Auch in Italien, nämlich in Apulien, in der Nähe der Handelsstadt Bari, giebt es albanesische Niederlassungen, zu welchen der erste Keim schon zur Zeit der Zerstümmerung des ostgothischen Reiches in Italien durch Belisar und Narses gelegt worden sein mag, und welche sich dann auch nach der Insel Sicilien ausdehnten. Sie bestanden fort, auch nachdem der byzantinischen Herrschaft in Unteritalien durch die Araber und die Normannen wieder ein Ende gemacht worden war. Durch neuen Zuzug aus Albanien wurden sie verstärkt, als Standerbeg, welcher das Eindringen der Osmanen in Albanien so lange abzuwehren vermochte, nicht mehr am Leben war. Sie mögen zusammen noch jetzt an vier bis fünf Tausend Köpfe stark sein. Mit ihren italienischen Nachbarn konnten sie sich indeß niemals recht gut vertragen. Unter ihnen

ist nun der Wunsch rege geworden, wieder nach der byzantinischen Halbinsel zurückzukehren, aber nach einem Landestheile, welcher nicht mehr unter türkischer Herrschaft steht, also nach dem Königreich Griechenland. Die italienische und die griechische Regierung haben nun zunächst über die Auswanderung von 43 albanesischen Familien aus der Gegend von Bari und ihre Aufnahme in Griechenland unterhandelt. Die griechische Regierung wählte einen Strich Landes in der Nähe des Hafensstädtchens Pyrgos im Peloponnes, nicht allzuweit von den Ausgrabungen in Olympia, aus, um diese albanesischen Einwanderer aus Italien darauf anzusiedeln. Als sie wegen des für diese Ansiedelung nöthigen Landes und Geldes der griechischen Volksvertretung — der Boula, d. h. dem Rathe — eine Vorlage machte, deren Zustimmung verlangend, brach der Enthusiasmus für die Sache im ganzen Lande aus. Die Volksvertretung bewilligte beträchtlich mehr Land, als die Regierung gefordert hatte, und bestand darauf, daß die Regierung es für die Einwanderer annähme. Sie bewilligte auch mehr Geld, als verlangt worden war, und bestand darauf, daß aus diesem Gelde unentgeltlicher Schulunterricht für die Kinder der Eingewanderten bestritten werde, welche jedenfalls griechisch lernen müßten. Hierzu hat sich die Regierung nun verpflichtet, und man wird schwerlich fehl gehen, wenn man dies als einen Ausdruck des Wunsches der Griechen liest, mit den Albanesen staatlich vereinigt zu werden, und als einen Fingerzeig, wie gut es die Albanesen in solchem Falle bei ihnen haben würden.

Daß sich Athen nun auch wirklich anschickt, sich zu einer Culturstätte auszubilden, welche sich zu einer Hauptstadt auch für einen größeren Staat als den gegenwärtigen, von namhaft weniger als zwei Millionen Einwohnern, eignen würde, habe ich schon früher zu belegen versucht. Ebenso wie der Blick auf den Verfassungsplatz, vermag auch derjenige auf den Eintrachtsplatz, den nördlichen Abschluß der Stadt, diese

Ueberzeugung zu bestärken. Auch hier, sowie in der Hauptstraße, die auf diesen Platz endet, der Aeolosstraße, steigen Gasthöfe der besseren Klasse empor, und während in der Aeolosstraße der Bau des großen Theaters, an welchem schon zwei Actiengesellschaften zu Grunde gingen, jetzt von Neuem wieder in Angriff genommen ward, ist nahe dem Eintrachtsplatze ein griechisches Theater schon in voller Thätigkeit, welches bessere Geschäfte zu machen scheint, als die französische Gesellschaft, die ihren Sitz im kleinen Apollotheater aufgeschlagen hat. Dies griechische Theater hat sich den stolzen Namen des Aristophanestheater beigelegt.

Der Boulevard, welcher unter dem Namen der Stadiumstraße vom Verfassungsplatze nach dem Eintrachtsplatze führt, biegt hier im scharfen Winkel um, nach dem westlichen Ausgange der Stadt zu führend, wo immer noch, wie wir es vor zwei Jahren sahen, an der Ausgrabung des äußeren Kerameikos und des Kirchhofs vor dem Diphlyischen Thore an der heiligen Straße, die nach Eleusis führt, gearbeitet wird. Es scheint mir aber seit jener Zeit hier nichts von Wichtigkeit oder besonderer Schönheit an das Tageslicht gefördert worden zu sein. Man kommt hier auch zum kleinen Bahnhof der ersten griechischen Eisenbahn nach dem Piräus, welche übrigens ziemlich gut rentirt. Hinter dem Bahnhof, von ihm südlich, liegt auf einer Anhöhe, deren Gipfel einen großen Exercierplatz bildet, das angebliche Grabdenkmal oder der kleine Tempel des Theseus. Dieser kleine Tempel, welcher mehr als 30 Jahre vor dem Parthenon fertig ward, wie dieses aus pentelischem Marmor gebaut und von welchem angegeben ward, daß er die Gebeine des Theseus enthalte, welche Rimon, der Sohn des Miltiades, auf der kleinen Insel Skyros aufgefunden habe, ist nach meinem Geschmacke das schönste dorische Bauwerk in der Welt, eben weil es das einfachste ist. Er ist erhalten worden, weil er zur Zeit der oströmischen Kaiser in eine Kirche verwandelt worden war. Athen war in keinem

Augenblicke der Geschichte ganz unbewohnt, wie vorübergehend sogar Rom. Im Volke von Athen scheint sich stets die Erinnerung erhalten zu haben, daß diese kleine Kirche mit ihren massigen Säulen im Alterthum der Tempel des Gründers der Stadt, des Theseus, gewesen sei. Es haben sich in Griechenland überhaupt mehr Ueberlieferungen erhalten, als man gewöhnlich wähnt. Was die Ueberlieferung erhalten hatte, bestätigte die architektonische Kritik alsbald und ganz unzweideutig.

Jetzt ist der kleine Tempel, der noch nicht 100 Fuß lang, 40 Fuß breit und 32 Fuß hoch ist und von 35 Säulen umgeben, zu einem Museum für antikes Bildwerk verwandt. Metopen fanden sich immer nur längs der Fassade, und zwar zehn, und dann die vier ersten an den beiden Seiten. Die übrigen Räume zwischen den Triglyphen hatte man schon im Alterthum leer gelassen. Es war von Heracles und Theseus, deren Großthaten auf den Metopen dargestellt sind, vielleicht eben nicht mehr dem ganzen Volke Bekanntes zu sagen. Die Sculpturensammlung im Innern dieses Tempels, neben welcher es in Athen noch mehrere solche Sammlungen von Architektur- und Sculpturfragmenten giebt — die bedeutendste auf der Akropolis, theilweise in einem besonderen Museum dort, theilweise im nördlichen Flügel der Propyläen, eine andere rings um den Thurm der vier Winde — hat weitere Bereicherungen noch nicht erhalten. Von dem Platze am Theseum aus erreicht man von der Hügelgruppe, welche die politische Agora des alten Athens im südlichen Stadttheile umgab, zunächst den Areopagos, den Hügel des Kriegsgottes Ares, den Sitz des Gerichtshofes, welcher vorzüglich geheimnißvoll begangene Mordthaten zu untersuchen und das Schuldig auszusprechen hatte. Den höchsten Theil dieses Hügel bildet eine mächtige Felsplatte aus grobem buntem Marmor. Da, wo sie an ihrem untersten Theile auf dem rasenbedeckten Erdreich aufzuliegen scheint, zeigt sich der niedrige und breite Eingang einer Höhle,

welche nicht von Menschenhand gemacht, sondern einer Quelle zu verdanken ist, welche hier aus dem Felsen bringt und ihn ausgehöhlt hat. Es ist die Cumenidenhöhle. Am obersten Theile der Felsplatte aber steigen die 14 oder 15 Stufen empor, welche zu dem Sitzungsplatze des Gerichtshofes unter freiem Himmel führten. Außer diesen ganz roh zubehauenen Stufen ist nichts mehr übrig von dem Sitzungsplatze des Gerichtshofes als einige ebenso roh zubehauene Sitze, darunter zwei einander gegenüber, einer für den Kläger und einer für den Verklagten. Ich habe schon anderweitig bemerkt, daß mir die Vorstellung eines an diesem Platze tagenden Gerichtshofes über Leben und Tod besonders schwer gefallen ist, aber es ist kein Zweifel möglich, daß dieses wirklich die Stelle war. Hier soll auch der Apostel Paulus, wahrscheinlich also doch vom Felsen herab, zu dem Volke an seinem Fuße sprechend und an den Altar des „unbekannten“ Gottes in Athen seine Rede anknüpfend, seine Missionspredigten gehalten haben.

Der Weg wird nun immer schöner. Man sieht in ein flaches Thal hinab, welches jetzt von einer mit Pfefferbäumen bepflanzten Kunststraße durchschnitten wird. Die Hügel des Nymphäon mit der neuen Sternwarte, des Pnyx mit den Trümmern des alten Rednerplatzes und das Musäion mit dem Denkmal des Philopappos oben und der dreifachen künstlichen Höhle unten, welche gewöhnlich als das Gefängniß des Sokrates bezeichnet wird, aber statt dessen wohl der Wohnplatz des Häuptlings der troglodytischen Urbewohner des Landes war, erheben sich gerade gegenüber, und zwischen ihnen hindurch sieht man die Meeresbläue. Zur Linken aber hat man den Aufstieg und Eingang zur Akropolis, welche auch auf diesem Wege zur Stadt zu erreichen sind. Hat man endlich auf den überall dicht mit Aloe bedeckten Wegen die Treppe zu den Propyläen erreicht und ist durch dieselben hinein auf die große innere Plattform der Burg getreten, vor sich zur Rechten die Trümmer des Parthenon und links diejenigen des Erechtheon,

welches durch Zusammensturz nach Innen am meisten in neueren Zeiten gelitten hat, so ist man damit an die bedeutsamste, wie schönste Stelle von ganz Griechenland gelangt, welcher in dieser Beziehung auch die gegenwärtigen Ausgrabungen zu Olympia keinen Abbruch thun werden.

Es ist ein Platz, ganz dazu geeignet, hier seine Entschlüsse für die nächste Zeit zu fassen; und derjenige, welchen mir diesmal eine Umgebung eingab, deren erhebende Gewalt ich schon früher einmal zu schildern versucht habe, lief darauf hinaus, baldmöglichst die geheimnißvollen Gräber und die kyklopischen Bauten in der altathaischen Königsburg von Mykene zu besuchen, welche jüngst so viel von sich reden gemacht haben.

Von Athen nach Nauplia.

Nach dem Piräus. Einlaufen des englischen Geschwaders. Auf dem Iavonischen Meerbusen. Sulamis, der Helikon und der Isthmus. Megina. Halsbrechendes Aus- und Einschiffen. Der Hafen Paros. Die Inseln Hydra und Spezia. Der Meerbusen von Nauplia. Die Beste Palamedes. Die Rhebe von Nauplia. Unpaßliches Unterkommen. Gesang des Lureseyliebes durch ein Mädchen. Die Prasnitzer Damen-Kapelle. Prozesse und Hazardspiele kommen Damen-Kapellen zu Gute.

Nauplia, 22. Januar 1877.

Jeden Montag Morgen, jetzt noch vor Sonnenaufgang, verläßt ein Dampfer der griechischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft den Piräus, um nach Nauplia in Argolis zu gehen, und kehrt je in der einen Woche wieder nach dem Piräus zurück, während er je in der anderen seinen Weg um den ganzen Peloponnes herum fortsetzt, welchen weiten Weg dann wieder in ähnlicher Weise wöchentlich alternirend, ein griechisches Dampfschiff in umgekehrter Richtung von Neu-Korinth und Patras aus zurücklegt. Zwischen dem Piräus und Nauplia hat das Schiff, wenn der Wind nicht ungemein günstig, volle zwölf Stunden nöthig, so daß man im Winter den Piräus schon vor Sonnenaufgang verläßt und erst nach Sonnenuntergang in den sogenannten Hafen von Nauplia einläuft. Auf dem Wege sind nur vier Punkte zu berühren, die Inseln Megina, Poros, Hydra und Spezia. Um mich rechtzeitig im Piräus einschiffen zu können, zog ich es vor, die kleine Eisenbahn nach dem Piräus schon des Abends zu benutzen, statt mich darauf zu verlassen, daß ich zeitig genug für den Frühzug aufwachen würde, der am Montag Morgen ausdrücklich

für die Verbindung mit den Dampffschiffen eingelegt ist. Im Piräus giebt es noch ziemlich gute Gasthöfe, unter welchen ich jetzt nur den Hof von Petersburg und den Hof von Byzanz nennen will. In dem weiten Becken des Piräos hat man sein Schiff fast stets in weiter Bootfahrt aufzusuchen. Als ich den Piräos besuchte, bekam ich gerade noch zu hören, daß soeben sechs Panzerschiffe des englischen Geschwaders, welches bisher in der Vesika-Bay und später in der Bay von Smyrna vor Anker gelegen hatte, in den Piräos eingelaufen sei, daß Lord Salisbury, der englische Bevollmächtigte auf der Conferenz von Konstantinopel, unmittelbar dahinter erwartet werde, daß die ganze Conferenz zu Ende sei, da die Türkei alle gemeinsamen Vorschläge der Mächte zurückweise, daß aber nichtsdestoweniger kein Krieg zu befürchten sei, weil Rußland wegen seines dabei zum Vorschein gekommenen Geldmangels alle Gedanken daran aufgegeben habe. Im Gasthof fand ich sämmtliche Griechen hierüber sehr befriedigt, da nun die Lähmung des Handels endlich ein Ende haben werde; da sie an einer Losreißung der slavischen Provinzen von der Türkei gar kein Interesse, eher das Gegentheil haben, und da es nicht einmal unwahrscheinlich gewesen wäre, daß Rußland auch von der Türkei allein ganz gehörig Schläge bekommen hätte, in welchem Falle ihre Landsleute in der Türkei möglicher Weise die Suppe auszueffen gehabt haben würden, welche die Moskauer Panflavisten eingebrockt hätten.

Noch im Morgendunkel hatte ich meinen Weg nach dem Dampffschiff zu machen. Sobald aber dasselbe aus dem Piräos heraus war, ward es hell. Zur Rechten bildete das gewaltige Gebirgsmassiv des Helikon den fernen Hintergrund. Vor demselben am Meeresufer zog sich der niedrige Hügelzug hin, an welchem Megara lag. Da, wo derselbe im Süden aufhörte und das Land kaum aus dem Meere hervorzuragen schien, begann der Isthmus. Noch näher liegt zur Rechten die Insel Salamis, deren mir ganz unbewohnt erscheinende

Ostküste eine ganze Zeit lang zur Seite sichtbar blieb. Geradeaus war von vorne herein die Insel Aegina zu sehen, bergig emporragend, wie fast alle griechischen Inseln. Auf ihren Abhängen zeigten sich runde steinerne Thürme, welche ich Anfangs für Dorfkirchthürme hielt, welche sich aber bei größerer Annäherung als abgetafelte Windmühlen auswiesen, und nun wohl den ärmsten Theil der Bevölkerung beherbergen mögen. Wir schwenkten um das westliche Vorgebirge herum, und nun zeigte sich das Städtchen der Insel, von welcher alsbald Boote nach dem Dampfschiffe kamen. Das Herabklettern der Passagiere in diese bei starkem Nordwind wildtanzenden Boote ist förmlich ängstlich anzusehen, wiederholt sich aber in Griechenland, wo es eben noch so sehr an Häfen fehlt, beständig. Es ging noch um ein Vorgebirge herum und nun befanden wir uns zwischen der Insel Aegina und der Küste von Argolis, oder vielmehr der breiten und bergigen Halbinsel Metana, welche auf schmalem Halbe aus der Küste von Argolis nach Norden vorspringt. Auf der Südspitze von Aegina zeigt sich eine zweite Ortschaft, Dros genannt. Von dem berühmten Tempel aber des Zeus Pan Hellenios, oder was wahrscheinlicher ist, der Athene, dessen Pediments-Sculpturen sich nun in München befinden, war auf dieser ganzen Fahrt kein Blick zu erhaschen, da sich derselbe ganz im Nordosten der Insel befindet, fern von allen menschlichen Ansiedelungen, einsam auf einer Höhe gelegen.

Sobald das Schiff über die Südspitze von Aegina hinaus ist, wird zur Linken das ferne Vorgebirge Sunium in Attica sichtbar, während ganz nahe zur Rechten und unmittelbar vor der Küste von Argolis liegend, sich die Insel Kalauria zeigt, welche im Alterthum zu Trözen ungefähr in demselben Verhältnisse stand, wie Salamis zu Athen, deren Hafen Poros aber im griechischen Unabhängigkeitskriege eine so bedeutende Rolle gespielt hat, und auch bis heute noch eine griechische Flottenstation zu sein scheint. Wenigstens befindet sich das Kriegswerft der Regierung daselbst. Dieser Hafen war unsere

zweite Station. Der Canal zwischen der Insel Poros und dem Festlande sieht aus wie eine von Felsbergen umschlossene Bucht, denn die westliche Oeffnung ist gar nicht zu entdecken. In Poros, welche Fähre heißt, weil es wirklich durch eine Fähre mit dem Festlande verbunden ist, begann die Revolution gegen Capo d'Istria im Jahre 1831, welches zu seiner Ermordung in Nauplia führte. Hier versuchte der russische Admiral Ricord sich der Flotte des jungen Freistaates zu bemächtigen, wobei der griechische Admiral Miaulis, nach stattgefundenener Verständigung mit der patriotischen Partei, sein Vorhaben dadurch vereitelte, daß er sich auf die Fregatte des Geschwaders, die „Hellas“, begab, und dieselbe, als sich die russischen Boote ihr näherten, den Flammen überlieferte.

Während wir vor Poros lagen, brachte der Kutter eines griechischen Kriegsschiffes, von Matrosen gerudert, welche weiße Mützen mit breitem Deckel trugen, gerade wie die französischen, griechische Flottenoffiziere an Bord, die nach Nauplia wollten. Sie machten mich auf die Hülle der Orangen- und Citronenpflanzungen an den Ufern der Bucht aufmerksam und theilten mir mit, daß ihre Matrosen zum großen Theile von albanesischer Abkunft seien, aus Poros selbst, oder auch aus den Inseln Hydra und Spezia, nach welchem die Fahrt nun weiter ging.

Diese beiden Inseln liegen der Halbinsel von Argolis im Südosten vor, und die nautische Tüchtigkeit ihrer Bewohner, sowie deren albanesische Tapferkeit, haben nicht wenig zur zähen Ausdauer des griechischen Unabhängigkeitskampfes beigetragen, sowie wohl auch dazu, daß der Unabhängigkeitskampf, der doch ursprünglich in Patras begann, später seinen maßgebenden Mittelpunkt in der von den Venetianern angelegten Seefestung Nauplia hatte, welche für die Hydrioten und Spezioten damals das pied a terre auf dem Festlande war und später, ja auch dann vorübergehend die Hauptstadt des neuen Königreichs wurde.

Bei den Städten dieser beiden Inseln hielt das Dampfschiff noch auf dem Wege an. Beide Städte, einem kleinen Hermupolis ähnlich, machen von Außen durchaus den Eindruck, als ob sie in lebhaftem Aufblühen begriffen wären. Bei beiden gab es wieder das halb ängstliche, aber auch halb drollige Schauspiel des Einschiffens und Ausschiffens auf tanzenden Booten im offenen Meere. Daß die Griechen förmlich daran gewöhnt sind, ersieht man daraus, wie sie dabei so ganz auf ihre Arme, und nicht auf ihre Beine vertrauen, so wie aus der Geschicklichkeit, mit welcher sie sich, stets ein Tau festhaltend, kletternd auf ihren Platz zu bringen wissen.

Sobald das Schiff in den weiten Meerbusen von Nauplia oder Argos umgelenkt hat, blickt man in einen Halbkreis hoher Bergzüge hinein, von welchen einzelne jetzt mit Schnee bedeckt waren. Das Bild ist fast noch großartiger als das des saronischen Meerbusens oder das des Meerbusens von Korinth. Im äußersten Winkel entdeckt man schon aus weiter Ferne die mit Festungswerken gekrönte Höhe Palamedes über Nauplia. Es dauert aber noch manche Stunde, bis man die Rhede von Nauplia erreicht. Der Felsen Palamedes, oder griechisch Palamedion, ist so benannt worden nach Palamedes, dem Sohne des Nauplios, welcher Nauplia gründete und den vorgeschützten Wahnsinn des Odysseus entdeckte, als derselbe das Meeresufer mit Salz besäete und für dessen Hinrichtung fast im Anfang des trojanischen Krieges der rachsüchtige und schlaue Fürst von Ithaka die Griechen deswegen zu gewinnen verstand. Palamedes soll übrigens der Erfinder des Würfelspiels und des Spiels überhaupt gewesen sein, und ist deswegen sogar schon zum mythischen Erfinder des Schachspiels gemacht worden. Nun, für die Bewohner seines Nauplia ist die Erfindung des Spiels, wie wir bald sehen werden, keine müßige gewesen.

Endlich hielt der Dampfer auf der offenen Rhede vor Nauplia an, noch in ziemlich namhafter Entfernung von dem

Schutze des Fluthdammes vor dem Hasen. Der Wind war immer stärker und die See immer bewegter geworden. Es kamen nur Segelboote heraus nach dem Schiff. Die stets höchst bewegte Scene der Ausschiffung in die tanzenden Boote ging diesmal nicht vorüber, ohne daß einige alte Frauen, welche die Sache nicht so gut verstanden, wie die Männer, in's Meer fielen. Sie wurden aber alsbald von Bootsleuten, wie von Passagieren, wieder herausgefischt. Daß die Schiffe der griechischen Dampfschiffahrtsgesellschaft so weit draußen auf dem Meere auch dort liegen bleiben, wo doch eine vor den Wellen geschütztere Stelle vorhanden ist, dürfte nur allzu sparsamer Feigheit zuzuschreiben sein. Wozu sollen die Schiffe Gefahr laufen? Lieber mögen es die Passagiere thun. Diesmal hörte ich übrigens das Publicum ein beträchtliches Mißvergnügen darüber äußern. Dann wird es vielleicht besser werden, denn nichts hilft mehr, als eine kräftige Aeußerung des Mißvergnügens von Seiten des Publicums, wenn nämlich zu einer solchen wirklich Anlaß ist. Im alten preussischen Preßgesetze gab es einen Paragraphen, welcher die Erregung von Mißvergnügen über das Verfahren der Obrigkeit, oder gesetzlich geschützter Anstalten, wie z. B. der Post, strafbar machte. Den sind wir los. Er ging an seiner letzten Anwendung, gegen eine Berliner Zeitung, zu Grunde, welche dem allgemeinen Mißvergnügen über die Grobheit der Polizeibeamten, Postbeamten und anderer öffentlichen Beamten Ausdruck gab, und welche von den Geschworenen, die damals noch in Preßprozessen fungirten, freigesprochen wurde. Das ist doch für die neue Justizgesetzgebung im Interesse der Entscheidung auch der Preßprozesse durch Geschworenen-Urtheil zu merken.

Nun war ich also in Nauplia, einer Stadt, mit welcher es beständig bergab gegangen ist, seit sie die Ehre, die griechische Hauptstadt zu sein, an Athen hat abgeben müssen. Sie hat nur noch 4500 Einwohner. Sie ist eine Festung, welche aber bis heute an allen ihren Thoren noch den Löwen von

St. Marcus trägt und ebenso auf denen des Festungswerkes oben auf dem Palamedes und eines zweiten solchen, welches auf halber Höhe liegt. Beide sind jetzt von ungefähr dreihundert Mann besetzt, und dienen hauptsächlich dazu, Zuchthäuser zu bergen, in welchen sich ungefähr ebenso viel Sträflinge befinden. Die Stadt sieht im Innern zwar nicht ganz so häuerisch aus, wie das benachbarte, viel bevölkertere Argos, aber cultivirter darum immer noch nicht. Um mein Haupt für die Nacht zu bergen, wählte ich den Gasthof zum Agamemnon aus, welcher diese stolze Aufschrift nicht etwa bloß trägt, seit Herr Schliemann das Grab Agamemnon's in Mykenai bloßgelegt haben will, sondern, so viel ich weiß, seit schon sechs Jahren. Ein Gasthof ist es eigentlich nicht, sondern nur ein Haus, in welchem Schlafzimmer auch für eine einzige Nacht abgelassen werden, und diese Schlafzimmer fand ich ganz erbärmlich. Zum wirklichen Schlafen darin soll man, wenigstens im Sommer, gar nicht kommen, weil sich der Mensch dann keineswegs darin allein befindet, sondern in Gesellschaft mannigfacher Wesen, welche nicht zu den vier höheren Klassen des Thierreichs gerechnet werden. Als ich meinen Wunsch äußerte, zu Abend zu essen, gab man mir einen Knaben zur Begleitung, der mich zu einem Speisehaus in der Stadt führen mußte. In diesem konnte ein civilisirter Mensch, und zwar ein solcher, der schon ziemlich viel zu ertragen gelernt hat, weder im Sommer noch im Winter, essen, sondern eben nur bezahlen, was er bestellt hat. Somit schien nur der Bäcker übrig zu bleiben, welcher in Griechenland, wie auch in Italien, noch immer ganz eßbare Waare liefert. Als ich danach suchte, kam ich an einem Kaffeehause vorbei, aus welchem der Klang von Harfen, Guitarren, Geigen und Bratsche erschallte. Ich stand still und lauschte, Die Melodie war mir nicht unbekannt. Jetzt vernahm ich auch den Gesang dazu, den Gesang einer Mädchenstimme. Es war deutsch: Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich

so traurig bin; ein Märchen aus alten Zeiten, das will mir nicht aus dem Sinn! Was mir dabei in den Sinn kam, war aber keine Erinnerung an den Felsen bei St. Goar am Rhein, sondern Erinnerungen aus ganz Europa, in allen vier Windrichtungen. Ich sagte leise ein Wort zu mir selbst; es war aber nicht: „Lureley“, sondern „Pfeßnitz“. Ich öffnete die Thür und blickte in ein großes Zimmer hinein, gefüllt mit dem Rauch der Mergelröhren und Cigaretten und mit jungen Griechen, theilweis in modischer National-Kleidung, und Mädchen, die im Halbkreise saßen mit ihren Instrumenten, nur die eine, die Sängerin, stand. Dem blonden Haare, den breiten Gesichtern, den rothen Backen und den unschuldigen blaßblauen Augen sah man gleich die Sächsinen, oder Deutsch-Böhminnen an. Ich trat zu einem der Mädchen „natürlich von Pfeßnitz“. „Nein, von Kupferberg, dicht dabei“, war die mit strahlendem Gesicht gegebene Antwort. Als sie mich die Mädchen deutsch anreden hörten, traten auch zwei Männer hinzu und gaben sich als der Musikdirector und Unternehmer der Gesellschaft, Joseph Grund aus Kupferberg in Böhmen, und sein Bruder zu erkennen. Der Joseph Grund erzählte mir dann zu meinem starren Erstaunen, daß seine Gesellschaft schon ein ganzes Jahr hindurch in diesem kleinen Städtchen von fünftehalbtausend Einwohnern ihr Brod zu gewinnen vermocht habe, und dies noch obenein, während sie es jeweilig mit der Concurrrenz von nicht weniger als zwei herumziehenden griechischen Schauspieltruppen zu thun gehabt hätte. Als ich von ihm ferner gehört hatte, daß er in dem großen und wohlhabenden Patras mit seiner Unternehmung gescheitert wäre, und daß sie auch im benachbarten, jedenfalls so sehr viel größeren Argos gar nicht möglich sei, wollte ich von ihm die Erklärung dieser auffallenden Thatsache wissen und erhielt sie wirklich zu meiner vollständigen Befriedigung. In Nauplia befindet sich erstens eine kleine Garnison, welche nichts weiter zu thun hat, als Sträflinge zu bewachen, und

zweitens der obere Gerichtshof für die ganze Provinz, der auch in Civilprozessen die zweite Instanz für die Gerichtshöfe von Patras, Tripolis, Argos u. s. w. bildet. Bei diesem Gerichtshofe suchen nicht weniger als fünfundsiebzehn Advocaten ihr Brod, welche die Advocatur in Nauplia zugleich als vorbereitende Stufe für einen Abgeordnetensitz und ein höheres Regierungsamt betrachten, und sie beschäftigen nicht weniger als zweihundert Schreiber. Außerdem giebt es fünf Notariate, ebenfalls mit zahlreichen Schreibern. Die Hauptsache aber thun die Parteien, von welchen doch mindestens die eine den Prozeß gewinnt, worauf sie dann in Nauplia Geld drauf gehen läßt. Die Theater- und die Sängergesellschaft schlucken von der Einnahme der Offiziere, Advocaten und Schreiber und von der Verschwendung der siegreichen Prozeßparteien doch immer nur das Geringste. Das Meiste gewinnen falsche Spieler im Würfel- und Kartenspiel, von welchen es in Nauplia ein ganzes Nest geben soll.

Also Palamedes, dessen Hand auf den Sträflingen oben auf der Festung liegt, die dazu meist auch nur durch das Spiel gekommen sind, ist wirklich bis heute der eigentliche Schutzpatron der Stadt, welche er vor drei Jahrtausenden gegründet hat, und sein Geist, welcher nur dem noch schlaueren des Odysseus erlag, lebt fort und fort in ihren Mauern. Ein günstiges Omen für den jungen griechischen Staat ist es gerade nicht, daß er in dieser Stadt seine schwierige Laufbahn begann, vor der ja noch eine dunkle Zukunft liegt.

Don Nauplia nach Argos.

Fahrt mit einem griechischen Wirth und einem österreichischen Musikus. Fleischmarkt vor dem Thor, um die Fleischer von Nauplia zur Verunst zu bringen. Ein baierischer Löwe um die Archäologen zu verblüffen. Weingärten und Rosenzucht. Griechischer Kunststraßenbau. Das Dorf Tirynthion. Kyklopischer Burgbau. Persens und Heracles. Das Innere der Burg Tiryns. Platz für Anbau neben derselben. Die Zerstörung der altgriechischen Raubburgen. Argos, das vielthürige. Seine Akropolis und sein Theater. Verabredung mit Stamataki. Die trockenen Betten der Flüsse Charadros und Inachos.

Mykenai, 23. Januar 1877.

Heute habe ich endlich auch die Fundstelle der seltsamen Goldsachen gesehen, welche Herr Schliemann, vielleicht in allzu raschem Enthusiasmus, als eine dem Agamemnon mit in's Grab gegebene Beute bezeichnen zu dürfen geglaubt hat, von denen aber jedenfalls so viel mir jetzt unzweifelhaft zu sein scheint, daß sie nicht etwa erst in der Völkerwanderung vergraben worden sind, sondern ungestört in den Gräbern der ouden Burg von Mykenai gelegen haben, seit das benachbarte Argos nach dem Kriege der Griechen gegen Keres aus Eifersucht (wie man sagt) Mykenai zerstörte, und seine Bewohner theilweis nach Argos selbst verpflanzte. Doch will ich den Faden meiner Erzählung da wieder aufnehmen, wo ich ihn im Vorigen fallen ließ.

Ich hatte am Montag Abend bei dem Wirth des musikalischen Kaffeehauses in Nauplia und dem böhmischen Musikdirigenten Joseph Grund aus Kupferberg bei Preßnitz, welcher seit neun Jahren mit Musikgesellschaften im Morgenlande um-

herzieht und fertig neugriechisch spricht, den Auftrag hinterlassen, für mich für den nächstfolgenden Tag einen Wagen zu miethen, welcher mich nach Argos und dann auch noch weiter bis nach Mykenai führe, wofür mindestens zwanzig Francs verlangt zu werden pflegen, da der Wagen den Weg leer wieder zurückzufahren hat, und zur Hin- und Rückfahrt im Winter einen vollen Tag verbraucht. Am frühen Morgen fand sich denn auch vor dem Kaffeehause ein zweispänniger Wagen ein, dessen Aufschrift bewies, daß er früher als Fiakier zum Athener Platzfuhrwerk gehört hatte. Der Kaffeehauswirth wie der Musikmeister baten mich nun, daß ich sie mitnehmen möchte, wenigstens bis Argos, da dies in Argolis eine Stadt besonders lustigen Lebens sei, wenn auch sehr verschieden von demjenigen von Nauplia. Argos sei nämlich eine Haupt-Weinstadt in Griechenland, für rothen wie für weißen Wein, und es gäbe auch daselbst die allerfrühesten, und die allerbesten Artischocken.

Raum waren wir durch das Festungsthor von Nauplia hindurch, so zeigte sich auch, daß meine willige Mitnahme, vorzüglich des Musikmeisters, sich nicht nur dadurch belohnte, daß er für mich zu dolmetschen vermochte, sondern auch dadurch, daß er sehr genau im Lande Bescheid wußte. Gleich vor dem Thore machte er mich auf einen kleinen Viehmarkt aufmerksam nebst Fleischmarkt, welchen die Bauern der Nachbarschaft zu beziehen pflegen, um den Fleischern in Nauplia welche sich einen namhaften Aufschlag auf den Preis des Fleisches erlauben, solches Handwerk durch ihre eigene Concurrenz zu legen. Noch etwas weiter vor der Stadt zeigte er mir das Hautrelief eines Löwen ungefähr in seiner natürlichen Größe, ganz so in der Umrahmung eines vertieftem Vierecks in einer Felswand, wie das uralte, geheimnißvolle Steinbild der Niobe, oder Nybele, auf der Felswand des Siphilos bei Magnesia in Lydien. Dies Steinbild aber sei weder uralt noch geheimnißvoll, denn der Löwe sei weder der Löwe von

Tiryns, von Argos, noch von Mykenai, und auch nicht etwa der nemäische Löwe, sondern nur der harmlose bayerische Löwe, welchen Herr Sigl für weiland König Otto von Griechenland hier nach dem Vorbilde der Niobe auf dem Siphlos in den Stein gehauen habe, wenn es jetzt vielleicht auch weiter keine anderen Folgen haben werde, als den Archäologen der Zukunft ein neues steinernes Räthsel aufzugeben.

Es ging nun auf ziemlich guter Kunststraße schnurgerade vorwärts durch eine fruchtbare, fast dem Meeresspiegel zu vergleichende Ebene, welche meist mit niedrigen, knorrigen Weinstöcken, gleich denjenigen der Zwergtraube bei Patras, in parallelen geraden Linien bepflanzt ist. Aber diese Weinstöcke tragen keine Zwergtrauben, wie sie im westlichen Peloponnes zur Herstellung von Korinthen-Rosinen, oder für die archaischen Weine der deutschen Weinbau- und Export-Gesellschaft von Patras benutzt werden, sondern Trauben mit Beeren von gewöhnlicher, oder auch mehr als gewöhnlicher Größe. Aus den ersteren werden die rothen und weißen übermäßig süßen und starken Weine von Argos gefeltert; aus den zweiten aber werden, wie in Tchesme bei Smyrna, Sultana-Rosinen gemacht. Die Kunststraße ist mit Weißpappeln bepflanzt, welche in diesem üppigen Landstriche eine ungewöhnliche Dicke und Größe in kürzester Zeit erhalten. Wo ein Platanenbaum sichtbar wird, wird dadurch immer das Vorhandensein eines, wenn auch nur unterirdisch bleibenden Quells angedeutet. Nur die halbe Breite der Kunststraße ist chaussirt, ohne daß durch Walzen dafür gesorgt worden ist, die aufgeschütteten Steinfragmente zu befestigen. Dies bleibt ganz dem Fuhrwerk selbst überlassen. Anfangs fährt es die Straße fest und glatt, und dann fährt es sie wieder entzwei. Erst wenn dies geschehen ist, beschüttet man die andere Hälfte der Wegesbreite mit zerfallenen Steinen und sperrt den bis dahin gebrauchten Weg durch Barricaden und Polizeiverbot. So verfährt man in Griechenland bei einem noch so unbedeutenden Kunststraßenbau fast überall.

Rückwärts ward der Blick auf Nauplia und auf die hohe Bergveste Palamedes, die über ihm hängt, sowie auf den schimmernden Streifen des Meeres immer schöner. Fast glaubte man eine mit Geschmack künstlich aufgebaute Theaterdecoration zu sehen. Im Halbrund um die blühende Ebene von Argos schwingen sich Bergzüge schon an mehr als einer Stelle hoch genug, um Schneekappen zu tragen, die doch auch im Januar gewöhnlich nur auf den höheren Gebirgen Griechenlands sich zeigen. Schon sah man vorn in der Ferne die Häuser von Argos, und hinter ihnen emporragend den ziemlich spitzen Berg, der die Beste von Argos trägt. Ungefähr auf seiner halben Höhe zeigte sich, weiß getüncht, ein eckig verbautes Mönchskloster.

Bei einigen Schenken am Wege hielten wir zuerst an; sie wurden mir als das Dorf Tirynthion genannt, in welchem sich einst eine vom König Otto angelegte Musterwirthschaft befand. In den Schenken kauften der Wirth und der Musiker einen Vorrath von jungen Artischocken ein, welche sie als noch sehr theuer schilderten.

Zur Rechten, in einer Entfernung von etwa hundert Schritt, hatten wir nun den kyklopischen Wall von Tiryns, dessen Burg zwar auf einem flachen Felsen stand, aber jetzt, wo das Erdreich ringsum durch viele Meeresüberschwemmungen erhöht worden ist, auf dem flachen Boden der Ebene von Argos selbst zu stehen kommt. Zwischen den gewaltigen Felsstücken, aus welchen der Wall aufgethürmt ist, werden mehrere Oeffnungen sichtbar. Man konnte ferner bemerken, daß die Vorbeeren Schliemann's in Mykenai auch andere verwegene Alterthumsforscher oder Goldgräber nicht schlafen ließen, denn an mehreren Stellen waren deutlich die Spuren neuerdings versuchter Ausgrabungen sichtbar. Uebrigens wissen wir von Tiryns blutwenig, welches wirklich geschichtlich wäre. Einst soll Perseus hier geherrscht haben und Herakles hier erzogen worden sein. Als die dorischen Herakliden in den Peloponnes eindrangten, beriefen sie sich ganz besonders auf ihre ursprüng-

lich argivische Herkunft und, z. B. Pausanias, welcher überhaupt an sehr viele Legenden glaubte, welche ihm erzählt wurden, „weil doch schon etwas daran sein würde“, bezeichnet darum die Eroberung des Peloponneses durch die Dorer, und vorzüglich ihre Eroberung von Argos, als gerechtfertigte Geltendmachung ihres Erbanspruchs.

Wer jetzt zu den Ausgrabungen in Mykenai eilt, wird sich auf dem Wege in Tiryns schwerlich lange aufhalten. Nur hierüber hielt ich es für nöthig, mich zu vergewissern, ob wohl neben der Burg von Tiryns, welche höchstens fünfhundert Schritt im Umfang hat, Raum für eine größere Ansiedelung friedlicher Leute gewesen sei, denn ich hatte in dieser Beziehung schon meine Vermuthungen. Ein solcher Raum ist in der That auf ihrer südlichen Seite vorhanden, wo das Sumpfland, welches sich von hier aus bis zur See erstreckt, und vielleicht der alte Hafen war, etwa zweihundert Meter an der nächsten Stelle von der Beste entfernt ist. Das Thor der Beste, etwa fünf Meter weit, befindet sich auf ihrer Ostseite. Es steigt ein Weg zu ihm sanft empor, welcher selber auf kyklopischem Mauerwerk ruht. Ueber der höchsten Kante dieses letzteren steigt die Mauer der Beste selbst noch acht Meter hoch empor. Im Walle befindet sich ein Gang, welcher zur Verbindung der beiden Hälften gedient zu haben scheint, aus denen das Innere der Beste bestand, und welche sonst durch eine ziemlich hohe Abstufung getrennt sind, so daß eigentlich eine niedere und eine höhere Beste vorhanden waren, von welchen die letztere noch eine Zeit lang gehalten werden konnte, wenn die erstere vom Feinde schon eingenommen war. In dem Gange in der Mauer befinden sich Nischen, welche ebenfalls bei der Vertheidigung gedient zu haben scheinen, sowie man im Gemäuer eine Art von Riegelkappe bemerkt, welche anzudeuten scheint, daß hier eine Thür im Gange verriegelt werden konnte. Außer dem Hauptthor hatte die Beste übrigens noch mehrere Ausfallthore. Von irgend welcher äußeren Flan-

fenbefestigung ist nicht die Rede; aber was aus Allem zu ersehen ist, ist, daß man einen hauptsächlich militärisch verwalteten Platz vor sich hat, in welchem sich eine nur kleine Anzahl von Menschen besetzt hatte, daß man eben, in Tiryns und dann auch in Mykenai, die rohen Anfänge derjenigen Befestigungskunst vor sich hat, welche dem griechischen Alterthum und in gewisser Verfeinerung später auch dem römischen, eigenthümlich war. Dabei kann man aus der großen Anzahl von menschlichen und thierischen Kräften, welche zur Herstellung dieser massigen archaischen Besten verwandt worden sein mußten, mit Sicherheit schließen, daß die Bewohner dieser Festungen über eine namhafte unterworfenen Bevölkerung, gegen welche sie sich eben verschanzten, harte Herrschaft ausübten, etwa gleich den Burgherren auf der Höhe des germanischen Mittelalters. Tiryns wie Mykenai wurden im Jahre 466 vor unserer Zeitrechnung von Argos erobert und ihre Bewohner nach Argos selbst verpflanzt. Es sieht dies fast so aus, wie der Krieg einer besetzten Stadt des Mittelalters, etwa Nürnbergs, gegen die Zwingburgen in ihrer Nachbarschaft. Diejenigen, welche die beiden Festungen inne hielten, werden dabei so wenig verschont worden sein, wie die deutschen Städte den Raubadel in ihrer Nähe verschonten, als es ihnen gelang, seine Zwingburgen zu brechen. Die Bauern aber, welche den Boden rings um die Zwingburgen von Tiryns und Mykenai im harten Boche der Herren bebauten, wurden dann nach Argos geführt, in dessen Mauern sie eine Freistadt fanden. Gerade wie die deutschen Bauern, welche in der zweiten Hälfte des Mittelalters durch ihren Zuzug die Städte zu füllen begannen. Das Jahr 466 vor unserer Zeitrechnung dürfte für das fruchtbare Argolis die Zeit der Erhebung der städtischen Bevölkerung gegen die ritterliche gewesen sein, wie eine solche aus der Geschichte noch vieler anderen Theile des antiken Griechenlands deutlich erkennbar ist. Argos, mit einer durch befreite Bauern namhaft verstärkten Bevölkerung, war damit zu einer

ganz besonders demokratischen Stadt geworden; diese älteste Griechenstadt, von welcher wir bestimmte Kunde haben, auch darin bestimmt, daß sie älter, sowohl als Tiryns, wie als Mykenai war, hatte sich schließlich in ein demokratisches Staatswesen verwandelt, welches sich dessen rühmte, noch demokratischer, als Athen selbst zu sein.

Vor uns lag jetzt dies selbe Argos, welches in neueren Zeiten noch einmal aufzublühen beginnt, und es schon wieder auf fünfzehntausend Einwohner gebracht hat, während Nauplia immer trostloser, leerer und ärmllicher auszusehen beginnt. Zu seiner Linken machte man mich noch auf eine Pulverfabrik aufmerksam, welche unser Landsmann von Brentano aus Frankfurt am Main angelegt hat, und dann ging es in die chaussirten, breiten, mit niedrigen Häusern, vorzüglich aber mit Werkstätten und Krambuden besetzten Straßen von Argos hinein. Ueberall steckten weiße oder rothe Fähnlein aus den Häusern an langen Fahnenstangen quer über die Straße, und meine Reisegefährten theilten mir mit, daß jede weiße Fahne bedeute, hier werde weißer, und jede rothe Fahne, hier werde rother Wein verzapft. Eine rothweiße Fahne aber bedeute, daß hier rother wie weißer Wein zu haben wäre. In Argos thäten übrigens alle Leute, nachdem die Ernte eingebracht sei, welche aus Wein, Rosinen, Trauben, Artischocken und Hanf zur Anfertigung von Haschisch besteht, vorläufig nichts weiter, als Wein trinken vom Morgen bis zum Abend. Haschisch aber rauchten sie nicht, sondern es würde nach Syrien und Egypten ausgeführt, wo das Laster des Haschischrauchens hauptsächlich zu Hause ist. Wein aber bekämen in Argos schon die Kinder zu trinken, und selbst die Säuglinge, alsbald nachdem sie entwöhnt würden.

Zweies lag mir nun zunächst ob aufzusuchen; zunächst den Telegraphen, um mit meiner Frau in Athen in Depeschenaustausch zu bleiben, und dann den archäologischen Commissarius der hellenischen Regierung für Mykenai, Herrn Stamataki,

welcher sich eben dorthin begab, um die dortigen Ausgrabungen weiter zu fördern und darüber zu berichten, und den ich auf dem Dampfschiffe und in Nauplia außer Augen verloren hatte.

Das Telegraphenamnt findet man überall leicht, ohne zu fragen, indem man dem Drahte nachgeht, natürlich in der gehörigen Richtung. Herrn Stamataki aber suchte und fand ich im besten Kaffeehause des Orts, wohin man fast in ganz Griechenland jeden Fremden von selbst weist. Es fand sich aber nun, daß er nur griechisch spricht, und jedenfalls keine einzige der mir geläufigeren europäischen Sprachen. Er nahm meine Einladung an, in meinem Wagen mit nach Mykenai zu fahren, wenn ich in Argos mindestens drei Stunden warten wolle. Da wir dann ziemlich spät nach Mykenai kommen mußten, stellte er mir daselbst ein Nachtlager in Aussicht, worauf ich die Hoffnung fast schon aufgegeben hatte. Derselbe Bauer werde mich aufnehmen, bei welchem Herr Schliemann nebst seiner Frau fünf Monate hindurch gewohnt hatten, als sie die Ausgrabungen in Mykenai begannen. Dies war ein tröstlicher Lichtstrahl im Dunkel einer Unternehmung mit ungewissem Ausgang. Daß es in Mykenai keinerlei Gasthaus gab, wußte ich, und war daher schon darauf gefaßt gewesen, im benachbarten Khan von Charvati übernachten zu müssen, wovor jeder Mann einen Schreck hat, der morgenländische Khans kennt, und vorzüglich griechische, denn die türkischen sind viel besser — und der kein eigenes Bett mit sich zu führen Lust hat. Ich hätte geradezu nach Nauplia zurückkehren müssen, denn auch im großen Argos ist keinerlei Gasthaus, und dann in Nauplia das nächste Dampfschiff abwarten müssen, welches nach Athen zurückfährt, und dies geschieht immer wieder erst nach einer Woche. Das Reisen im Innern von Griechenland ist sehr mühsam und von sehr ungewissem Ausgang, oder wenn im eigenen Zelt mit griechischem Dragoman und Dienerschaft ausgeführt, sehr kostspielig. Aber nun, da ich gesichertes Nachtquartier bei einem Bauern hatte, welcher Herrn Schlie-

mann mit seinem Gold von mindestens sechszigtausend Franken im Werth beherbergt hatte, konnte ich es unternehmen, von Mykenai aus weiter zu gehen, oder vielmehr zu reiten, quer über das Gebirg und das Stück Peloponnes und Isthmus bis Neu-Korinth, von wo die griechischen Dampfsschiffe schon am übernächsten Tage weiter nach Westen fuhren. Ich telegraphirte also meiner Frau, daß wir uns am übernächsten Morgen in Neu-Korinth treffen wollten, als bei einem Wein verzapfenden Fleischer mit meinen beiden alten Reisegefährten mein Mittagbrod, wofür ich, für drei Portionen und zwei Flaschen des besten Weins, zwei Drachmen, oder anderthalb Mark, zu bezahlen hatte, und machte mich dann, um die Zeit bis zur Abfahrt nach Mykenai auszufüllen, im Wagen zunächst auf den Weg nach den baulichen Ueberresten des antiken Argos, welche noch, auf dem Abhange des hohen Spitzberges, an dessen Fuß sich das heutige Argos ausbreitet, zu finden sind.

Der Bergfegel, welcher die alte Akropolis, und später die Burg der Franken, sowie der Venetianer und Türken trägt, welche jetzt ganz verlassen dasteht, erhebt sich zu einer Höhe von etwa tausend Fuß über der Ebene und über dem Meere, und ist mit seinen Trümmern, wie ich dies später kennen lernen sollte, schon aus sehr großen Entfernungen sichtbar. Ursprünglich hieß die Akropolis Larissa, oder Steinhaus, wie so viele angeblich ursprünglich von Pelasgern bewohnte Städte, oder auch Aspís, also Schild, wie angegeben wird von ihrer runden Form, oder vielleicht auch in der heraldischen Sprache jener altgriechischen Burgherren, welche in ähnlicher Weise Mykenai nach dem Schwertknauf benannten. Es sollen oben in der nun öden Burg, welche im Mittelalter auf mittelalterliche Weise umgebaut und mit einem Graben versehen wurde, deren Form und Umfang aber im Groben stets bewahrt wurde, noch beträchtliche Mauerreste aus der ältesten Zeit vorhanden sein, deren Verwandtschaft mit denjenigen von Tiryns und Mykenai unverkennbar sein sollen. Also auch Argos war

ursprünglich solch' eine Raubburg, oder es erhob sich doch auch neben Argos eine solche, dieselbe, in welche Akrisios die Danae einsperrte. Mir war es zu mühsam, die steile und beträchtliche Höhe zu erklimmen, und ich war zufrieden, noch die Spuren der Wälle zu entdecken, welche, vom Gipfel abwärts laufend, bis herab zur Stadt am Fuße des Berges reichten und dieselbe umfaßten. Ganz nahe dem Fuße des Berges zeigen sich auf dem Abhang die Stufen des Zuschauerraums des Theaters, von den Verbindungsgängen in Kreisabschnitte getheilt, und denjenigen des Bacchus-Theaters auf dem Abhange der Akropolis von Athen ähnlich, nur daß hier alle marmornen Sessel, sowie die Bühne und alles Steinwerk überhaupt, vollständig verschwunden sind. Im Mittelalter ist eine Kirche fast in die Theateröffnung hineingebaut worden. Jetzt aber arbeitet man hier an einer Fortführung der Kunststraße, welche schließlich bis Neu-Korinth fertiggestellt werden soll, jetzt aber leider eben nur angefangen wurde. In der griechischen Kammer sind indeß die ersten achtzigtausend Drachmen, welche der Bau bis Mykenai kosten wird, schon bewilligt worden.

Als ich durch die Straßen der Stadt zurückfuhr, um nun meinen amtlichen Reisegefährten abzuholen, bemerkte ich, daß in der That das Weintrinken in Argos bei aller Welt schlimm eingerissen zu sein scheint, und daß der antike Beinamen des Polydipsion Argos, des viel durstigen Argos, noch heute wohl verdient ist, und es wahrscheinlich ebenso auch schon im Alterthum war.

Herr Stamataki stieg nun in meinen Wagen; die Kunststraße war zu Ende, und fort ging es durch die breiten, aber zur Zeit vollständig wasserleeren Becken der Flüsse Charadros und Inachos mythologischen Angedenkens nach Mykenai.

Von Argos nach Mykenai.

Fahrt durch Argolis. Charvati. Das Dorf Mykenai. Stamatafi's archäologische Sammlung im Bauernhause. Thonbilder von Kindern und Spindeln. Sarkophag mit archaischer Darstellung eines Wagenlenkers. Alter der Thonfunde. Angebliche Leiche des Agamemnon. Die Burg Mykenai. Das Löwenthor. Schatzhaus des Atreus. Die fünf Fürstengräber. Meine Ansicht über die Bedeutung von Schliemanns Fund. Warnung vor dem Unglauben an die Existenz des Homer. Lächerlichkeit der erasmischen Aussprache des Griechischen.

Mykenai, 24. Januar 1877.

Von Argos soll, wie ich schon im Vorigen berichtet habe, die Kunststraße fortgeführt werden, schließlich bis Neu-Korinth. Für jetzt hat man den Weg noch in den Betten der zur Zeit ganz wasserleeren Flüsse Charadros und Inachos aufzusuchen. In Griechenland gehören kiesige Flussbetten in der Ebene noch immer zu den besseren Fahrwegen. Am Wege selbst war es ganz öde, doch sah man menschliche Wohnungen wenigstens in der Entfernung, nämlich zerstreute Dörfer, welche am Fuße der Bergzüge zur Rechten und Linken liegen. Die Ebene von Argos gehört immer noch zu den dichter bevölkerten Theilen des Festlandes von Griechenland.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Herr Stamatafi Ansichten mit mir über den archäologischen Werth des Goldfundes austauschte, welchen Herr Schliemann in den Burggräbern von Mykenai mit Aufopferung von so viel Geld und persönlicher Mühewaltung gemacht hat. Es soll mir aber nicht einfallen, hier mitzutheilen, was er über den Charakter der Leistungen des Herrn Schliemann äußerte; solche Mittheilung

an das Publicum ist durchaus seine eigene Sache. Mein Gedankenaustausch mit ihm war zum Theil ziemlich tief eingehend, trotzdem wir selber dabei ganz auf die neugriechische Sprache beschränkt waren, die einzige von denen, welche er spricht, die mir etwas, aber nur noch sehr schwer, geläufig ist. Aber ich hatte außerdem als Dolmetscher noch den deutschen fahrenden Musiker, Joseph Grund, mitgenommen, welcher sich, obgleich ursprünglich von Gewerbe nur ein Fleischer, als ausreichend schulgebildet und gewigt genug bewies, um in einer solchen Sache zwischen uns dolmetschen zu können, wo mein Neugriechisch nicht ausreichte. Gerade hierbei lernte ich aber den Gebrauch dieser Sprache, welche vom Altgriechischen keineswegs wesentlich abweicht, rasch und konnte mich ihrer später selbst viel besser bedienen.

Als wir den Khan von Charvati erreichten, das einzige menschliche Obdach auf dem Wege, wurden die Häuser des Dörfchens Mykenai und hinter ihnen die Anhöhen mit den merkwürdigen Burgtrümmern sichtbar. Die englischen und französischen Reisehandbücher nennen das Dorf Mykenai selbst Charvati. Ich nehme die Gelegenheit wahr, zu bemerken, daß dies ein Irrthum ist. Das Dorf hat seit Menschen- gedenken Mykenai geheißen, wie die in Trümmern liegende Fürstenburg dahinter. Charvati ist nur der türkische Name des Khans, der eben die Türken allein kummerte.

Im Dorfe Mykenai führte mich Herr Stamataki zunächst in ein Bauernhaus, welches die griechische Regierung gemiethet und mit den nöthigen Schränken und Verschlüssen ausgestattet hat, sowie auch mit einer Lagerstatt für ihn selbst, damit er dort vorläufig unterbringen und ordnen kann, was er Weiteres in den Ausgrabungen auf der Burg findet. Es ist schon eine wahre Fülle von meist zerbrochenen Gegenständen aus gebranntem Thon oben und in der Nähe gefunden worden, unter welchen mir besonders dieselben rohen Nachahmungen eines ganzen Kindes, oder auch eines bloßen Kindskopfes,

in's Auge stachen, welche wir aus den heidnischen Urnenfeldern kennen, die man im Großherzogthum Posen und im Königreich Polen an der unteren Weichsel geöfnet hat. Auch thönerne Spindeln, oder Triesel, von einer Röhre durchbohrt, durch welche einst das Garn lief, welches sie aufzuwickeln hatten, zogen meine Aufmerksamkeit auf sich. Am meisten aber thaten es die Abbildungen auf den Seitenplatten eines auseinander gefügten Sarkophages. Es war ein Streitwagen dargestellt, mit den Pferden davor, welche der Wagenlenker stehend im Wagen zügelt. Der Wagen fährt einen Abhang hinab, geraden Wegs hinein in etwas, das offenbar Wasser bedeuten soll. Denn es ist ziemlich genau dasjenige, was als Ornament griechisches Wasser heißt, nur theilweis mit höheren, theilweis mit niederen Wellenkräuseln. Auf dem Wasser sieht man die Gestalt eines Mannes. Die Zeichnung des Wagenlenkers, des Wagens selbst, der Pferde und des schreitenden Mannes ist ohne alle Perspective und mit jener Naivetät entworfen, welche den altegyptischen Zeichnungen eigenthümlich ist. Der Wagenlenker hat die Arme erhoben, um zu peitschen, aber den einen rechts nach hinten, den anderen links nach vorne, obgleich er selber im Profil gezeichnet ist. Der Kopf steht ihm also seitwärts auf dem Halse. Herr Stamatakis nannte denn auch die Zeichnung, welche denen auf ganz alten griechischen Vasen in etwas gleich, egypto-griechisch. Dieser Ausdruck dürfte im argivischen Lande, wo sich in der Danausfrage die älteste und sicherste egyptische Spur nachweisen läßt, schon seine Berechtigung haben. Die höchst primitive Form der kleinen Thiergestalten aus Thon, sowie der Spinn-Triesel riß mich zu der Aeußerung hin, wenn man diese Thonsfunde in irgend welche chronologische Beziehung zum Heereszuge nach Aion bringen wolle, schienen sie mir eher noch älter, als das Jahr 1180 vor unserer Zeitrechnung, in welches doch gewöhnlich die Rückkehr der Griechen aus Troja verlegt wird. Ich sollte später die Erfahrung machen, daß es noch heute gerade

solche Spinn-Triese in Griechenland giebt, nur aus Holz, und diese thönernen mögen ja ebenfalls bloße Nachahmungen der hölzernen gewesen sein, welche es in Griechenland gab, ehe Mykenai verödete.

Mein Gesamteindruck von diesen Thonsunden war, daß sie zwar ähnlich wie die verschiedenen Stücke des Goldfundes, offenbar verschiedenen Zeiten angehörten, daß sich aber darunter eine große Zahl ganz alterthümlicher befindet, welche auf eine Stufe der Culturentwicklung zurückweisen, wie sie etwa an der Ostsee bestanden haben muß, als ihre Umwohner in den Urnenfeldern begraben wurden.

Herr Stamataki führte mich nun in das untere Stockwerk und zeigte mir die menschlichen Ueberreste in einem Kasten, welchen er aufschloß, welche Herr Schliemann allerdings wohl etwas sehr voreilig, nachdem er sie gefunden, als diejenigen des Agamemnon selber bezeichnet hat, wovon er indeß, wie ich von einem jungen deutschen Archäologen in Athen gehört habe, demselben Herrn aus Hannover, welcher mir in Modena rieth, doch Ravenna zu besuchen, seitdem schon zurückgekommen ist. Ueberhaupt soll sein Enthusiasmus für bestimmte positive Conjecturen sich neuerdings bedeutend abgekühlt haben.

Man hat jetzt um die Ueberreste mit allem ihren Drum und Dran einen Gyps-Umguß gemacht, etwa wie um ein zerbrochenes Bein, damit alles fortan auch in seiner relativen Lage gesichert bleibe. Herr Stamataki zeigte mir, wo die von diesem Leichnam weggenommenen Goldsachen bei demselben gelegen hatten, meist oben auf beiden Seiten. Es gelang mir nicht, mich mit ihm durch Beschreibungen der einzelnen Stücke darüber zu verständigen, welche Stücke gerade an dieser bestimmten Stelle gefunden worden seien, denn mein deutscher Dolmetscher war schon mit dem Wagen nach Nauplia zurückgekehrt. Dies wäre doch aber von Wichtigkeit gewesen, wenn über das Alter des Sarges und des Leichnams zu entscheiden

ist. Nun, es wird wahrscheinlich noch genug hierüber geforscht und verhandelt werden.

Es handelte sich nun nur noch um die Grabstätten oben auf der Burg selber. Es wurden uns zwei Pferde vorgeführt, nach Art der griechischen Bauernpferde nicht eigentlich gefattelt, sondern nur mit einer Art umgeschналten und mit einer Decke bedeckten Holzgestelles versehen, welches wohl mehr dazu bestimmt ist, todte Lasten, als lebendige Menschen zu tragen, und wir ritten hinauf. Die Trümmer der geheimnißvollen Fürstenburg liegen auf einer Vorhöhe des Gebirges, von demselben durch ein Thal getrennt, durch welches ein jetzt namenloses Gewässer sich den Weg abwärts bahnt, nämlich in der Zeit, wann überhaupt Wasser von den Bergen herabkommt. Der Weg führt ziemlich schnell aufwärts. Ich konnte von oben herab die schwachen Trümmer einer Brücke über das Wildwasserbett erkennen, welche, da Mykenai schon seit dem fünften Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung ganz verödet stand, jedenfalls aus den früheren Jahrhunderten des antiken Griechenlands stammen müssen. Solches ist denn auch die allgemeine Ansicht. Eine große Halde aufgezgrabenen und herabgeschütteten Erdreiches, welche, wie ein Mantel von der höchsten Kuppe der Vorberge unter den Trümmern der kyklopischen Burg herabhängt, kündigt zuerst dem Blicke an, daß und wo die Ausgrabungen des Herrn Schliemann nebst ihrer Fortsetzung auf Kosten der Regierung vor sich gegangen sind. Als wir vor dem Löwenthore angekommen waren, stiegen wir von den Pferden. Ich verzichte darauf, das berühmte Löwenthor, sowie die tiefer unten gelegenen Schatzhäuser, und die übrigen, ziemlich ausgedehnten Trümmer der Burg genauer zu beschreiben, da es schon so oft geschehen ist, und will nur im Allgemeinen bemerken, daß mir die kyklopische Bauart hier nicht ganz so großartig und so massig angewandt erscheint, wie zu Tiryns, woraus ich mir aber weder den Schluß erlauben will, daß hier ein älteres, noch den, daß hier ein jüngeres Beispiel

derselben vorliegt. Noch will ich ferner bemerken, daß ich denn doch davon überrascht worden bin, so beträchtlich ausgedehnte Räume vermittelst schwerer Felsstücke überdacht zu sehen, als man es noch nicht verstand, dieselben durch irgend welchen Gemölbbschnitt aneinander zu fügen, sondern noch als einzige Mittel darauf beschränkt war, entweder einen sehr großen Stein quer über zwei Pfosten zu legen, wie bei allen Thoren und Thüren geschehen, oder auch jede Steinlage über die darunter liegende etwas vorzurücken und auf diese Weise in Steinringen emporsteigend, von welchen stets der obere enger ist, als derjenige darunter, eine Art von Kuppel hervorzu- bringen, mit einer kleinen kreisförmigen Oeffnung oben, ganz wie später die älteste wirkliche Kuppel, die des Pantheon in Rom. Dies ist in Mykenai am großartigsten in dem sogenannten Schatzhause des Atreus zur Anwendung gekommen. Der vordere Raum desselben, eben der so durch stets vorspringende Uebereinanderschichtung erzeugte Dom, hat im unteren, gerade aufgemauerten Theile, einen Kreisdurchmesser von fünfzehn Metern, und erhebt sich bis zur oberen Oeffnung zu einer Höhe von 16 Metern. Ueber seine ganze innere Wand, hinauf bis zur oberen Oeffnung, sind Böcher vertheilt, in welchen große Nägel befestigt gewesen sein müssen. Im innersten Winkel dieser Böcher stecken noch einzelne Stücke von diesen Nägeln, welche also später herausgebrochen worden sind. Diese Stücke sind von Bronze. Mit den Nägeln muß doch etwas festgenagelt worden sein, denn als Aufhänge-Nägel für Rüstungen oder für andere Kriegstrophäen können sie nicht wohl gedient haben, da die Nagellöcher eben hinauf bis zur Kuppelöffnung gehen. Also sind wahrscheinlich Platten damit festgenagelt worden. Goldplatten können dies nicht gewesen sein, denn in solcher Fülle war das Gold auch in der ältesten Zeit in Mykenai nicht vorhanden, sonst wären die Geräthschaften von Gold, welche man den Fürsten mit in die Gräber gegeben hat, nicht aus so dünnem Goldblech, wie sämtliche Stücke des Fundes

des Herrn Schliemann. Also sind es wahrscheinlich Bronzeplatten gewesen, mit welchen das Innere des Schatzhauses ganz übernagelt war. Man kann sich sein Inneres also, trotz der rohen Uebereinanderschichtung von Steinen, als ebenso sauber ausgearbeitet, wie prachtwoll darstellen. In den altgriechischen Mythen ist zuweilen von goldenen Kammern die Rede, wie denn in Argos Danae vom Akrisios in eine goldene Kammer gesperrt wird. Es können sehr wohl Kammern so bezeichnet worden sein, welche im Innern mit polirten Bronzeplatten übernagelt waren. Das zweite kleinere und innere Gemach im Schatzhause des Atreus ist viereckig und aus dem Felsen selbst herausgehauen, vielleicht ursprünglich eine natürliche Höhle gewesen, wie das sogenannte Gefängniß des Sokrates bei Athen, welche hernach künstlich weiter ausgearbeitet worden ist, und zuletzt den großen aufgemauerten Dom zum Vorbau bekommen hat. Die Lage der Schatzhäuser, welche sich jedenfalls nicht im innersten Ringe der Burg befanden, die gleich derjenigen von Tiryns mehrere Abtheilungen hatte, welche eine nach der anderen vertheidigt werden konnten, zeigt jedenfalls, daß man bei Anlage des Domes die Wahl des Platzes nicht mehr ganz frei hatte.

Nun zu den Gräbern. Diese befinden sich im innersten Raume der Burg, noch ziemlich nahe dem Löwenthor. Man hat zusammen fünf große Gruben gemacht, jede von etwa zehn Metern im Quadrat, und auch etwa zehn Meter tief. Es stehen nur noch schmale Erdwände zwischen ihnen, und es ist ziemlich gefährlich, darauf herum zu klettern. Eine Schildwache unter einem Zelte ist bei ihnen aufgestellt, für deren Ablösung gesorgt ist. Es war mir nicht möglich, herauszufragen, welche verschiedenen Stücke in welchen verschiedenen Gräbern gefunden worden sind, und ich habe ja auch kein Recht, dies auszufragen und etwa Anderen ihre Schlußfolgerungen, für welche es hauptsächlich hierauf ankommt, vorweg zu nehmen.

Aber eine allgemeine Schlußfolgerung möge mir schon jetzt erlaubt sein. Aus den verschiedenen Stücken des Goldfundes ist sogar ziemlich leicht zu ersehen, daß sie aus verschiedenen Zeiten herrühren, beginnend mit einer wahrscheinlich ganz weit zurückliegenden Zeit, womit auch die gefundenen Thonsachen stimmen, und endend mit einer Zeit, welche der höchsten Blüthe der plastischen Kunst in Griechenland ganz nahe lag. Ich hatte Anfangs den Eindruck, als müsse dieselbe schon vorüber gewesen sein, aber bin hiermit weder vertraut genug, noch ist das letzte Wort über den Stempel des griechischen Kunstgeschmacks, vorzüglich in der Metallplastik in den verschiedenen Zeiten, schon gesprochen. Wir haben an die Schilderung zu denken, welche in der Ilias vom Schilde des Achilles gemacht ist. Nun ist Mykenai, wie Tiryns, seit dem Jahre 466 vor unserer Zeitrechnung verödet. Schon Thukydides fand es vollständig verödet, und wie er es fand, fand es Pausanias nach einem halben Jahrtausend noch. Das Jahr 466 war aber der höchsten Blüthe der Plastik in Griechenland, z. B. dem Pheidias, ganz nahe. Den Lezten der oben in der Burg von Mykenai begrabenen Fürsten mögen also schon Geräthschaften von Gold mit in's Grab gegeben worden sein, welche aus einer Zeit ausgebildeteren Kunstgeschmacks stammten. Zu gleicher Zeit lagen in den ganz alten Gräbern noch Goldarbeiten, welche sich zu ihnen verhielten etwa wie die Plastik aus dem frühen Mittelalter in Hildesheim zu derjenigen unserer Tage. Gerade so lange vor der Zerstörung von Mykenai durch die Argiver fiel der Krieg gegen Iliou und der Tod des Agamemnon in Mykenai.

In Griechenland muß ein Deutscher sich heut' zu Tage mit der Behauptung in Acht nehmen, daß es gar keinen trojanischen Krieg, gar keinen Agamemnon, und wahrscheinlich auch gar keinen Homer gegeben habe. Wenn die Griechen der Gegenwart diese Behauptungen aus ihm herausgelockt haben, um sich einmal recht gehörig vor Lachen über diese

„speciell deutsche Narrheit“ ausschütten zu können, haben sie ihn gewöhnlich schon vorher geschickt zu verführen gewußt, irgend eine Stelle in der Ilias in der erasmischen Aussprache anzuführen, und dann ist das Gelächter beim Skandiren und der Aussprache der Diphthonge und des th gleich losgebrochen. Dabei vermeinen sie durchaus nicht, daß die homerischen Epen nicht etwa stark interpolirt seien, oder gar, daß das Altgriechische wie das Neugriechische ausgesprochen worden sei. Sie sind nur sehr fest überzeugt, daß es einen Homer gegeben habe, welcher in Smyrna geboren worden sei, Athen und das westliche Griechenland besucht habe, und auf einer zweiten Reise dorthin auf dem Schiffe gestorben und auf der Insel Ios begraben worden sei. Und ebenso sind sie überzeugt, und hierin wohl mit noch größerem Rechte, daß, wenn auch das Altgriechische nur sehr theilweis so ausgesprochen worden sei, wie heute das Neugriechische, also z. B. ai wie ae, ei wie i, und au wie aw, wie schon aus dem Lateinischen zu schließen, es doch ganz gewiß nicht so ausgesprochen worden sei, wie wir es Erasmus geglaubt hätten, und daß wir viel besser gethan haben würden, statt seiner Neuchlin zu glauben. Den trojanischen Krieg und den Agamemnon lassen sie sich aber auch nicht rauben, und wenn auch die Meinung in Griechenland keineswegs verbreitet ist, daß Herr Schliemann wirklich den Schatz des Priamus in Hissarlik und den leibhaftigen Agamemnon selbst in Mykenai gefunden habe, so ist man doch in ganz Griechenland davon überzeugt, daß, was Herr Schliemann vorzüglich in Mykenai gefunden habe, wahrscheinlich noch mehr zur Aufklärung der Urgeschichte Griechenlands beitragen werde, als Alles, was man früher gefunden hat.

Diese Meinung habe auch ich zu theilen begonnen. Als die Argiver Tiryns und Mykenai zerstörten, brachten sie wahrscheinlich einen Theil der Burgherrschaft nebst der Besatzung um, wie dies in der Zeit lag und plünderten die Schatzhäuser bis auf die innere Bronzebekleidung aus. Die Gräber aber

rührten sie, aus der den Griechen bis heute eigenthümlichen Scheu vor einem Grabe, nicht an. Auf Santorin glaubt das Volk noch heute, wenn man ein Grab öffne, so komme ein Vampyr heraus und sauge dem Menschen das Blut aus, und nach Santorin sind sicher niemals Slaven gekommen, welche ja sonst diesem uralten Aberglauben huldigen, der schon seinen praktischen Sinn hat. Dabei wußten sie wahrscheinlich sehr wohl, daß die Gräber auch Goldsachen enthielten, denn die Sage davon erhielt sich bis zur Zeit des Pausanias, aus welchem Herr Schliemann sie herauslas. Von einer späteren Einnistung von germanischen und slavischen Barbaren in die Burgtrümmer von Mykenai weiß die Geschichte und zeigt der Augenschein an Ort und Stelle nichts. So wie Thukydides, und ein halbes Jahrtausend nach ihm Pausanias, die Trümmer gesehen haben, sind sie dann noch mehr als siebenhundert Jahre unberührt liegen geblieben, bis ein Deutscher, der sich vor Gräbern durchaus nicht fürchtet, auch wenn ihm das Blut ausgesaugt werden sollte, nämlich Herr Schliemann, auf eigene Kosten sie öffnete, nicht um sie zu berauben, sondern um den Fund der griechischen Regierung und damit der Welt zu schenken. Unter den Goldsachen sind wahrscheinlich auch solche, welche erst im fünften Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung — möglicher Weise in Athen — angefertigt worden sind, aber auch solche, welche bis in die Zeit des trojanischen Kriegs und bis zum Tode Agamemnon's hinaufsteigen, welcher etwa 1180 Jahre vor unserer Zeitrechnung stattfand, und vielleicht auch noch beträchtlich höher hinauf. Viele der gefundenen Thonsachen sind dies gewiß. Schrift ist keine gefunden. Die Funde selbst sind stumm.

Als wir beim hereinbrechenden Dunkel wieder hinab nach dem Dorfe Mykenai ritten, hingen wir Beide schweigend unseren Gedanken nach. Bei dem Bauer Chrestos Anagnosti war für mich ein Bett auf den Boden gebreitet und auf dem Tische stand ein gebratenes Huhn, eine

Schüssel mit einer vortrefflichen Reisspeise und eine Flasche Wein. Die Soldaten, welche auf der Burg Wache zu stehen hatten, und die junge hübsche Frau des Bauers warteten mir auf. Ein anderes Huhn aber ward vor dem Feuer am Spieß gedreht, damit Chrestos und ich auf der langen und beschwerlichen Fahrt des nächsten Tages durch die Gebirgsböde nach Neu-Korinth etwas zu essen hätten. Ich aber träumte die ganze Nacht von Agamemnon, Klytämnestra, Aeghistos und Orestes. Herr Schliemann mit seiner kühnen Einbildungskraft hatte es mir angethan.

Von Mykenai nach Neu-Korinth.

Das Heiligenbild. Der Brautkranz. Der Aufzug bei der Abreise. Der Ritt durch die Oede. Der Telegraphendraht als Begleiter. Das Jagd-Revier des nemäischen Löwen. Der Kampf der Türken und der Griechen in den Gebirgen von Argolis. Der Boreas. Zusammenbrechen des Chrestos. Khurteffa Khan. Die spinnende Alte. Spinnriesel wie im grauen Alterthum. Spuren von Alt-Korinth. Der Gasthof in Neu-Korinth. Das unbequeme Nachtlager. Figaro im griechischen Puppenpiel. Das düstere Bild und der düstere griechische Reimspruch.

Neu-Korinth, 25. Januar 1877.

Am 24. Januar, beim ersten Grauen des Tages, erwachte ich. Ich hatte den Bauer und seine Frau, welche nur ein quer über das Innere des Hauses gezogener Vorhang von mir schied, mit einander sprechen gehört. Als ich mich auf dem Boden gebettet fand, über mir keine Zimmerdecke, sondern das schräge Ziegeldach selbst, und die ganz kleinen Fenster entdeckte, welche durch dicke Mauern geschnitten waren, wie in einer Burg aus der Zeit des Lehnswesens, mußte ich mich wirklich besinnen, wo ich war und was ich dort zu thun gehabt hätte. Der Vorhang, welcher mich von dem Ehepaar trennte, hing nur von etwa der halben Höhe des Raumes herab. Aus dem Scheine aus dem Inneren des Daches konnte ich ersehen, daß die jungen Bauersleute schon ein Feuer im Kamin angezündet hatten. In der Mauer über mir entdeckte ich eine viereckige Nische, in welcher sich ein grob gemaltes Heiligenbild befand. Es war in vier Felder getheilt, etwa wie ein Wappen. Rechts oben war die Mutter Gottes dargestellt, mit dem Kinde auf dem Schoße. Im Felde daneben befand

sich, nach der Aufschrift, ein Bild des Johannes, ich weiß nicht, ob des Täufers, oder des Evangelisten, denn es hätte auch jeder andere sein können. Darunter waren auf dem einen Felde der heilige Demetrios dargestellt, welches nur der heilige Georg unter anderem Namen zu sein scheint, denn wie dieser, war er auf einem weißen Pferde einhersprengend dargestellt und stach mit seiner Lanze nach unten, aber nicht in den Rachen eines Drachen hinein, sondern in das Auge eines Manneskopfes, welcher aus dem Boden emportauchte, und der heilige Antonius, welcher ebenso gut jeder andere Heilige hätte sein können, denn seine Versuchung in der Thebais war auf keine Weise angedeutet. Die Malerei glich derjenigen der Bilder auf Wachsleinwand, von irgend einer schrecklichen Mordthat im Mondschein bei einer Mühle, wie sie auf unseren Jahrmärkten umhergeschleppt zu werden pflegen. Ein Lämpchen in der Nische war für abendliche Andachten der jungen Hausfrau berechnet. Denn daß es ihren Andachten galt, schloß ich daraus, daß über der Nische eine flittersilberne hohe Krone aufgehängt war. Ich rieth alsbald richtig, daß dies ihr Brautkranz sei. Also hier schüttete sie ihr Herz der Mutter Gottes aus, wenn es etwa einen kleinen Zwist mit dem Ehemanne gegeben hatte, welches jedenfalls besser ist, als wenn eine lebendige Gevatterin zur Vertrauten des ehelichen Kummers gemacht wird, denn die Mutter Gottes kann die Eröffnungen nicht boshaft weiter tragen. Beim Anblick des Brautkranzes aber kann ja noch stets die Erinnerung kommen, daß er „doch mit ihr zur Kirche gegangen ist und es deswegen nicht so schlimm gemeint haben kann“.

Es besuchte mich noch, als ich mich durch den schwarzen Kaffee erwärmte, Herr Stamataki, dem ich meinen herzlichsten Dank abstattete, und dann stieg ich auf den hölzernen Sattel mit der Wolldecke, welcher kein Sattel war, und steckte meine hohen Reitstiefel in zwei aufgeknotete Stricke, welche rechts und links als Steigbügel herunterhängen. Es war bitter kalt,

aber ich hatte einen weiten Biberpelz umgeschlagen und eine Mütze von Biberfell auf dem Kopf, so daß ich ungefähr aussah wie ein polnischer Starost, der auf die Jagd ausreitet.

Neben dem Pferde her ging Chrestos Anagnosti, mit dem Strick in der Hand, an welchem er es führte. Er trug über seiner leichten griechischen Bauernkleidung einen Ueberwurf aus weißem Wollenzeuge, mit einer spitzen Kapuze daran, welche er vom Nacken aus über den Kopf geschlagen hatte. Der Mann ist ziemlich kleinen Körperbaues, hat aber kluge Augen und ansprechende Gesichtszüge. Er sah in seinem Ueberwurf und seiner Kapuze ungefähr aus, wie einer von den sieben Zwergen, zu welchem sich Schneewittchen verirrt. Das verrostete Gewehr seines Vaters aus dem griechischen Unabhängigkeitskriege, welches er am Morgen aus dem Winkel genommen und kopfschüttelnd besichtigt hatte, hatte er verschämt wieder in den Winkel gestellt, als er beobachtete, wie ich einen Revolver mit sechs Schüssen lud.

Sobald wir auf dem Wege waren, begann unsere Unterhaltung. Ich war nicht wenig erstaunt, zu bemerken, daß ich mich plötzlich ziemlich geläufig im Neugriechischen auszudrücken wußte und von ihm jedes Wort verstand. Hatte es der Tag vorher bewirkt oder war mein Träumen von Agamemnon daran Schuld gewesen? Nach vierzig Jahren lebte mein Altgriechisch aus der Schulzeit, welches ich größtentheils verschwitzt zu haben glaubte, weil ich es im Leben so selten gebraucht hatte, wie es mir schien, vollständig wieder auf. Ueber die Schwierigkeiten der Aussprache des Neugriechischen, gerade für einen Deutschen, und über die Fremdartigkeit seiner Abweichungen vom Altgriechischen in der Deklination und Conjugation, welches übrigens diejenigen aller neuen Sprachen von allen alten sind, hatte mir mein wiederholter Aufenthalt in Griechenland endlich ganz hinweggeholfen. Dazu, daß wir uns gegenseitig so leicht verstanden, mag aber auch beigetragen haben, daß Chrestos während voller fünf Monate mit

Herrn Schliemann Neugriechisch gesprochen hatte, ihm also der Klang der deutschen Aussprache des Neugriechischen und vielleicht die gewohnheitsmäßigen deutschen Fehler in dieser Sprache sehr geläufig waren, während er zugleich gelernt hatte, sich im Griechischen selber so auszudrücken, daß es ein Deutscher besser verstand. Zwar sagte er mir, daß Herr Schliemann sehr gutes Griechisch spräche, und daß nur dessen Frau, welche eine geborene Athenerin sei, es noch besser spräche. Anfangs hatten wir noch einige Begleitung auf dem Wege, welcher sich nicht alsbald von dem Hauptwege nach Westen nördlich abzweigte. Es trieben Bauern aus Mykenai ihre Lastpferde, Mäuler und Esel, oder auch Schafe und Ziegen zur Weide westwärts. In Kurzem aber verschwand uns alle Begleitung, und wir bekamen bis etwa acht Stunden später keine menschliche Gestalt, kein menschliches Obdach, und auch kein Vieh im menschlichen Besitze mehr zu Gesicht. Nur einen einzigen, stillen und todten und doch so beredten Begleiter hatten wir auf dem ganzen Wege unablässig zur Seite, nämlich den Telegraphendraht von Argos nach Athen, über den Isthmus, auf welchem ich noch kürzlich mit meiner Frau in Athen correspondirt hatte. Dazu war jede Möglichkeit zwar jetzt ausgeschlossen, denn bis nach Neu-Korinth fehlen alle telegraphischen Stationen. Dieser weite, einen Ritt von fast neun Stunden erfordernde Weg, welcher quer über das ziemlich hohe Gebirge zwischen Argolis und der korinthischen Niederung führt, und sieben Stunden Reitens auf gut gesatteltem Pferde, aber auf einem Bauernpferde nahezu an neun Stunden erfordert, führt durch einen ganz menschenleeren Landstrich, über einen höhlenreichen Felskamm, in welchem der nemäische Löwe gehaust haben soll, den Heracles erschlug. Ich mag dazu bemerken, daß ich an einen nemäischen Löwen glaube, wahrscheinlich den letzten Löwen im Peloponnes, dessen Brüder zur Zeit des Keres in Europa nur noch in Thessalien und Macedonien, später nur noch in Kleinasien und jetzt nur noch in

Berrien gefunden werden, wo sie die nördlichste aller Löwenarten bilden. Es ging nun an der Seite des Telegraphendrahts fast unablässig bergauf in nördlicher Richtung, auf einem Pfade, welcher eben nur ein seit Jahrhunderten von Saumthieren ausgetretener Pfad war, eine Art schmaler, hohler Rinne, durch das griechische Haidekraut, welches den Namen Akryssos führt. Die eigentliche Haide des nemäischen Löwen lag uns zur Linken. Aber auf dem Gebirgsboden, über welchen wir hinzogen, hatten blutigere Schauspiele stattgefunden, als die Menschen- und Viehjagden des nemäischen Löwen und der Kampf mit dem keulenbewaffneten Manne aus Argos oder Tiryns, dem er endlich erlag. Im Jahre 1822 drangen türkische Truppen aus Norden über das Gebirge in das empörte argivische Land ein, ohne für einen Rückhalt gesorgt zu haben, und erlagen den zäh wiederholten Angriffen der griechischen Freiheitskämpfer fast bis zum letzten Mann. Noch der Vater meines Führers hatte an diesen Kämpfen Theil genommen, und ich hatte ja selbst das rostige Gewehr in der Hand gehabt, welches unter den türkischen Streitkräften Verwüstung anzurichten geholfen hatte. Noch Jahre lang nachher waren in allen Dörfern von Argolis die Waffen und Kleidungen der türkischen Kämpfer zum Verkauf angeboten worden, und die Wände der tief eingeschnittenen Thäler waren mit den bleichen Gebeinen der Türken und ihrer Pferde bestreut, wie einst die Dörenschlucht im Teutoburger Walde mit den Gebeinen der weichenden Legionen des Quintilius Varus.

Unablässig blies uns der Nordwind, also der ächte griechische Boreas, in's Gesicht, und je höher wir kamen, desto ungestümmer und desto kälter blies er. Jeden Gebirgskamm vor mir hielt eine Hoffnung, die ich nicht leicht aufgeben mochte, für den höchsten; aber wenn ich ganz oben angekommen zu sein glaubte, zeigte sich immer wieder ein höherer Gebirgskamm vor uns. Je höher wir kamen, über desto mehr Schneefelder ließ sich hinwegsehen. Menschen begegneten

wir nach Stunden und aber Stunden des Emporklimmens immer noch nicht. Immer mehr lachte ich über meinen scharf geladenen Revolver, und immer inniger freute ich mich über meinen Leibespelz. Nur der arme Chrestos mit seiner dünnen Bekleidung und dem gänzlich unzureichenden wollenen Ueberwurf that mir herzlich leid, und ich begann Sorge für ihn zu fühlen. Denn ich sah, daß er fror, wobei er sich immer noch Mühe gab, mir den vorderen Theil der Pferdedecke unter dem Pelze über die Brust zu schlagen.

Endlich, nach vier Stunden des Emporreitens, war wirklich die höchste Stelle des Weges erreicht, die aber doch nicht hoch genug war, um uns in die Höhe des liegendbleibenden Schnees zu bringen. Gegenüber, in ziemlich weiter Ferne und lichtblau, zeigte sich die Gebirgsmasse des Helikon, jenseits des Isthmus, und etwas näher der Gipfel des Berges von Akro-Korinth, dessen Rückseite im Verhältniß zur alten Stadt man von hier aus erblickte. Auch der korinthische Meerbusen ließ sich schon als schmaler Wasserstreifen in dem Bergpanorama entdecken. Bis gen Akro-Korinth dehnte sich tief unten eine Ebene aus, von einem geschlängelten Wasserlauf durchschnitten. Keine menschliche Wohnung ließ sich auf ihr entdecken, und doch beschreibt Pausanias den Weg von Korinth nach Argos als voll von Denkmälern und geschichtlichen Erinnerungen. Mit Mühe konnte ich einige Cypressen ungefähr in der Mitte der Ebene erkennen, auf welche Chrestos mich aufmerksam machte. Dort liegt Kurteffa-Khan, sagte er, wo wir das einzige Unterkommen vor dem Sturme bis Neu-Korinth finden werden. Aber es ist ein sehr dürftiges Unterkommen, fügte er hinzu.

Von nun an ging es bergab. Der Nordwind blies immer noch stärker; denn nun schützte uns keine Gebirgshöhe mehr vor ihm. Ich sah, daß Chrestos schwer litt. Wiederholt blieb er weit zurück, und wiederholt mußte ich schließlich umkehren, um zuzusehen, was ihm widerfahren wäre. Endlich

sand ich ihn erschöpft auf den Boden gelagert. Er faßte sich immerfort auf die Stirn und klagte, daß er vor Schmerzen nicht weiter könne. Nun stieg ich vom Pferde und nöthigte ihn aufzusteigen. Ich mußte es ihm aber geradezu rauh befehlen. In meinen Pelz wollte er sich durchaus nicht stecken; ich weiß nicht, ob aus Scham oder aus Rücksicht. Nun ritt er, und ich ging daneben und führte das Pferd, welches übrigens auf dem Saumpfade durchaus keiner Führung bedurfte. Endlich bestand er darauf, abzustiegen, behauptend, daß er sich nun erholt habe. Ein Bach floß zur Ebene herab; Ziegen weideten auf dem Bergabhange. Wir kamen an einer kleinen Capelle vorüber, neben welcher ein Kinnfal eine Pferdetränke füllte, und endlich zeigte sich sogar eine Wassermühle, aber ohne daß Menschen dabei waren, und ohne in Thätigkeit zu sein. Endlich waren wir auf dem Boden der Ebene angelangt; der Bach war zu einem Flüschen angeschwellt und dies führte uns dem einsamen Kurteffa-Khan zu.

Aber in einen solchen Khan muß man eingetreten sein, um zu entdecken, daß sich darin, jedenfalls für Europäer, auf kein Nachtquartier rechnen läßt! In einem ganz kleinen Häuschen mit Lehmwänden und mit Agryllos gedeckt, lodert ein Feuer von Agryllos ohne allen Rauchfang und Abzug für den Rauch. Beim Scheine des Feuers wurden in der rauchigen Atmosphäre erst allmählig die Gestalten sichtbar, welche sich im Innern befanden. Außer dem Wirth waren dies seine Kinder, drei wunderhübsche kleine Mädchen, mit großen schwarzen Augen, ferner seine zwei Brüder, ärmlich angezogene, aber stattliche Männer, mit ausdrucksvollen Gesichtern, und endlich aller dreier alte Mutter, welche auf dem Boden kauerte und Baumwolle spann. Durch eine niedrige Seitenthür konnte man in einen ganz niedrigen Pferdestall hineinschauen, in welchem Chrestos unseren alten Schimmel untergebracht hatte.

Es war in diesem Khan, in welchem alle miteinander in den Kleidern auf einer harten erhöhten Bühne ohne Stroh-

unterlage und ohne Bedeckung schlafen mußten, für Geld und gute Worte durchaus nichts weiter zu bekommen, als Brod und Wein, — und was ich für den von Frost erstarrten Chrestos sehr gut gebrauchen konnte — heißes Wasser und eine Art von schrecklichem Façon-Rum. Ich ließ ihm also Grog machen, und dieser brachte ihn wirklich wieder etwas auf die Beine. Ich sah unterdeß dem Baumwollspinnen der hochbetagten Großmutter zu. Sie bediente sich dazu gerade solchen Spinntriefels — im Neugriechischen Spondile genannt — wie ich sie in zahlreichen thönernen Exemplaren in der archäologischen Sammlung des Herrn Stamataki zu Mykenai gesehen hatte. Nur war dieser von Holz und hatte einen längeren Stiel. Sie ließ ihn mit der Spitze auf den Boden triefeln und wenn er mit seinen Umdrehungen zu ermatten begann, wußte sie ihn mit der rechten Hand mit großem Geschick wieder in Bewegung zu setzen, während sie mit der linken Hand den Faden aus der Baumwolle herauszog. Es möge hierbei daran erinnert sein, daß im Englischen das Triefeln „spinnen“ heißt, woraus hervorzugehen scheint, daß auch in der germanischen Vorzeit ausschließlich mit Triefeln gesponnen worden ist. Das griechische Spondile, also die Spindel, scheint aber demselben Wortstamm anzugehören, wie diese.

Es schien mir unpassend, daß die kleinen Enkelinnen ihre betagte Großmutter allein spinnen ließen. Ich nahm der alten Frau den Wocken und den Triefel weg und drückte beides in die Hände des ältesten der drei jungen Dinger. Sie machte sich auch alsbald willig an die Arbeit, aber das Fleisch war schwächer als der Wille. Sie vermochte wohl den Faden herauszuziehen, aber sie vermochte nicht den Triefel in ungeförtem Gange zu erhalten. Wenn sie ihn mit dem Finger schlug, so fiel er gewöhnlich um, statt wieder lebhafter zu spinnen. Die alte Frau sah diesen Versuchen eine Zeit lang mit gutmüthig entsagendem Pächeln zu und nahm dann das Spinnwerkzeug wieder.

Unterdeß hatte Chrestos seinen Grog beendet und sich am knisternden Agryllosfeuer erwärmt, und es ging wieder zu Pferde. Da uns der Spizberg von Akro-Korinth und ein Streifen des korinthischen Meerbusens, sowie der Helikon drüben in Hellas vor Augen lagen, so hatte ich mir schon Hoffnung gemacht, daß das Schwerste des höchst unbequemen Rittes auf einem Sattel, der nur aus einem kantigen Holzgestell und einer Decke bestand, vorüber sei. Aber ich hatte bei der Rechnung nicht auf die Durchsichtigkeit der Luft in Griechenland Rücksicht genommen, welche auch im Winter vorhält. Lange mühselige Stunden ging es noch vorwärts, immer ohne alle weitere Begegnung mit Menschen und Thieren, ehe wir die unmittelbare Nähe des Meeres erreichten. Eine Zeit lang glaubte ich zur Rechten Gebäude auf einem Felsvorsprunge zu entdecken, welcher in den ganz ebenen Landstrich hineinragte, der sich am Meerbusen hinzieht. Als wir ihm näher kamen, wiesen sie sich aber nur als antike Trümmer aus, die zu Alt-Korinth gehört hatten. Sie lagen auf gerade solcher breiten fast einer Schildkrötenschale ähnlichen Felsplatte von buntem Marmor, mit Höhlen-Öffnungen, da wo sie dem Erdreich aufzuliegen scheint, wie sie südlich von Athen das Feld umgeben, auf welchem sich die antike politische Agora befand. Die Trümmer schienen mir römischen Ursprungs, etwa aus der Zeit Hadrian's welcher ja auch so viel in Athen gebaut hat. Von den sieben dorischen Säulen, welche aus der griechischen Zeit noch stehen sollen, vermochte ich von unten her nichts zu entdecken.

Seit durch die Regierung am äußersten nordöstlichen Winkel des Golfs von Korinth Neu-Korinth angelegt worden ist, und nahe dabei noch eine neue Stadt, welche man, wie ich glaube, Stratone getauft, hat die Bevölkerung den kleinen Flecken, welcher früher bei Alt-Korinth lag, wie es scheint, ganz verlassen, denn ich sah nichts mehr von ihm. Das Sumpffieber soll auch den Aufenthalt daselbst gar zu

mißlich gemacht haben. Etwa eine halbe Stunde lang zogen wir beständig an unterhöhlten Marmorfelsplatten zu unserer Rechten vorüber, über welche hin sich einst Alt-Korinth erstreckt hatte, in mehr als einer Beziehung das Hamburg des antiken Griechenlands.

Jetzt endlich vereinigten sich auch andere Wege, zwei Fahrwege, mit dem Saumpfade längs des Telegraphendrahts, der uns über das Gebirge gebracht hatte und wir bekamen wieder Menschen zu sehen, zu Wagen, wie auf Pferden. Sie zogen sogar zusammen mit uns weiter. In Einsamkeiten gruppiren sich wandernde Menschen fast von selbst zu Karawanen. Erst bei Sonnenuntergang trafen wir in den weiten, geradlinigen, noch ziemlich dünn bebauten Straßen von Neu-Korinth ein, welche ganz neue Stadt, wie alle neuen griechischen Städte, dem ähnlich sieht, was ich mir unter einer Siedelung in den amerikanischen Wäldern wenigstens vorstelle.

Entsetzlich müde von dem langen Ritte auf einem so unbequemen Sitze, und von dem Sturme, der mir den ganzen Tag hindurch gerade in's Gesicht geblasen hatte, frug ich im Gasthose zur neuen Welt, dem besten von Neu-Korinth, der aber wenigstens als ein Gasthof eine jämmerliche Kabache ist, nach meinem Lager. Ein Lager bereitete man mir wohl, aber ein Bett war es nicht. Es war eine alte Thür, welche man in einem sonst leeren Zimmer des oberen Stockwerks wie eine Brücke über zwei Bänke legte. Darauf kam dann ein Strohsack, und zur Bedeckung eine Wolldecke. Das war Alles. Angekleidet warf ich mich oben drauf und vergaß in meiner Ermüdung, mich zu überzeugen, ob vorhanden sei, was der Reisende nöthig haben kann. Im Dunkel der Nacht erweckte mich, was ich schon eine Zeit lang im Halbschlafe für einen Traum gehalten hatte. Ich hatte zu träumen geglaubt, daß ich eine lange politische Rede voller Kraftworte hörte, denen stets brausender Beifall folgte. Als ich ganz wach geworden war, entdeckte ich, daß ich wirklich zwei mit einander wechselnde

Stimmen Reden halten hörte, in neugriechischer Sprache, untermischt mit italienischen Worten, und daß häufig lebhaftes Händegeklatsche am Schlusse der Reden laut wurde. Es waren eine Männerstimme und eine Frauenstimme. Nebenan ist ein Theater, sagte ich zu mir selbst, und die Zwischenwand wird sehr dünn sein. Ich hörte zuerst die Namen Figaro und Rosina heraus und erkannte zuletzt aus dem Texte eine augenscheinlich sehr abgekürzte Uebersetzung der Hochzeit des Figaro, nicht der Oper, sondern des Stückes von Beaumarchais. Meine Neugier war trotz meiner Ermüdung groß geworden. Ich stand auf — ich war ja noch angekleidet — folgte dem Schalle, und kam so vermittelst einer Außentreppe auf den Hof des Hauses herab. Aus diesem führte eine Thür in das Nachbarwirthshaus, wo das Schauspiel vor sich ging. Ich konnte wenigstens hineinschauen. Es war kein wirkliches Schauspiel; es war nur ein Puppenspiel. Die wechselnden Stimmen kamen alle von demselben sehr laut und lebendig sprechenden Manne, der auch die Frauenstimmen gut nachzuahmen verstand. Der Saal war mit Leuten der unteren Klassen gefüllt und voll Tabacksrauch. Am Büffet verschaffte ich mir Streichhölzer, welche oben fehlten, und steckte dann bei mir wieder Licht an. Die Hochzeit des Figaro als Puppenspiel in Korinth rief als Gedankenverbindung die Erinnerung an das lustige Leben im alten Korinth und seinen Untergang durch die Hand der Römer wach. Plötzlich fiel mein Blick auf einen großen Holzschnitt an der Wand, welcher ein menschliches Skelett darstellte mit einer Sense in der Hand, also den Tod. Rechts und links desselben war ein langes neugriechisches Gedicht gedruckt und sein stets wiederkehrender Strophenabschluß ist mir ungefähr im Gedächtniß sitzen geblieben:

Μόρος ὁ θάνατος
 Ἐνε ἀθάνατος
 Καὶ νεκροτάπτης
 Κοσμον ὁ καιρός.

Nur der Tod ist ohne Tod
 Und die Zeit ist angestellt
 Als Todtengräber der ganzen Welt.

Das ist dieselbe düstere Auffassung, welche seit der Zeit des Herakleitos, des Dunklen, in Griechenland immer wieder aufgetaucht ist und sich von dort einst über die ganze Welt verbreitete. Sie kehrt also auch jetzt noch zurück. Ich aber dachte dabei an weiter nichts, als daß ich am nächsten Morgen meine Frau wiedersehen und hoffentlich nicht mehr so anstrengende Tage zu durchleben haben würde.

Von Korinth nach Korfu über Patras.

Auf dem Meerbusen von Korinth. Die Rhebe von Galaxidi. Das Dorf Skala und das Thal von Delphi und der Parnasß. Kreuzfahrt. Die Stadt Patras und ihre Gaserleuchtung. Der Landweg nach Olympia unpraktikabel. Ein Liverpooler Handelsdampfer. Die Schwierigkeit der Einschiffung. Der seltsame Schiffskörper. Englische Kost an Bord. Ithaka, S. Maura und Korfu. Der türkische Aviso. Das Thurnschiff Devastation als schwimmender Zaubergarten. Die russische Zigeunerbande. Besuch des Consul Fels an Bord.

Korfu, den 27. Januar 1877.

Am 25. Januar ganz früh traf ich in Neu-Korinth wieder mit meiner Frau zusammen, welche von dem Sturme nichts mehr zu fühlen bekommen hatte, als sie den Piräus um Mitternacht verließ. Sie hatte sich dann in Kalamaki allein einen Wagen genommen und war im Morgengrauen ganz gemächlich quer über den Isthmus gefahren, einen in vieler Beziehung zu Erinnerungen, und selbst zu Zukunftsgedanken anregenden Weg, welchen wir schon vor Jahren in umgekehrter Richtung zusammen durchgemacht hatten. Kalt aber war der nächste Tag immer noch, und auch etwas nebelig. Die hohen Bergketten auf beiden Seiten des Meerbusens von Korinth verloren wir, vom Schiffe aus, fast ganz aus dem Gesicht. Erst als wir in den Busen von Galaxidi zur Rechten eingelenkt waren und in einiger Entfernung vor Skala Halt machten, in das breite öde Thal von Delphi hinausblickend, trat der Parnasß in seiner ganzen Majestät aus den Nebeln hervor. Ich kannte noch jedes Haus von Skala wieder, mit Ausnahme einiger ganz neu entstandenen.

Ich kannte die Schänke und das Caffeehaus wieder, wo uns die Studenten von Athen, lustig und lärmend, die Wirthe aus ihrem Berufe verdrängend, aufgewartet hatten. Auf der kleinen, mit Masten gefüllten Rbede von Galazidi hielt sich das Dampfschiff nur einen Augenblick auf und setzte dann seine übliche Kreuzfahrt zwischen beiden Ufern des Meerbusens fort, nun vor Nigion, nun vor Naupaktos Halt machend. In Nigion war die alte hohle Riesenplatane verschwunden, welche wir noch vor zwei Jahren stehend gesehen hatten. Nachdem sie ihr Leben mindestens tausend Jahre gefristet hatte, vielleicht sogar, wenigstens aus einem früheren Schoß aus der Wurzel, viel länger, war sie endlich durch einen Sturm umgestürzt worden, und hatte im Sturze zwei ganze Häuser kurz und klein geschlagen. Solche Gefahren kommen am korinthischen Meerbusen zu denjenigen der Erdbeben und der plötzlichen Erdsenkungen, durch welche im Alterthum ganze Städte, wie Bura und Helike, dicht bei Nigion, im Schoße des Meeres begraben wurden, noch hinzu. Endlich lagen wir vor Patras. Seine Einwohnerzahl ist jetzt auf volle 35,000 gestiegen, und es ist also nächst Athen unzweifelhaft die größte Stadt Griechenlands. Es wird sich nun auch mit einer Gasbeleuchtung versehen, welche wohl Athen, Hermupolis aber noch nicht hat, und sie würde sogar schon in allen Straßen strahlen, denn sie ist fertig hergestellt, wenn die Stadt der französischen Gesellschaft, welche diese Gaserleuchtung hergestellt hat, den Rauffchilling schon vollständig bezahlt hätte. Es fehlen aber daran noch eine halbe Million Franken, welche zu diesem Zwecke doch schon vorhanden gewesen sein sollen, von welchen aber jetzt nicht recht zu ermitteln scheint, wo sie denn eigentlich geblieben sind. Jedenfalls hat sie die Gemeinde von Patras nicht mehr, und die Franzosen haben sie noch nicht und behalten so lange ihre Hand auf der Gasanstalt. In unserer Zeit scheinen überall größere Geldsummen die Neigung zu haben, zu verschwinden, ohne daß man weiß, was aus

ihnen geworden ist. Freilich ist dies nur vielleicht einseitige Darstellung, welche mir von Seiten der angeblichen Gläubiger zugekommen ist. Audiatur et altera pars! In Patras stiegen wir ans Land und ließen das Schiff seine Fahrt um den Peloponnes ohne uns fortsetzen. Wenn möglich, wollten wir noch die deutschen Ausgrabungen im Thale des Alpheiios, am Tempel des Zeus in Olympia besuchen. Das Schiff kommt ihnen noch näher bei der Insel Zante; von dort muß man dann im offenen Boote nach dem festen Lande des Peloponnes meilenweit übersetzen. Aber dazu war die See noch viel zu sehr bewegt, oder war es doch wieder geworden. Es blieb also nichts übrig, als zu ermitteln, ob der Weg über das Gebirge von Patras nach Olympia, der sich bei trockenem Wetter wohl machen läßt, jetzt praktikabel sei. Wenn er naß ist, wird er für Fuhrwerk unmöglich, hatte mir Professor Curtius in Athen gesagt, der kürzlich selbst von Olympia gekommen war. Ich fand meine beiden Bekannten in Patras, den deutschen Consul Herrn Hamburger, nach Corinthenpflanzungen in Messene, und den französischen Viceconsul, Herrn Claus, nach Spanien verreist. Aber des deutschen Consuls Gemahlin ließ uns keinen Zweifel daran übrig, daß der Fahrweg von Patras nach Olympia zur Zeit durchaus noch unpraktikabel sei. Herr Dr. Hirschfeld habe nebst seiner jungen Frau sich gerade noch zur rechten Zeit dorthin begeben. Wir mußten diesen Plan also aufgeben, so ungern es geschah. Mein Trost war, daß sich die dortigen Ausgrabungen ja jedenfalls in allerbesten Hand befinden, und wie wir aus den Berichten des Herrn Professor Curtius im „Reichsanzeiger“ wissen, ja denn ganz neuerdings auch besonders erfreuliche Resultate gehabt haben. Da ich vor Jahren in Athen das Meinige dazu gethan habe, den Abschluß des betreffenden Staatsvertrages zwischen Deutschland und Griechenland zu ermöglichen, worüber der damalige Präsident der griechischen Volksvertretung, Herr Dr. Kasimati, jetzt in Hermupolis, einen ausführlichen Bericht im Druck

abgestattet hat, hatte ich nicht geringe Genugthuung gefühlt, als ich über die neuen Ausgrabungsfrüchte in Olympia las, und beklage es nun weiter nicht, daß mir nicht etwa, wie dem Herrn Professor Curtius, von der griechischen Regierung ein besonderes Schiff für die Fahrt nach Olympia zur Verfügung gestellt werden konnte. Sobald dieser Plan ganz aufgegeben war, hielt uns in Patras nichts mehr auf. Mit großer Freude hörte ich daher von der Frau Consul Hamburger, daß sich ein großer englischer Handelsdampfer der Rhedergesellschaft Leyland und Compagnie in Liverpool auf der Rhede von Patras befand, welcher schon am nächsten Tage nach Italien abfahren wollte, und zwar nach der Hafenstadt Bari in Apulien, wo wir das italienische Eisenbahnnetz gerade an dem Punkte erreichten, von wo aus der kürzeste, uns dazu noch ganz neue Eisenbahnweg längs der Südküste des Stiefels von Italien, um den Meerbusen von Tarento herum, nach dem schönen Sicilien führt.

Als ich beim Agenten der Liverpooler Gesellschaft unsere Mitfahrt nach Bari belegen wollte, theilte mir dieser zuerst mit, daß auf den Schiffen der Gesellschaft Leyland nur für sehr wenige Kajütenpassagiere, höchstens für drei oder vier Raum sei, und daß wir wahrscheinlich ganz allein sein würden, worüber ich indeß nur meine größte Befriedigung äußerte. Dann aber machte er sich mit einiger Verlegenheit an den zweiten Punkt. Wenn sich eine Dame in meiner Begleitung befände, so müsse er mich doch darauf aufmerksam machen, daß der Sturm, mit welchem das Schiff auf seiner letzten Fahrt von der Meerenge von Messina bis Patras zu kämpfen gehabt habe, die Schiffstreppe von dem eisernen Schiffe abgerissen habe, und daß in Patras keine Abhilfe möglich sei. Die Dame würde also nur mit Schwierigkeit und Gefahr an Bord und wieder herunter von Bord an Land kommen können. Das einzige Verbindungsmittel sei jetzt eine Strickleiter, welche sich an den Bauch des Schiffes schmiege, und auf welcher man

nicht bloß auf losen Stufen senkrecht in die Höhe zu steigen habe, sondern im unteren Theile sogar mit etwas nach hinten hängendem Rücken.

Er sah mich ziemlich verdutzt an, als ich trotzdem lächelnd die Ueberfahrt bezahlte, wohl wissend, daß meine an die Mißlichkeiten der Seereisen ziemlich gewöhnte Frau sich nicht abschrecken lassen würde, wenn sie nur von dem Zwange befreit würde, in Patras wenigstens drei Tage nutzlos liegen zu bleiben. Es war denn auch nicht so schlimm. Kaum war unser Boot bei der Seite unseres Schiffes angekommen, und der Capitän hatte eine Dame darin entdeckt, so ließ er den Schiffszimmermann eine feste Holzleiter durch angenagelte Latten aus einer zweifüßigen zu einer vierfüßigen machen. Sie ward von oben herunter in das Boot gelassen und dort so fest als möglich aufgestützt. Dann kam noch ein Strick zum Anfassen herunter, und meine Frau stieg ganz hurtig hinauf, indem ich ihr knapp auf dem Fuße folgte. Gerade so sind wir auch in Bari wieder ausgeschifft worden. Unser starkes Gepäck ging am Stricke herauf und später auch wieder herunter.

Als wir oben auf Deck angelangt waren, erstaunten wir nicht wenig über das endlos lange und dabei ganz schmale, hoch aus dem Wasser herausragende Ungethüm von Schiff, auf welchem wir uns befanden. Es kam mir im Vergleich zu den gewöhnlichen Schiffen etwa so vor, wie eine Giraffe im Vergleich zu einem Affen. Es war ganz und gar aus Eisen. Nicht bloß seine Wände und Rippen und die Abtheilungen im Innern des Raumes, sondern auch das Deck, bestand aus Eisenplatten, welche gereifelt waren, damit man darauf gehen konnte, ohne auszugleiten, und auf dem Deck waren drei Cajüten, wie es schien, eine vorn am Bug, die aber nur das Ankerhaus war, eine ungefähr in der Mitte, welche eine wirkliche Cajüte mit einigen Schlafcojen und einem Eßzimmer war, und eine dritte weiter hinten, welche sich aber schließlich als der obere Theil des sonst im Kumpfe

steckenden Maschinenhauses auswies, in welchem zugleich die Küche für den Stewart angebracht war.

Es gab alsbald zu essen, nebst Thee, und zwar eine echt englische Mahlzeit. Es gab gerösteten Speck und Eier, Beefsteaks und Hammelhops, und das vortreffliche weiße Brod, um welches wir Griechenland beneiden können, ließ sich dazu ganz wie englisches Quartern Loaf an. Es gab auch fette Salzbutter, ein unerhörter Luxusartikel im Orient, welches ich nur ein einziges Mal in einem Hause dort zu essen bekommen habe, wo man sich Butter aus Hannover kommen ließ, nachdem alle französische und norditalienische sogenannte Dauerbutter, für welche doch ein hoher Preis bezahlt wird, sich als verdorben ausgewiesen hatte, und kein Mensch die türkische Büffelbutter mehr mochte. Es gab auch Stout, und Pale Ale, und zwar zu genau denselben Preisen wie in London. Dies ist ein wichtiger Unterschied der englischen und der deutschen Biere, daß die englischen unter allen Breitegraden sich halten, und in allen Jahreszeiten, also an Bord höchst brauchbar sind, während die deutschen kühler und ruhiger Lagerung bedürfen.

Als die Nacht hereinbrach, fuhren wir ab, und der Capitän blieb die ganze Nacht auf dem Deck, um das Schiff durch die Gefahren des kürzesten Weges zwischen dem Festlande und den Inseln Ithaka und S. Maura hindurch zu steuern. Als wir erwachten, war nordwestlich Korfu in Sicht, und bald liefen wir in das höchst malerische Binnengewässer zwischen dieser, in der Odyssee verherrlichten, Insel und der Küste von Albanien ein, deren Berge sämmtlich Schneekappen trugen.

Es war nicht bloß ein landschaftlich sehr entzückendes Bild ringsum dies Binnengewässer, vorzüglich mit dem doppeköpfigen Bergcastell von Korfu am Strande, von welchem es eben den byzantinischen Namen Koryso, die beiden Köpfe, hat, und welches Vorgebirge wohl in der Odyssee als das versteinerte Schiff des Odysseus erscheint, und den hoch-

gethürmten Häusern der Stadt dahinter, welche ein grüner Wiesenplan vom Castell trennt, sondern es war gerade jetzt auch ein nautisch sehr belebtes Bild. Zwischen uns und dem Castell lag ein kleiner höchst schlanker und zierlicher türkischer Avisodampfer, dessen befehliger Offizier im Fez soeben vom Lande von seinen Matrosen zu seinem Schiff herüber gerudert wurde. Was wollte die rothe Flagge mit dem weißen Halbmond und Stern hier? Sie wollte bewachen, was zwischen der nördlichsten griechischen Insel und dem soeben mit Gewalt wieder zur Ruhe gebrachten Theile des Festlandes vor sich ging; das war uns ziemlich klar. Die Insel Korfu ist nach europäischem Recht seit der Abtretung der jonischen Inseln von Seiten Englands an das Königreich Griechenland für neutral erklärt, weil sie eben so nahe vor der Küste einer türkischen Provinz liegt, über deren Abreißung von der Türkei bis jetzt keinerlei Einverständnis herrscht, und wenn es nach England geht, vielleicht auch niemals herrschen wird. Trotzdem scheinen die Türken jetzt Wachsamkeit an dieser Stelle für nöthig zu halten und, wie wir bald kennen lernen sollten, thun es die Engländer auch. Was kommt denn da für eine seltsame Erscheinung herauf? rief meine Frau. Und als ich mich umdrehte, sah ich allerdings auf dem Meere, was für mich eine höchst seltsame Erscheinung war. Es sieht aus, wie ein schwimmender Zaubergarten — fuhr meine Frau fort. Von der Stimme des Capitäns, welcher auf dem Dach unserer Kajüte stand, welches für ihn das war, was auf Räderdampfschiffen die Brücke zwischen dem Radkasten ist, kam uns die Erklärung. Da wir englisch gesprochen hatten, hatte er meine Frau verstanden. Es ist die „Devastation“ sagte er. Gehört hatte ich schon in Smyrna viel von diesem furchtbaren Thurmschiff; gesehen hatte ich es noch nicht. Zur Zeit sah es sehr harmlos aus und sehr lustig; wirklich fast wie ein Zaubergarten. Gleich unser langer, schmaler und hoher Dampfer einer Giraffe, so gleich dieses zerstörungskräftige Ungethüm jetzt

einem mit Teppich behängten Elephanten, welcher auf seinem Rücken ein Lusthäuschen und auf dem Halse den Konak mit blitzendem Stahlspieße trägt. Der breite Rücken des Schiffes stand nur wenige Fuß aus dem Wasser und auf ihm ging eine bunte Gesellschaft von blauröckigen Seeoffizieren und roth-röckigen Landoffizieren Arm in Arm spazieren. Mir kam die Erzählung einer jungen Dame in den Sinn, von einem Balle, welcher im vergangenen Frühjahr in der Bucht von Smyrna auf dem breiten Rücken der „Devastation“ stattgefunden hatte, im Mondschein und zugleich bei bengalischer Beleuchtung. Es muß ein ganz fantastischer Anblick gewesen sein, wie sich die Paare im weiten Kreise um den blaugrauen Thurm des Schiffes herumschwangen, nur durch ein zartes, aber festes schmiedeeisernes Gitter von den Wellen des Meeres geschieden. Die Musik auf dem Thurme spielte alt-englische Galoppaden dazu, welche sich zuletzt in das majestätische National-Anthem auflösten, oder in die stolzen Klänge des: Herrsche Britannia, herrsche über die Wellen. Elektrisches Licht goß seine, das Auge erfrischenden, Strahlen über das Bild wilder Lust unten und über die zahllosen Flaggen, welche oben, in bunter Zusammenstellung, von allen Tauen flatterten. So mag es auf der „Devastation“ aussehen, so lange der Frieden erhalten bleibt. Wenn sie aber wirklich in den Krieg muß, verändert sich ihr Aussehen gänzlich. Die bunte Sammlung von Flaggen aller Nationen, welche auch jetzt vor Korfu wieder auf ihren Tauen aufgereiht war, um Zeugniß von ihrer Friedensliebe abzulegen, verschwindet dann. Das Deck des Schiffes selbst verschwindet unter der Meeresoberfläche in Folge des Wassers, welches man unten hineinlassen kann, und nichts weiter ragt noch aus dem Meere hervor, als der blaugrau angestrichene eiserne Thurm, dem Wasser so ähnlich, daß es schwer ist ihn davon zu unterscheiden. Desto fühlbarer werden die blanken, stählernen Zähne, die er zeigt, die Verderben schleudernden Riesengeschütze. Wenn sie am meisten sichtbar werden, durch

Feuerströme und Rauchwolken, werden sie auch hörbar durch tiefen Donner. Es ist doch besser, wenn junge Frauen auf der „Devastation“, als wenn deren Kugeln auf dem Meere tanzen. Vorläufig kann ich bezeugen, daß an der Sage, die in Smyrna ging, die „Devastation“ sei in Vesika-Bey durch den Sturm bis zur Seeunthätigkeit beschädigt, auch kein wahres Wort ist.

Raum hatten wir das überraschende und fast sinnverwirrende Schauspiel dieses halb lustigen, halb schrecklichen Kriegsschiffs genossen, so stellte sich unserem Auge und Ohr ein anderes dar, welches aber nur jämmerlich und höchstens räthselhaft war. Eine Bande bessarabischer Zigeuner hatte in Korfu Plätze auf dem Deck nach Bari belegt, um fortan Kalabrien, wo der zerrütteten bürgerlichen Gesellschaft gerade diese Art von Leuten noch fehlt, mit ihrer Gegenwart zu beglücken. Der Agent in Korfu der Rheder-Gesellschaft Veyland in Liverpool, der deutsche Reichsconsul Herr Fels, der geachtetste und einflußreichste deutsche Kaufmann in allen griechischen Landen, hatte sie als Deckpassagiere angenommen, und wir wurden von seinen jungen Leuten benachrichtigt, daß er selber an Bord kommen werde, um uns zu besuchen, da er von unserer Anwesenheit auf dem Schiffe schon telegraphisch aus Patras gehört habe. Die Zigeunergesellschaft, Männer, Weiber und kleine Kinder, mehr Weiber als Männer, und noch mehr kleine Kinder als Weiber, und endlich noch eine Anzahl räudiger Hunde, ward nun wirklich auf der Strickleiter, oder auch mit Zugseilen aus dem Boot an Bord befördert. Die Gesellschaft in ihren Lumpen und in ihrem Schmutz gewährte einen zurückstoßenden Anblick, auch für mich, der ich viel Derartiges und Schlimmes im Leben schon gesehen hatte. Dabei waren ganz hübsche Gesichter darunter mit großen, schwarzen flammenden Augen. Sämmtliche Weiber zitterten und weinten und schrieten, wie sie über das Gitter weg auf's Deck gehoben wurden. Niemand von den Matrosen wollte sie

anfassen und der Stewart auch nur, weil er es, kraft seines Amtes, mußte. Er wies ihnen ihre Plätze für die Nacht in der Nähe der Maschine an, wo es warm war, und ein Wetter-schutz vorhanden, und wenigstens die kleinen Kinder krächten bald wieder lustig. Noch wußte Niemand, wer und was sie denn eigentlich waren, und alle Sprachen, welche wir zusammen auf dem Schiff im Vorrath hatten, wurden vergeblich an ihnen versucht. Aber in England giebt es viel herumstreifende Zigeuner, deren angeblichen König ich selbst kenne, und daß es Zigeuner seien, war bei der Schiffsmannschaft eine ausgemachte Sache. Man rieth auf Rumänien, aber rumänisch verstand Niemand. Endlich versuchte ich russisch, gavaritje, pa ruski? Da sprangen sie alle auf einmal auf die Füße und schnatterten eifrig los da, da! ja, ja! Ich selbst verstehe aber auch weiter kein russisch, und für den Rest aller Verständigung waren wir auf die Waimensprache verwiesen. Sie kramten aber auch einen schmutzigen russischen Gesammtpaß hervor, für Luigi und Genossen, vom Gewerbe Kesselschmiede. Das kennen wir ja schon: kupferne Kessel hämmern sie und silberne Löffel stehlen sie!

Endlich kam wirklich Herr Consul Fels, von Matrosen gerudert, nach dem Schiffe herüber und kletterte die Strickleiter mit einer in seinen Jahren jedenfalls überraschenden Sicherheit und Geschicklichkeit herauf. Wir schüttelten als alte Freunde die Hände, aber dem Capitän brachte er Nachrichten, welche diesen zur höchsten Eile und Energie aufstacheln mußten. Die Gesellschaft Leyland in Liverpool hält sechsunddreißig große eiserne Dampfschiffe im Gange, von zweitausend Tons bis fünftausend Tons Tragfähigkeit, von dreihundert bis vierhundert Fuß Länge und von achtundzwanzig bis fünf- unddreißig Fuß Tiefe des Kiels unter dem Deck, sämmtlich Schraubendampfer. Diese Schiffe sind für das mittelländische Meer registriert, und fahren von einem Hasen desselben zum anderen, ohne bestimmte Zeiten, wie ihnen Fracht zugewiesen

wird. So war der Dampfer „Lesbian“, auf dem wir fuhren, von Genua bis Messina gefahren, dann von Messina bis nach Patras und fuhr nun von Patras über Korfu mit Del nach Bari, dem süditalienischen Haupthafen für Baumöl. In Bari aber lag ein anderer Dampfer der Gesellschaft, der „Arabian“, gestrandet auf einem Riff im Hafen. Die Weisung war von Liverpool gekommen, keine Zeit zu verlieren und ihm zu Hilfe zu springen. Unter großer Aufregung der Mannschaft fuhren wir nach Italien ab.

Von der Rhede von Korfu nach Bari in Apulien.

Contrast der flachen italienischen mit den steilen griechischen Küsten. Griechen und Italiener. Das im Hafen gescheiterte Schiff Arabian. Der unglückliche Schiffs-Capitän, der sich in sein Schicksal gefunden hat. Die Stadt Bari. Die deutschen Kaufleute daselbst. Ein deutsches Theater. Abreise nach der Südspitze von Italien.

Bari, 28. Januar 1877.

Also denn endlich versetzt aus dem Morgenlande wieder nach Italien! Darin macht sich die Versetzung, wenigstens nach Süd-Italien, alsbald bemerkbar, daß man, sobald man den Fuß an's Land setzt, von Geschrei, von Aufdringlichkeit, von Leuten, welche Kupfergeld verdienen wollen, und von Schmutz umgeben ist. Einen der unangenehmsten Eindrücke dabei macht die große Anzahl der Krüppel. Weiß der Himmel, wo sie, vorzüglich im ehemaligen neapolitanischen Königreich, alle herkommen! Sind sie von Felsen heruntergefallen? In Apulien, von welchem Bari jetzt die unzweifelhafte Hauptstadt ist, kann man sich dies kaum denken. Denn von Felsen und anderen steilen Abfällen des Erdreichs sieht man gar nichts. Als ich, erwacht, auf das Deck trat, welches geschah, als Otranto und der Hafen von Brindisi schon hinter uns lagen, und wir also im adriatischen Meere waren, sah ich zur Linken eine flach ansteigende Küste, mit Delbaumwald bedeckt und mit weißschimmernden Hafensstädten besäimt, und zur Rechten nichts als das lichte Meer. Die flache Küste ist für Jemand, der aus Griechenland und Klein-Asien kommt, ganz etwas Neues. An so viel flaches Land ist er gar nicht mehr gewöhnt. Vorzüglich zwischen den Küsten und Inseln Griechenlands

glaubt man beständig unter hoch aufsteigenden Decorationen aus bemalter Pappe umherzufahren, welche dem fruchtbaren Lande gar keinen, und nur dem verrätherisch lachenden lichtblauen Meer Platz übrig lassen. Dabei strahlt, wenigstens im Winter, blendender Schnee von allen Gipfeln; die Felseninseln erscheinen auf dem Wege und schwinden wieder wie Traumbilder. Sobald man die Küsten von Italien erreicht, hier also im besondern die von Apulien, hat man zuerst den Eindruck, daß man in ein höchst prosaisches Land kommt, wenigstens im Vergleich mit Griechenland. Man merkt aber ebenso, daß man in ein fleißiges Land kommt, aus einem, welches jedenfalls noch nicht wieder so fleißig ist, wenn es dies jemals war.

Es ist aber jedenfalls vortheilhaft für die Welt- und Menschenkenntniß, wenn man sich bei dem Verlassen eines Landes und dem Eintritt in ein anderes zum Bewußtsein bringt, nicht blos, worin sich die Landschaft, sondern auch worin sich ihre Bevölkerung unterscheidet. Indem wir den Griechen der Neuzeit, auf wie lange, weiß ich noch nicht, Lebewohl zu sagen hatten, vermochten wir uns wieder, wie das erste Mal, nicht darüber ganz klar zu werden, ob es mit einem Gefühle der Anerkennung, oder dem Gefühle des Gegentheils, geschähe. Höflich hatten wir sie gerade nicht gefunden und noch viel weniger offenerzig, welches doch zwei Eigenschaften sind, wonach ein Volk von dem Besucher aus der Fremde gemessen wird. Dagegen hatten wir die Spitzen ihrer Gesellschaft allerdings mit tiefen Gedanken erfüllt gefunden, und ihren Geist auf Höheres und Kühneres gelenkt, als uns außer Deutschland und England und den skandinavischen Ländern noch jemals vorgekommen ist und dies bei noch sehr lückenhafter Bildung. Verglichen mit dem griechischen Geist, auch dem der Neu-Griechen, ist der italienische eigentlich nur ein harmloser, in der Regel lustiger Zwerg, ohne daß größere Thatkraft und Willensstärke dieses aufwögen, wie sie es im

Alterthum zwischen den Römern und Griechen thaten. Jetzt sprechen dagegen größere Höflichkeit und Aufrichtigkeit ganz für die Italiener, wenn verglichen mit den Neu-Griechen. Das Verhältniß scheint sich umgedreht zu haben. Immer aber noch fliegt der griechische Geist jedenfalls viel höher, als der italienische, und man bekommt wirklich einen komischen Eindruck von dem öffentlich angekündigten Wunsche Garibaldi's, welcher ein sehr treuer Ausdruck des gemeinen Mannes in Nord-Italien ist, den Griechen politisch-militärische Hilfe zu bringen.

Am vortheilhaftesten stechen die Griechen von den Süd-Italienern darin ab, daß zwar wohl der Straßenraub, aber verhältnißmäßig nur wenig der Straßenbettel unter ihnen eingerissen ist, und daß sie auf häusliche Reinlichkeit viel größeres Gewicht legen. Sie haben denn doch von den Türken beträchtlich gelernt, und Geschenke mit auf den Lebensweg bekommen, von welchen sie im Alterthum nichts wußten, welche ihren Ausgewanderten eine würdigere Stellung im Auslande zu sichern pflegen, als sie die ausgewanderten Italiener jemals erringen zu können scheinen.

Schon ehe der Lootse an Bord gekommen war, um unser langes Schiffsungethüm, die „Lesbian“, in den Hafen hinein zu bringen, hatten wir alle durch Schiffsgläser nach ihrer gestrandeten Schwester ausgesehen, und sie dann auch mitten im Hafen entdeckt, mit vier Masten, und noch länger als die „Lesbian“. Da lag sie, schon im Hafen auf einem Felsenriff festsetzend, mit allem Del, welches sie in Bari geladen hatte. Der italienische Lootse kam an Bord und brachte den Capitän des gestrandeten Schiffes mit, welcher nun seine ganze Ladung, wenn dies noch möglich war, an die „Lesbian“ abzugeben hatte, und gerade kein heiteres Gesicht zeigte, aber das nun Unvermeidliche doch mit würdevoller Entfagung zu tragen wußte. Das Unvermeidliche, und in der That schon Vollzogene, war nämlich seine Entlassung aus dem Dienste der

Gesellschaft Leyland und die Schwierigkeit für seine weitere Beschäftigung als Schiffscapitän im Dienste irgend einer andern Gesellschaft, welche sich daraus von selbst ergab, daß er ein Schiff im Hafen selbst auf den Sand gesetzt hatte. In England versteht man in dergleichen Dingen keinen Scherz; auf den Ausfall von theoretischen Prüfungen legt man dort kein Gewicht, und Referenz, d. h. Hinweis auf geleistete Dienste und unparteiische Empfehlungen, ist dort Alles. Sie haben Unglück gehabt, sagte ich zu ihm, Capitän; das Schiff war wohl zu voll geladen mit Del und ging zu tief im Wasser? Nein, sagte der Mann mit englischer Offenheit und Freimüthigkeit, nicht das Schiff war zu voll geladen, aber ich selbst war es, und zwar nicht mit Del, sondern mit Grog. Ich hatte zu viel Muth bekommen und nahm die Dinge zu leicht. Es ist Niemand Schuld als ich selbst, und ich allein habe es auch zu büßen. Der Mann macht der Gesellschaft also keine Schwierigkeiten mehr. Ich mag dazu bemerken, daß er den Verlust des Schiffes, einen Verlust, der wahrscheinlich nicht bloß auf Zeit und Fracht hinausläuft, denn doch nicht so ganz allein zu büßen hat. Versichert bei irgend einer Versicherungsgesellschaft sind diese Schiffe nicht; Gesellschaften, denen eine ganze Anzahl von Schiffen gehört, versichern diese nicht mehr bei Anderen, sondern betrachten sich eben durch die große Zahl von Schiffen in ihrem Besitz als an sich selbst versichert, und eben dadurch, daß sie bei allen ihren Schiffen die Versicherungsprämie sparen. Die Gesellschaft Leyland geht aber in der Selbstversicherung noch weiter. Ihre Gewinne aus den anderen Schiffen decken nicht bloß die Kosten des einzelnen Schiffes, wenn es verloren geht, sondern auch gefährdeten Frachtgewinn dadurch, daß ihr eines Schiff, wie hier der Fall war, die Beförderung der Fracht übernimmt, welche das Andere nicht zu befördern vermag. Dabei gehört jedes einzelne Schiff nicht sowohl der Gesellschaft überhaupt, als ganz bestimmten Schiffspartnern, etwa wie

die mecklenburgischen Schiffe; diese erhalten als Dividende, was das einzelne Schiff verdient, müssen sich aber solchen Abzug davon gefallen lassen, als das einzelne Schiff beizutragen hat, um Verluste zu decken, welche für Andere zu dem Verbande gehörende Schiffe aus Unglücksfällen entstehen. Solche Praxis ist in England alt und entspricht ungefähr dem, was durch die landschaftlichen Pfandbriefinstitute in Preußen beim Bodencredit eingeführt wurde. Die Engländer sind überhaupt keine Freunde von anonymen Actiengesellschaften und haben dieselben seit etwa 20 Jahren bei sich nur deswegen ohne besondere Concessionirung erlaubt, weil sie sonst in Belgien oder Frankreich nationalisirt worden wären, von wo aus sie dann ihr Geschäft doch in England betrieben hätten.

Als wir im Hafen eingelaufen waren, wurden bei unserer Ausschiffung in das Boot wieder dieselben Vorsichtsmaßregeln in Anwendung gebracht, mit welchen wir schon bei der Einschiffung Bekanntschaft gemacht hatten. Noch lag die „Arabian“ hilflos da, an das Riff wie festgenagelt. Die Ueberführung ihrer Ladung in die Lesbian begann alsbald, sogar mit Einschluß der Steinkohle. Die italienische Regierung hat seitdem gastfreundschaftlich den Befehl gegeben, daß eines ihrer Postdampfschiffe der Gesellschaft Peirano Danovaro u. Comp., welchem die Verbindung zwischen Neapel und Ancona obliegt, nach Kräften hilfreiche Hand leisten solle, um die „Arabian“ wieder flott zu machen. Der Sturm, der von Neuem ausbrach, vereitelte diesen Versuch vorläufig gänzlich, und das italienische Schiff ward dadurch sogar verhindert, seine für Bari bestimmte Ladung dort zu löschen.

Einmal in Bari, fühlten wir uns wie durch einen Zauberschlag in eine andere Welt versetzt. Bari stammt zwar gleich so vielen Städten Italiens noch aus dem Alterthum, wo es Barium hieß, und hat auch im Mittelalter, vorzüglich in der Zeit der normannischen Herrschaft, eine nicht ganz unbedeutende Rolle gespielt, welche sogar die Eifersucht Venedigs heraus-

forderte, aber es kam vorzüglich unter der Herrschaft der spanischen Bourbonen so sehr zurück, daß es aus der Reihe der im übrigen Europa häufiger genannten italienischen Städte eine Zeit lang ganz verschwand. Seit Garibaldi dem Bourbonenregiment mit Entschlossenheit den längst verdienten Gnadenstoß gab, ist es aber mächtig wieder aufgeblüht, und die Zeit ist schwerlich mehr sehr fern, wo es wieder zu den Großstädten Italiens gehören wird. Bei der letzten Volkszählung fanden sich in Bari schon mehr als 50,000 Einwohner. An die winklige Altstadt hat sich eine höchst stattliche Neustadt, ganz modernen Schnittes, mit breiten und langen Straßen, angebaut, welche bis jetzt indeß noch die Vorstadt, der Borgo, genannt wird. Die Straßen in derselben heißen Linien und sind nur gezählt, aber nicht einzeln benannt, und die Häuser-Quadrate, welche von ihnen begrenzt werden, heißen Inseln, wie im alten Rom, und sind ebenfalls nur gezählt, und nicht besonders benannt, alles wie in Mannheim. Auch in Bari wohnt man also, beispielsweise, auf der zweiten Linie, in der fünften Insel. Eine Hauptstraße ist fast so breit, wie Unter den Linden in Berlin, und dabei mit Palästen höchst stattlichen Aussehens auf beiden Seiten besetzt, und quer über, in ihrer ganzen Breite, mit großen Quadern gepflastert. Die Stadt besitzt außer kleineren Theatern ein geräumiges Opernhaus, nach dem Componisten Piccini genannt, weil dieser einst so gefeierte Nebenbuhler Gluck's in Bari geboren ist. Eine gute Operngesellschaft spielt jetzt in diesem Theater und hat ein Abonnement für fünfzig Vorstellungen eröffnet, welches allein schon auszureichen scheint, das Haus an jedem Spielabende bis auf den letzten Platz zu füllen. Da es gerade Sonntag war, hatten wir am Nachmittage Gelegenheit, bei der Corsofahrt, welche auf der breiten Straße stattfindet, die Unter den Linden so ähnlich sieht, die große Zahl der eleganten Privat-Equipagen zu bewundern, welche den Einwohnern einer Stadt, die auch jetzt noch immer so selten genannt wird,

zu Gebote stehen. Als Ursache der rasch steigenden Bevölkerungsziffer und ihres vielleicht noch schneller steigenden Wohlstandes ist wohl hauptsächlich der Ausfuhrhandel mit Del anzuführen, welcher auch fremde Kaufleute, besonders Deutsche und Engländer, nach Bari gezogen hat. Es ist damit nicht gesagt, daß diese ausländischen Kaufleute sich etwa vorzugsweise damit beschäftigen, das apulische Del, welches jetzt sowohl dem Del von Lucca, wie dem Del der Provence in Güte gleichgeschätzt wird, besonders nach ihren Heimathsländern auszuführen. Gleich den Italienern selbst, und diesen an Unternehmungsmuth überlegen, schicken sie es irgend wohin, wo Absatz dafür zu finden ist. Sei es nun nach Venedig und Triest, wo es als Speiseöl benutzt wird, oder nach England, wo es als Maschinenschmiere dient. Die deutschen Kaufleute sind in diesem Handel besonders thätig, und es giebt auch einige andere deutsche Kaufleute in Bari, welche sich den Vertrieb deutscher Gewerbszeugnisse im adriatischen Küstenlande Unteritaliens angelegen sein lassen. Es findet überhaupt ein zwar langsames, aber fast ununterbrochenes Vordringen deutscher Kaufleute in südöstlicher Richtung statt, zunächst durch Italien in seiner ganzen Länge und dann durch das Festland und die Inseln von Griechenland. Es ist mir aufgefallen, daß ich dabei hauptsächlich auf Süddeutsche gestoßen bin, aus dem Winkel zwischen dem Main und dem oberen Rhein. In Bari ist jetzt der deutsche Consul, Herr Marstaller, ein Neffe des früheren Consuls in Rom gleichen Namens, ebenfalls aus Frankfurt am Main. Wie fast alle kaufmännischen Consuls Deutschlands in den Häfen des adriatischen und des jonischen Meeres, ist auch er ein Vertreter der Dampfschiffs-Rheber-Gesellschaft Leyland u. Comp. in Liverpool, welche den regelmäßigen französischen, italienischen und österreichischen Paquet-Dampfschiff-Linien in der Frachtenbeförderung jetzt scharfe Concurrnz macht.

In Bari fand ich denn auch einen eigenen deutschen Klub vor, und, was Manchen überraschen dürfte, in den Räumen

dieses Klubs sogar ein kleines deutsches Liebhaber-Theater, in welchem Herren wie Damen bei der Aufführung deutscher Stücke sich betheiligen, abwechseln mit Abenden, an welchen deutscher Chorgesang stattfindet. Außerdem bildet, wie dies bei geselligen Vereinigungen der Deutschen im Auslande gewöhnlich, das vaterländische Regelspiel ein Hauptbindemittel der Vereinigung, welche sich den anspruchslosen Namen „Froh-sinn“ beigelegt hat. An die Deutschen schloßen sich, wie überall in Italien und im Morgenlande, die deutschen Schweizer an, welche dabei in der Zahl gewöhnlich unverhältnißmäßig stark vertreten sind.

In Bari reifte mein Entschluß, die Bilder, welche ich auf zwei Reisen schon von den Küsten und Inseln des Archipels und des Jonischen Meeres, dieser wichtigsten Meere für die altgriechische Geschichte, gewonnen hatte, nun dadurch zu vervollständigen, daß ich die jetzt fertiggestellte Eisenbahn von Bari über Taranto längs der Süd-Ostküste von Italien, bis Reggio an der Straße von Messina benutzte, und dann nach Sicilien übersetzte, um, bis Syrakus vordringend, auch das jonische Meer mit mir bekannten Punkten zu umfassen zwischen Syrakus und Kap Matapan, wie vorher den Archipel zwischen Kap Matapan und wenigstens der Bucht von Ephesus. Nach einer Ruhe von wenigen Tagen in Bari machten wir uns an die Ausführung dieses Entschlusses.

Taranto.

Zurüstung des Reisegepäcks in Italien. Eisenbahnfahrt im Dunkeln.
Die Fische des „kleinen Meeres“ von Taranto. Die Tarantel Spinne.
Ein alter Geiger.

Taranto, 1. Februar 1877.

Die Länge der Eisenbahn zwischen Bari und Taranto beträgt 115 Kilometer, und man braucht mit dem Postzuge volle vier Stunden, um diesen Weg zurückzulegen. Da der Zug Bari um 4 Uhr Nachmittags verläßt, so erreicht man Taranto erst um 8 Uhr, im Winter also und vorzüglich, wenn der Mond nicht scheint, im tiefsten Dunkel. Auf dem Wege ist übrigens aus dem Eisenbahnwagen heraus nur wenig Sehenswerthes zu sehen. Noch bis einige Meilen landeinwärts von Bari aus bedecken die Delbäume, fast walddähnlich, den Boden, der sich allmählig hebt. Endlich verschwinden sie, denn bekanntlich ist der Delbaumwuchs, aus uns noch ziemlich unbekanntem Ursachen, an die größere Nähe des Meeres gebunden. Sobald sich wieder Delbäume zeigen, weiß man auch, daß man sich nun, nachdem man Abschied vom adriatischen Meere genommen hat, dem tarentinischen Meerbusen nähert, also wieder dem jonischen Meere. Der Ausblick aus den Wagenfenstern soll nun wenigstens etwas anziehender werden, als er es in der Nähe von Bari ist. Aber es war so stockfinster geworden, daß davon durchaus nichts zu genießen war. Unsere Ankunft in Taranto machte sich ganz schauerlich. Der Bahnhof war nicht einmal erleuchtet, und obgleich er von der Stadt, welche jetzt auf die Insel, die Akropolis der alten

Taras, beschränkt ist, noch ziemlich weit abliegt, waren keine Wagen vorhanden, um Reisende, welche in Taranto bleiben wollten, nach der Stadt zu bringen. Es meldete sich nur ein Knabe, welcher sich erbot, unser Gepäck nach einem Boote zu tragen, welches uns nach der Stadt bringen werde. Dabei stürmte und regnete es wild. Gepäck hatten wir übrigens zum Glück nicht mehr. Italien in dieser Beziehung aus wiederholten Erfahrungen schon zur Genüge kennend, hatte ich es in Bari vorgezogen, unser Reisegepäck, welches noch besonders umfangreich und gewichtig war, weil wir aus dem Morgenlande kamen, als Frachtgut nach Neapel aufzugeben, an mich selbst adressirt, und meine Empfangsbefcheinigung in einen Brief zu schließen, den ich dort ebenfalls postlagernd an mich selbst adressirte. Damit war ich für Apulien, die Basilikata und Calabrien, sowie für Sicilien, kurz und gut sowohl von aller Bezahlung für Gepäck befreit, sowie von der unerträglichen Plackerei mit den italienischen Fachini, oder dem Platzfuhrwerk, und auch theilweise dem Zollamt. Um dies thun zu können, welches gerade in den italienischen Landstrichen, nach denen wir uns zu begeben im Begriff waren, auch um der Sicherheit willen vor Raubansfällen zu empfehlen ist, muß man sich, und kann es auch, wo immer man sich in Italien befindet, kleine Handkoffer kaufen, welche das amtlich festgestellte Maß innehalten, welches für Gepäck erlaubt ist, das man mit in den Eisenbahnwagen nimmt. Sie werden ausdrücklich für diesen Zweck in Turin, und auch in Neapel angefertigt, und wenn die Italiener selbst im Innern ihres Landes reisen, bedienen sie sich kaum jemals anderer Gepäckkoffer. Alle Gepäckstücke, bei welchen die drei vorschriftsmäßigen Dimensionen (50 Cm., 25 Cm. und 20 Cm.), oder auch nur eine derselben, um das Geringste überschritten sind, wandern in den Gepäckwagen, und es muß für dieselben, und zwar zu ihrem vollen Gewicht, der beiläufig sehr hohe Passagiergut- Frachtsatz bezahlt werden. Unser Reisegepäck hat uns oft so viel gekostet, wie eine dritte

Person. Damit aber ist die Last von demselben noch keineswegs zu Ende. Von Seiten des Platzfuhrwerks, und der Fachini geht die Brandschätzung von Neuem los. Es ist Absicht in dieser ganzen Bebürdung der Reisenden, welche großes Gepäck bei sich haben. Die Touristen aus dem Auslande sollen zu Ausgaben genöthigt werden, welche man dem einheimischen Publicum, um den Personenverkehr nicht zu schwächen, nicht aufzuerlegen wagt, und dabei ist das so theuer bezahlte Reisegepäck im Gepäckwagen nicht einmal vor Erbrechungsversuchen sicher! Dies wenigstens machen die unteren Beamten bei der Gepäckannahme geltend, sobald sie z. B. entdecken, daß Gepäckstücke nach Art der deutschen und französischen Damenkoffer nur solchen Verschluss haben, welcher durch Herausreißen von eisernen Haken und Krammen zu beseitigen ist. Sie bestehen dann darauf, ein Stricknetz um den Koffer zu legen und durch Siegelu zu versichern, wofür sie eine besondere persönliche Vergütung fordern. An jedem neuen Reiseziel ist diese Strickversicherung zu erneuern. Weigert man sich, für ein solches Strick und Siegel zu bezahlen, so wird wohl der Koffer wirklich erbrochen und etwas herausgenommen, als sei es eben bloß herausgefallen, um den Reisenden damit dergestalt zu erschrecken, daß er das nächste Mal für ein solches Strick und Siegel willig bezahlt. Uns geschah dies einst zwischen Brindisi und Caserta, und man hielt uns höhnisch einen Brustschmuck mit schottischem Karfunkel vor Augen, welcher herausgefallen sei, als der Koffer „von selbst“ aufgegangen sei. Damals ward ich aber sehr ernst, ließ mir die Namen sämmtlicher Beamten im Passagiergepäckbüreau geben, und kündigte eine bevorstehende Untersuchung durch das Ministerium der öffentlichen Arbeiten an. Der Schrecken fuhr nun sichtbar unter die ganze Gesellschaft, welche ich indeß diesmal eben mit dem bloßen Schrecken davon kommen ließ. Die englischen wie die amerikanischen Reisekoffer sind gegen dergleichen Schurkereien schon geschützt, da man ihren Schlössern von

außen ohne Schlüssel niemals beizukommen vermag; wenn sie auch die theuersten sind, stellen sie sich schließlich doch immer als die billigsten heraus.

Im Dunklen des Bahnhofes vor Taranto half uns aber die Vorsicht, mit welcher ich uns von allem größeren Gepäck befreit hatte, gar nichts, da wir schon deswegen fahren mußten, weil wir den Weg nach der Stadt im Dunkel und im strömenden Regen sonst nicht zu finden vermochten. Und nun kein Wagen und außer dem Knaben mit seinem im Dunkel stets verdächtigen Boot, nicht einmal irgend ein Gepäckträger! Endlich nahete sich ein seltsames Fuhrwerk auf nur zwei hohen Rädern mit einer trüben Laterne, und einem Kutscher, der auf der Deichsel ritt. Dieser bäuerische Kutscher behauptete, es sei eine Extrapost für die vornehmen fremden Herrschaften. Was dies bedeuten sollte, wußte ich wohl, kümmerte mich aber nicht im mindesten darum, sondern packte unsere beiden Kofferchen hinten auf den Karren auf und versuchte ihn von vorne zu besteigen. Dies war aber fast so schwierig und gefährlich, wie ohne Schiffstreppe auf das Deck der „*Vesbian*“ und wieder von ihm herab zu gelangen. Es war ein wahres Artilleristenkunststück nöthig, wie dasjenige des Kanoniers Nr. 2, der, am Rade vorbeischreitend, die Patrone in die Mündung des Geschützes setzt, damit sie Nr. 1 mit dem Wischer hineinstoßen kann. Es ging aber ohne Beschmutzung an dem ungeheuren Rade nicht ab.

Es ging nun im Dunklen über einen Damm und eine Brücke, von welcher man zu beiden Seiten auf weißlich schimmernde Meeressflächen herabsah. Der Gasthof „*Zum Garibaldi*“ ist gleich das erste Haus der eng und hoch gebauten Stadt. Die deutschen Kaufleute in Bari hatten ihn mir als den verhältnißmäßig noch besten genannt, aber hinzugefügt, daß, wenn ich auch eben aus dem Morgenlande käme, ich in Taranto auf Dinge gefaßt sein müßte, von welchen ich schwerlich schon eine Vorstellung hätte. Unser seltsames Fuhrwerk, welches

sich eine Extrapost nannte, war nun entlassen, und zwar nach nur kurzem Murren des Kutschers, der an dem einzigen Worte „la Tarifa“, welches ich dem Kellner zurief, der uns empfing, wohl erkannte, daß hier doch nichts zu machen sein würde. Der Tarif ist ein arabisches Wort, welches sich zuerst in Spanien eingebürgert zu haben scheint, und dasjenige bedeutet, welches gesetzlich zu zahlen ist. In Italien spielt la Tarifa jetzt eine ungeheure Rolle, zuweilen, aber doch nicht immer, zum Besten der ausländischen Touristen. In Italien hat schon Vieles seine Tarifa, welches bei uns noch keine hat, und man bekommt fast den Eindruck, als werde es schließlich dazu kommen, daß in Italien Alles tarifirt wird. Die Municipalverwaltung, d. h. die Polizei, überwacht überall die Innehaltung der Tarife und thut es mit entschiedener Gunst für den ausländischen Touristen gegen die eigene Bevölkerung, vorzüglich soweit die Ueberwachung durch königliche Carabinieri oder Gendarmen ausgeübt wird. An diesen scheint es jetzt nirgends in ganz Italien zu fehlen.

Es ist schwer, die geeigneten Worte für die Wiedergabe des Eindrucks zu finden, der uns aus der ersten Berührung mit der stolzen alten Taras, dieser Tochter Spartas, zu Theil ward. Schmutz haben wir viel gesehen, aber so zurückstoßenden noch niemals! Als man uns in das Schlafzimmer führen wollte und wir die steinerne Haustreppe betraten, führen wir Anfangs zurück, als hätte uns — ja hier paßt ja gerade die alberne Redensart — als hätte uns die Tarantel gestochen. Die groben, steinernen Stufen waren fettig und klebrig schwarz und es trat sich auf ihnen, wie auf Butterbrod. Ich konnte wohl vermuthen, daß dies vom lebhaften Delhandel herrühre, welcher vielleicht alle Straßen der Stadt mit Del beschmiere, und daß das Del dann durch die Stiefel der Menschen von der Straße auf die Treppe gebracht werde, aber meine arme Frau, die doch hieran nicht so leicht zu denken vermochte, schrie vor Ekel laut auf und ich that schließlich dasselbe, denn

es war wirklich auch zu riechen, daß es nicht eben allein das Del war. Und so ging es fort; im Schlafzimmer, in dem Speisezimmer und wo überall sonst noch, derselbe schmierige dunkle Schmutz, der sich, wie wir später erfahren mußten, über die ganze Stadt und alle ihre Häuser verbreitet. Glaubt man, es giebt keinen Trost für denselben in Taranto? Ein Pariser, welcher seit 15 Jahren ein Geschäft in Taranto betreibt, in der Hoffnung, daß es doch noch einer der drei großen Kriegshafen von Italien werden würde, obgleich das Parlament bisher dafür das Geld verweigert hat, rief uns triumphirend zu: Oh, das hätten Sie erst vor 15 Jahren sehen sollen, da konnte man die Füße nicht wieder weg bekommen, wo man hintrat! Die Einheimischen haben aber noch einen anderen Trost, den wir auch zu hören bekommen haben und der noch obenein aus einer ganz einleuchtenden Wahrheit besteht. Sie sagen nämlich: es ist wohl wahr, daß es hier schmutzig ist, aber unter dem Schmutze ist es ganz rein! Ist das Ernst oder Hohn?

So schmutzig es übrigens auch im Gasthof „zum Garibaldi“ ist, verhältnißmäßig so gut fanden wir, und zwar nicht ganz unvorbereitet, das Essen. Taranto gilt jetzt als diejenige italienische Küstenstadt, in welcher es die allerschmackhaftesten Seefische giebt. Dies will übrigens nicht allzuviel sagen, denn sämtliche Seefische des mittelländischen Meeres können mit ihren Brüdern oder Vettern in der Nordsee, sowohl was Zartheit, als was Fett betrifft, den Vergleich entfernt nicht aushalten. Das verkümmerte Zeug, welches im Golf von Neapel den Kopf aus dem Wasser steckt, als sei es hungrig und bettele wie die neapolitanischen Ragazzi, kann wohl ein Süddeutscher, für welchen in der Jugend der Bodensee das Meer war, als köstliche Meeresfrüchte auf Santa Lucia bewundern und sich eine Fischer-Poesie dazu träumen, aber in Hamburg und Bremen und in London und Hull wird er damit keinen Anklang finden.

Die Fische in Taranto sind deswegen besser ernährt als alle übrigen italienischen Seefische, weil sie nicht im großen Meer, sondern im sogenannten kleinen Meer von Taranto groß wurden, einer ganz umschlossenen Meeresbucht, welche durch die Insel, auf der die Stadt steht und die mit dem Festlande auf beiden Seiten durch Brücken verbunden ist, vom großen Busen von Taranto abgeschnitten ist. Das kleine Meer von Taranto ist also eigentlich eine Lagune, welche im Alterthum außer den Seefischen und dem eßbaren Meeresthieren auch Purpurnuscheln lieferte und in welchem die gute Ernährung der Fische hauptsächlich von dem Flüsschen Rasca herrührt, welches in dasselbe mündet und ihm wohl die Residua der Olivenpressen zuführt, welche rings um seine Ufer in Thätigkeit sind.

In den Delbaum-Waldungen rings um das kleine Meer von Taranto befindet sich der Wohnsitz der großen Tarantel-Spinne, welche übrigens den Einwohnern von Taranto gar nicht mehr bekannt zu sein scheint. Vor etwa 10 Jahren botanisirte der Besitzer der englischen Apotheke in Florenz in der an Medicinalpflanzen reichen Umgegend von Taranto. Es gelang ihm, nicht weniger als 26 Taranteln lebendig zu fangen. Berührt man das Gewebe über dem tiefen Erdloche, in welchem sie auf ihre Beute lauern, zart mit einer Vogelfeder, so schießen sie nämlich augenblicklich hervor und halten Umschau und man fängt sie dann, indem man ein Glas über sie stülpt. Jener englische Apotheker zeigte nun seine Taranteln aller Welt, aber nur die Kinder hatten noch Kunde von einem solchen Thier. Die Tarantel beißt oder sticht nur, wenn sie gereizt wird, aber ihr Stich ist keineswegs so ganz harmlos, wie wohl in den Reisehandbüchern behauptet wird. Die Entzündung, welche rings um den Stich eintritt, wirkt thatsächlich auf das ganze Nervensystem und erzeugt düstere Schwermuth. Aber einen wilden Tanz, wie früher das apulische Volk glaubte, ruft sie allerdings nicht hervor. Man zwang die Kinder nur zu solchem Tanz, sobald sie von der Tarantel gestochen worden

waren, um die Schwermuth nicht aufkommen zu lassen, und aus ihm hat sich dann die neapolitanische Tarantella gebildet, welche jetzt hauptsächlich von den Mädchen auf Ischia und Capri getanzet wird, wenn man sie dafür bezahlt, welches übrigens nur der alte bacchische Tanz der Griechen sein soll, der dort beständig am Leben blieb.

Das Alterthum scheint von der Tarantel nichts gewußt zu haben. Hat es damals noch keine Tarantel bei Taras, oder Tarentum gegeben, welcher Name übrigens auch im italienischen Taranto mit dem Accent scharf auf der ersten Sylbe ausgesprochen werden muß, als Ausfluß des bekannten Sprachgesetzes, daß von allem Zubehör des Wortes der Accent, der im griechischen Taras natürlich auf der ersten Sylbe lag, das in der Geschichte dauerhafteste ist? Wußte das Alterthum nichts von der Tarantel, so ist jedenfalls auch auffallend, daß sie sonst nirgend wo vorkommt. Sie scheint ein Unicum. Daß ihre Existenz mit dem Delbaum zusammenhängt, wird daraus klar, daß sich ihre Raublöcher stets zwischen dem Wurzelgeslecht eines Delbaums in der Erde befinden. Aber Delbäume giebt es ja auf so vielen Küsten des mittelländischen Meeres, und doch keine Tarantel. Hat die Tarantel etwa zuerst mit dem Fisch-Reichthum des kleinen Meeres von Taranto, den das Del ernährt, zu schaffen gehabt, und wäre dann ein überlebendes Zwischenglied zwischen den Spinnen und den Krabben? Seit Darwin die Veränderlichkeit der Gattung nachgewiesen, sind ja so viele Vermuthungen frei.

Noch als wir bei Tisch saßen und uns die Auster und den Merluzzo, so wie die Triglie schmecken ließen, kam ein alter Geiger mit zwei kleinen Knaben in das Gastzimmer, und geigte in höchst mannigfaltiger Auswahl der Melodien, meist aus Verdi's Opern. Der Mann geigte viel zarter und ausdrucksvoller, als man dies sonst von herumziehenden Spielern gewohnt ist. Er trug graues, lockiges Haar und anständige Kleidung, nebst einer Uhrkette, welches in Taranto, wo

alles Volk in schmutzigen Lumpen umherläuft, entschieden überrascht. Meine Frau ward ganz gerührt, daß der alte Mann, der lebhaft an den Harfner in Wilhelm Meister's Lehrjahre erinnerte, sein augenscheinliches Talent in Gaststuben vor einem Publicum verschwenden mußte, welches zu nicht geringem Theile aus herumziehenden Pantomimen-Spielern der untersten Klasse bestand, die ihm nun patronisirend ihre Soldi hinwerfen konnten. Der Mann sah nicht aus wie ein Italiener, sondern eher wie ein Deutscher, war aber doch ein geborener Tarantiner. Nun, es kann auch stolzes gothisches oder normannisches Blut hier sitzen geblieben sein, und muß nun, wo es keine Gothen und Normannen mehr als Herrscher im italienischen Lande giebt, demüthig für Soldi geigen.

Der Hafen von Taranto.

Die Stadt und ihre antiken und modernen Einwohner. Die große Bedeutung des Hafens. Beabsichtigte Verbindung des kleinen Meeres mit dem großen. Die Lanze des Archytos. Die Aussicht auf den Meerbusen von Taranto. Napoleon's I. Plan mit dem Hafen. Das Lichtmeßfest. Der Krapo.

Taranto, 2. Februar 1877.

Am nächsten Morgen war das Wetter zwar noch immer nicht gut, was man im Januar in Apulien durchaus nicht erwarten kann, aber zwischen den Regenschauern, welche der Scirocco-Wind von Afrika herüberzubringen fortfuhr, fanden doch wenigstens Pausen statt, in welchen die Sonne wieder lustig schien. Es ist auf dem kleinen Raume der Inselstadt Taranto, oder doch wenigstens von dieser aus, auch heute noch mehr zu sehen, welches das Nachdenken herausfordert, als man anfangs glaubt. Eine mittelalterliche Burg stand am Nordwestende der Insel, und eine andere, die noch von den Hohenstaufen herrührt, stand am Südostende, und steht noch da, heute, glaube ich, als Gefängniß verwendet. Die Häuser der Stadt sind hoch und stehen furchtbar gedrängt. Die Quergassen des länglichen Häuserhaufens sind zuweilen kaum breiter als drei Fuß, so daß sich nicht einmal zwei Fußgänger in ihnen ausweichen können. Auch die drei Hauptgassen sind nur ganz schmal und es kostet wirklich Ueberwindung, sich durch das Volksgewühl der untersten zu schlagen, welche längs des kleinen Meeres hinläuft, von demselben durch eine Mauer getrennt, welche mit mittelalterlichen Zinnen

gekrönt ist. Hier wohnt das Fischervolk, und sieht so klebrig schmutzig aus, daß man sich wundert, die Leute nicht klumpenweise aneinander kleben zu sehen. Ich nenne dies die unterste Hauptstraße, weil der Boden der Insel sich vom Strande des großen Meeres nach denjenigen des kleinen Meeres beständig, und zwar rasch senkt. Hat man endlich das andere Ende der Insel auf dieser zurückstoßenden Straße erreicht, so kommt man bei der Brücke an, welche die Insel auf dem anderen Ende mit dem Festlande verbindet und wo eben das Hohenstaufenschloß und spätere Schloß der Herzöge von Taranto liegt. Jenseit der Brücke befindet sich ein weiter, zum Theil von öffentlichen Gebäuden umgebener, Platz, welcher den Anfang der Neustadt zu bilden bestimmt ist. Wo man die Neustadt hinhaben will, stand einst die wirkliche alte Taras, denn auf der Insel befand sich ja nur ihre Akropolis, in welche die Bevölkerung schrittweise zusammenfloß, wie es mit Taras bergab ging. Hieran trugen die größte Schuld schon die Römer der Republik, nach der Einnahme dieses alten Vororts von ganz Groß-Griechenland. Ihre Verachtung des wandelmüthigen und dabei eben so faulen wie feigen Volkes von Taras drückte sich auch darin aus, daß sie einmal sogar nicht weniger als dreißigtausend Tarantiner Bürger als Sklaven verkauften. Viel Geld werden sie übrigens wohl nicht dafür gelöst haben, denn den griechischen Tarantinern ging durch die ganze alte Welt der Ruf voraus, daß sie mehr Feiertage als Werkeltage hätten und vor Leppigkeit sich gar nicht zu lassen wüßten. Damals konnten also dreißigtausend Tarantiner Bürger verkauft werden, und wir wissen auch sonst durch Strabo, daß die Stadt in ihrer Blüthezeit aus ihren Mauern zweiundzwanzigtausend Bewaffnete zu stellen vermochte. Jetzt hat sie Alles in Allem, mit Greisen, Weibern und Kindern, nur siebenundzwanzigtausend fünfhundert Einwohner, und wie schmutzige und erbärmliche Einwohner sind es!

Aber wer weiß, was noch geschieht! Bari ist jetzt noch einmal so groß und sicher mehr als noch einmal so reich als Taranto und ein wahrer Spiegel der Keulichkeit, verglichen mit diesem Schmutzneste. Aus dem soeben erschienenen italienischen Blaubuche über den Verkehr der italienischen Häfen bis zum Schluß 1875 ist aber zu ersehen, daß Taranto, bei beständiger schwungvoller Zunahme des Schifffahrtsverkehrs nach und von seinem Hafen, jetzt unter den italienischen Häfen die sechste Stelle einnimmt mit nur Neapel, Messina, Livorno, Genua und Palermo über sich, während Bari sich noch bescheiden auf der eilften Stelle befindet. Auf das Verhältniß der italienischen Häfen zu einander werde ich übrigens noch ausführlich zurückkommen müssen. Auf dem weiten Platze jenseit der südöstlichen Brücke ist die Trace eines breiten Canals schon abgesteckt, welcher das kleine Meer hinter der Stadt mit dem großen Meere davor auch für andere Seefahrzeuge, als Fischerbarren, verbinden soll, und ein in der Nähe befindliches Kaffeehaus hat sich, wie auch schon mehrere Kaffeehäuser im Innern der Stadt, den stolzen Namen „Zu den zwei Meeren“ beigelegt, als läge es in Port Said, oder im Bosphoros, oder, genauer vorläufig noch, auf dem Isthmus von Korinth oder dem von Darien!

Diesem stolzen Kaffeehaustitel auf der einen Ecke entspricht ein noch stolzerer auf der anderen. So schmutzig die Tarantiner sind, so sind sie doch dafür nicht wenig stolz. Dies andere Kaffeehaus führt den Titel „Zur Taube des Archytas“. Archytas ward im Jahre 400 vor unserer Zeitrechnung in Taras geboren, ward ein eifriger Pythagoräer, wie so viele Denker in den großgriechischen Städten, und soll, wie alle diese, ein ausgezeichnete Mathematiker gewesen sein. Das Alterthum erzählte von ihm, er habe eine hölzerne Taube erfunden, welche fliegen konnte! Was dies für eine Taube gewesen ist, ist vielleicht so schwer nicht zu errathen. Geflattert, in Folge eines Mechanismus mit einer aufgezo-

Feder im Innern, wird sie wohl nicht haben. Es ist nicht gesagt, daß sie selbstständig flog und auch nicht wie lange sie flog. Wirkliche Mathematiker geben sich mit Uhrwerken nach Art der Baucanson'schen Ente in Helmstädt nicht ab. Entweder ist es ein Lufttriefel gewesen, der von einer rotirenden Grundlage, die man mit einer Schnur anzog, in die Höhe flog, wie man sie jetzt hat, oder, noch viel einfacher, dem Papierdrachen ähnlich, und flog, an einer Schnur gezogen, schräg hinauf in die Höhe. Sich um dergleichen zu bekümmern, hat in der Kindheit der Mathematiker keinen Mathematiker verunziert.

Von hier zurückkehrend kann man nun entweder die mittlere Hauptstraße der Stadt, oder ihren hohen Kai am äußeren Meere verfolgen, welcher, der schönen Aussicht in Frankfurt a. M. etwas ähnlich, einen prachtvollen Ueberblick über die äußere Rhede von Taranto mit ihren fernem Leuchttürmen auf Inseln und schmalen Landzungen gewährt. Hier draußen sollten die großartigen Arbeiten für Besserung des Außenhafens und für Herstellung eines Kriegshafens begonnen werden, für welche das italienische Parlament, dessen Gedanken nicht ganz so hoch fliegen, wie diejenigen der Regierung, die Mittel verweigert hat. Den sehr geräumigen Außenhafen umklastern zwei Landzungen, und zwei flache Inseln liegen ihm vor. Nach Herstellung eines Verbindungsdammes zwischen diesen beiden Inseln sollten rechts und links zwei großartige befestigte Hafeneingänge hergestellt werden. Dieser Plan rührte übrigens noch von Napoleon I. her, an welchem die Franzosen einen Herrscher bekommen hatten, dessen wirkliche Pläne sie ebensowenig zu fassen vermochten, wie die alten Gallier diejenigen des Julius Cäsar. Napoleon wollte das antike Römerreich wieder herstellen, und fing dies gerade so an, wie Julius Cäsar seine ursprüngliche Schöpfung, nämlich durch Unterwerfung der Gallier, welchen „die Neuerungen am Herzen liegen“. Darum zerstörte er 1805 das römische Reich deutscher

Nation; darum heirathete er die Tochter des letzten Kaisers desselben und darum erhob er seinen Sohn zum König von Rom. Er that alles dies mit den Commentaren des Julius Cäsar in der Hand und glaubte, nach den Schlachten von Friedland und Preussisch Eylau, wie sein Briefwechsel zeigt, „den Völkerschaften, welche das Römerreich zerstörten“, den Rest gegeben zu haben. Italien bestimmte er dazu, die Herrschaft über das mittelländische Meer zu haben, wie im Alterthum; drei italienische Kriegshäfen hielt er für nothwendig, wie es die alten Römer vielleicht von der Zeit des Krieges gegen Pyrrhus an gethan hatten. Er nannte statt Misenum schon Spezia, statt Classis bei Ravenna, schon Ancona und als dritten Taranto für den weiteren Angriff gen Südosten, den er schon mit dem ägyptischen Feldzuge begonnen hatte.

Hieraus ist nun bis jetzt nichts geworden, aber die natürlichen Vorzüge des Hafens von Taranto im innersten Winkel des nach ihm benannten Golfs machen sich doch geltend.

Jetzt lag das ganze gewaltige Quadrat des Golfs von Taranto mit allen seinen drei Küsten, vorzüglich der hohen südwestlichen, vor unsern Blicken. In der That vermochte ich bei der großen Durchsichtigkeit, welche der mit Wasser geschwängerten Luft des Scirocco wie aller solchen Luft eigen ist, quer über das Quadrat des Meerbusens weg in der Diagonale blickend, die Spitze des Leuchtturms von Rotrone zu erkennen, welches auf der vorspringenden Ecke von Calabrien liegt, die den Meerbusen abschließt.

Wir blieben noch bis zum nächsten Tage, an welchem in der Cathedrale unter Vortritt des uralten Erzbischofs Lichtmeß gefeiert ward, woran die wohlhabenderen Bürger der Stadt Theil zu nehmen schienen. Die große Anzahl schöner Männerköpfe und auch Frauenköpfe fiel uns auf. Daß noch immer Hellenenblut reichlich vorhanden, zeigt die Mundart der Stadt, die voller Hellenismen ist, sowie vorzüglich die Kinder-spiele und die Tänze. In unserem schmutzigen Gasthose „Zum

Garibaldi“, der eben nur dem gesammten Zustande der Stadt entsprach, spielte uns aber noch ein neckischer Zufall den Streich, unseren Ekel auf das höchste zu reizen. Wir wollten wissen, was es zu essen gab. Der Kellner antwortete „Crapo“. Wir sprechen beide etwas italienisch, aber dies Wort war uns doch vollständig fremd. Vielleicht glaubte er, er müsse französisch zu uns sprechen, weil wir Ausländer seien; aber Crapaud im Französischen heißt ja eine Kröte. Was ist Crapo? fragte ich den Mann, hieran denn doch etwas zweifelhaft. Ein kleines Thier, welches springt — antwortete er, indem er mit italienisch lebendiger Declamation einen Hopsen machte. Wir beide sanken lachend auf unsere Stühle zurück. Bewundert starrte er uns an, legte dann den Finger an die Nase, nickte sich selber zu und ging hinaus. Als er zurückkam, hielt er das Fell eines Ziegenbocks bei den Hörnern. Also Capro hatte er gemeint. Das Volk in Apulien und in Calabrien und auch in Neapel selbst erlaubt sich häufig solche Buchstabeninversion, wie wir übrigens auch, wenn wir Kürste statt Kruste sagen.

Um 8 Uhr Abends nahmen wir den Postzug von Bari nach Reggio, welcher volle achtzehn Stunden fährt, in Taranto wieder auf. Außer diesem giebt es auf der einzigen Eisenbahn, welche bis jetzt nach Sicilien führt, nur noch einen Bummelzug, welcher aber nicht weiter als um 9 Uhr Abends nach Rotrone kommt, wo man dann doch in den Postzug um 2 Uhr Nachts wieder hinein muß. Auch giebt es auf der ganzen Südküste von Italien, von Taranto bis Reggio, nur den einzigen Gasthof in Rotrone, und dieser soll noch ärmllicher und schmutziger sein, als der Gasthof in Taranto. Mit einer Dame schien also diesmal Rotrone mir unzugänglich. Dabei ist Rotrone das alt-griechische Kroton, und Sybaris, dessen Bürger ihre Betten mit Rosen beschütteten, lag nicht weit davon. Von Sybaris und seiner Ueppigkeit haben die Krotoniaten aber, die es zerstörten, auch keine Spur übrig-

gelassen. In dem italienischen Eisenbahnwagen aber, der jetzt über seine Stelle dahin rollt, kann ich versichern, ist man Nachts nicht auf Rosen gebettet. Ich glaube aber auch freilich kein Wort, weder von jener sybaritischen Leppigkeit im Alterthum, noch von der tarantinischen. Die antiken Griechen taugten nicht viel, aber besser, als was sie von sich selbst uns erzählt haben, waren sie doch.

Von Taranto nach Reggio.

Die Stelle von Sybaris. Von den Straßenräubern in Calabrien. Das Vorgebirge Spartiventò. Erster Anblick von Sicilien. Orangen und Citronen. Reggio. Die Ermordung der Bürger von Rhegiom und Messana durch die campanischen Söldner. Der Name Siciliens. Ueberfahrt nach Messina.

Zu Monasterace, auf der Grenze zwischen den beiden jenseitigen Calabrien, weckte uns das Morgenlicht. Die See zur Linken war furchtbar bewegt und die Brandung sang mit Donnerstimme ihr erhabenes Lied längs des Ufers. Zackige Höhen, theilweise mit Wald bedeckt, theilweise auch sandige Abhänge zeigend, zogen im raschen Wechsel an unserer Rechten vorüber. Das Volk, welches auf den Haltestellen nun zahlreicher einstieg, als bisher, war sehr augenscheinlich ein anderes, als wir in Apulien gesehen. Unter den Calabresen, vorzüglich ihres nördlichsten Landestheils, des diesseitigen Calabria's, spielt der Straßenraub noch eine beträchtliche Rolle. Ich zog von den Mitreisenden, so gut ich vermochte, darüber Erkundigungen ein. Die ausländischen Reisenden bedroht er kaum, und diese kommen auch nur äußerst sparsam vor. Es gilt ganz den einheimischen Grundbesitzern, deren Verhältnisse man genau kennt. Wenn es angeht, fängt man sie, um sie Lösegeld bezahlen zu lassen. So soll im Ganzen auch die Unsicherheit in Sicilien aussehen. Im italienischen Parla-
mente ist dies schon zur Sprache gekommen, und vorzüglich mit dem sicilianischen grundbesitzenden Adel der englische contractirt worden, welcher die Grundrente ausgedehnt dazu

benutze, Gesittung und Bildung unter dem Landvolke zu fördern, und auch die Pächter nicht drücke, während es in Irland aus gleichen Ursachen ungefähr so aussehe, wie in Calabrien und in Sicilien. Hieran mag viel Wahres sein. Es heißt sehr rasch urtheilen, wenn man dem italienischen Adel seine Leidenschaft für die Kunst und für die Geschichte des Mittelalters ohne Weiteres als Culturpflege zu Gute rechnet. Es ist aus Italien ein im Ganzen nahe zu kindisches Geschlecht bis in den gothaischen Almanach gedrungen, in welchem der wichtigste Theil des englischen Adels keine Aufnahme gefunden hat. In Italien stolziren viele durchaus nur halbgebildete Familien, die Nachkommenschaft spanischer Glückritter oder päpstlicher „Nepoten“ als Großgrundbesitzer auf den Corfi umher, deren Vorfahren eigentlich nicht auf die Schlösser, sondern unter Schloß und Riegel gehört hätten, und die vielleicht auch heute dahin gerathen würden, wenn sie eben nicht Grundbesitzer wären. Die regierenden Fürsten ist Italien jetzt los; von den nicht regierenden wird es sich noch entburden müssen und wird es seiner Zeit wohl schon thun. Uebrigens giebt es auf Sicilien, wie neuerdings bei einem besonderen Falle zu Tage trat, schon wieder wenigstens Barone, welche mit den Straßenräubern gemeinschaftliche Sache machen und den Erwerb mit ihnen theilen.

Auf der ganzen Ostküste von Calabrien ist malerisches Land, und wird es desto mehr, je mehr man sich der Südspitze, dem Vorgebirge Spartivento, nähert. Wo man um dieses herumschwimmt, wird die Ostküste von Sicilien bis zu ihrem Vorgebirge Murro di Porco sichtbar. Nur der schneebedeckte Kopf des Aetna steckte in den Wolken. Der Anblick der hohen und steilen Klüfte voll weißschimmernder Ortschaften ist prachtvoll und zauberisch. Man hat ihn lange Zeit hindurch links nach vorn, denn die Spitze des Fußes von Italien, also seine große Zehe, um bei dem Bilde zu bleiben, ist abgestumpft zwischen den Vorgebirgen Spartivento und dell'

Arme, und die Küste läuft hier, etwas südlich vom Breiten-grad 38, in genau ostwestlicher Richtung. Hinter dem Vorgebirge dell' Arme wird auch das Stück der sicilianischen Ostküste bis Messina sichtbar, und das Bild gegenüber immer gewaltiger. Aber auch auf der calabrischen Seite selbst vermag sich das Auge von den zackigen, decorativ geordneten, bewaldeten Berggestalten kaum loszureißen, und gelingt dies, so wird es von der prangenden Fruchtfülle in nächster Nähe fast noch stärker festgehalten. Es war ja nun Februar geworden, und der Schimmer der Goldorangen im dunklen Laube, von welchem aber hier vor lauter Drangen wenig zu sehen war — man denke dicht bei Messina! —, war jetzt auf seiner Höhe. Dazwischen die Citronen aber, welche ungleich den im Februar zur höchsten Reife gelangten Drangen das ganze Jahr hindurch von ihren Bäumen geliefert werden, deren Laub selbst goldig schimmert, waren jetzt in fast noch größerer Fülle vorhanden, als die Drangen. Ein guter Drangenbaum bei Messina bringt es im Februar bis zu 4000 Drangen, aber ein guter Citronenbaum, schonungsvoll behandelt, bringt es das ganze Jahr hindurch bis zu 10,000 Citronen. Erwinnere man sich daran, welchen gesunden Genuß unsere weibliche Jugend den Drangen verdankt, sowie den Citronen in der Limonade, und welchen Nutzen uns die Citrone, als das lieblichste aller Gewürze und das am häufigsten gebrauchte, in der Küche bringt, und dann mache man sich einen Vers darauf, daß, während in Messina und Reggio, ihm gegenüber, 100 Drangen oder 40 Citronen für 1 Mk. zu haben sind, wir noch 12 Mk. Eingangszoll für den Centner Südfrüchte bezahlen.

Das antike Rhegion, ebenso wie das gegenüberliegende Messana, gehörte zu denjenigen großgriechischen Städten, welche die Gefahr, die von Söldnern im engeren Sinne des Wortes stets droht, in ihrer entsetzlichsten Gestalt zur Warnung für alle spätere Zeit kennen lernen sollten. Die Bürger dieser

Städte hatten, um dem Handel und dem Ackerbau desto ungeförter nachhängen zu können, sich den Comfort erlaubt, in der Bewachung ihrer Städte gegen die umwohnenden, noch halb wilden Bruttier, Lucaner oder Sikuler, sich durch ostfische Söldner aus Campanien vertreten zu lassen, wohl hauptsächlich aus den Landstrichen bei Kapua und Pompeji. Die ostfischen Leute vom Kriegshandwerk, welche sich nach dem ostfischen Namen des Mars, der Mamers lautete, Mamertiner nannten und wohl der Urtypus der späteren römischen Gladiatoren waren, welche ebenfalls hauptsächlich aus Kapua kamen, gingen, um bezahlte Kriegsdienste zu suchen, bis zur Meerenge von Messina. Sie boten sich den Griechen in Groß-Griechenland und Sicilien in ähnlicher Weise an, wie später herumfahrende Abenteurer aus vielen deutschen Stämmen den Römern, und wie es die Leute aus den vier Waldstätten noch bis vor Kurzem im Kirchenstaat und besonders im Königreich Neapel gethan haben. Mit diesen Mamertinern nahmen aber die Griechenstädte in Unteritalien ein gar gefährliches Element in ihre Mauern auf. Der Fehler war zuerst im Jahre 288 vor unserer Zeitrechnung drüben in Messina, damals noch Messana, bezangen worden. Agathokles, der Töpfersohn, von der Nordküste, der roheste und gemeinste der Tyrannen des großen Syrakus, hatte solche ostfische Söldner in seine Dienste genommen und ihnen sogar eine Art von Neubürgerrecht in Syrakus gewährt. Von ihm war dies kein Fehler, denn er bedurfte ihrer, um seine Gewaltherrschaft in Syrakus aufrecht zu erhalten, welche sehr bevölkerte Stadt niemals rein griechisch war, sondern wohin stets auch die nichtgriechische Urbevölkerung der Insel, die Siculer im Osten und die Sicaner im Westen, massenweise geströmt war. Nach dem Tode des Agathokles wollte man in Syrakus das Neubürgerrecht der ostfischen Söldner nicht mehr anerkennen. Sie bequerten sich endlich dazu, ihr Bodeneigenthum in Syrakus zu verkaufen und auszuwandern. Sie zogen nach Messana, von wo sie am

leichtesten eine Ueberfahrt nach Campanien erhoffen konnten. Die Bürger von Messana nahmen diese aus Syrakus hinausgeworfenen Söldner der Tyrannei gastfreundschaftlich in ihre Häuser auf und warben sie für den eigenen Dienst an. Es war ein sauberer Dienst, den ihnen diese vom Schwerte lebenden Osker zu leisten gedachten. In einer Nacht ermordeten sie die gesammte männliche Bevölkerung von Messana und nahmen die Weiber für sich. Sie nannten die Stadt nun nach sich selber Mamertine, und schienen zu beabsichtigen, ein neues Rom daraus zu machen, da sie ja doch auch ihre Laufbahn mit einem Frauenraube begonnen hatten!

Dies war schon acht Jahre zuvor geschehen, als die Römer ihre erste Schlacht gegen Pyrrhus zu Heraklea bei Taras mit nie früher in der Welt vorgekommener Zähigkeit und Tapferkeit fechtend, nichtsdestoweniger verloren, damit aber ihre spätere Rolle in der Weltgeschichte ankündigten. Auch Rhegiom hatte oskische Söldner, wie Syrakus. Diese hatten nun schon seit Jahren mit gierig neidischem Blicke die Herrschaft der Mamertiner jenseit der Meerenge, welche sich halten zu können schien, angestarrt. Pyrrhus kam ja den Griechen zu Hilfe, also war keine Zeit zu verlieren, wenn auch sie der Stadt Rhegiom den Streich spielen wollten, welchen die oskischen Söldner drüben der Stadt Messana gespielt hatten. Auch Rhegiom sah ein Blutbad seiner erwachsenen männlichen Bevölkerung und die gewaltsame Aneignung seiner Frauen durch die Söldner. Von Seiten der Römer, welche es unterdeß durchgesetzt hatten, dem Pyrrhus den weiteren Aufenthalt in Italien zu verleiden, gelang es ihnen aber nicht, Anerkennung ihres gestohlenen Besitzes zu erlangen und römische Bundesgenossen zu werden, welche Stellung sie dadurch zu erwerben hofften, daß sie nun auch andere griechische Pflanzstädte an der italischen Südküste, wie z. B. Kroton, überfielen und verbrannten. Das römische Volk, durch seine späteren Siege über Pyrrhus zu erhöhtem Selbstbewußtsein gebracht,

war damals denn doch noch zu ehrenhaft, um derartige Bündnisse einzugehen. Es beschloß auf dem Forum, die ostfischen Söldner für den Bürgermord in Rhegiom zu züchtigen, und verband sich deswegen zuerst mit Hieron II., dem neuen Tyrannen von Syrakus, einem milden Herrscher, welcher nachher stets so treu zu Rom hielt. Hieron stellte die nöthigen Schiffe, und der Consul Genucius belagerte nun die Stadt, in deren Mauern sich die Söldner tapfer wehrten. Endlich aber stürmten die Römer, und die Söldner machten nun die Erfahrung, was es mit Bürgern auf sich hat, welche nicht gewöhnt sind, ihre Vertheidigung Söldnern anzuvertrauen. Um Sklaven zu fangen, kämpften die Römer diesmal nicht, denn dazu waren ja empörte Söldner und Familien-Mörder nicht zu gebrauchen. Anfangs schlugen sie alle kurzweg todt, welche ihnen in die Hände fielen, und das war die große Mehrzahl. Was sie aber zuletzt noch lebendig fingen, legten sie in scharfe Knebel und schleppten diesen Rest zur Kreuzigung fort nach Rom, um den Bürgern zu Hause und ihren Frauen zur Augenweide zu dienen. Auf der Marssteige vor dem Capenischen Thor hat der Rest dieser capuanischen Böfewichter geendet. Die Stadt selbst gaben sie den Bürgern von Rhegiom zurück, welchen es gelungen war, bei dem Blutbade sich durch Flucht zu retten. Drüben in Messana aber war ein ähnliches Verfahren, als auch diese Stadt in die Hände der Römer fiel, schon unanwendbar geworden.

Gegen Messana, oder vielmehr gegen die Mamertiner in Messana, war Hieron selbstständig vorgegangen, und hatte dieselben in mehreren Treffen geschlagen. Hier war aus der Verheirathung der Mamertiner mit den Frauen der erschlagenen griechischen Bürger schon ein neues Geschlecht herangewachsen, welches, wie eine aufgefundene Inschrift bewiesen hat, zwar noch ostfisch sprach, aber doch die griechischen Götter, z. B. den Apollo, anbetete. Die Mamertiner schauten nach Hülfe gegen Hieron aus, und es bildeten sich unter ihnen zwei Par-

teien, deren größere dieselbe in Karthago suchte, während eine kleinere es trotz des Schicksals von Rhegiom noch immer in Rom thun zu können vermeinte. In beiden Städten ward beschlossen, die Hilfe zu leisten, in Karthago mit der geheimen, in Rom mit der offen ausgesprochenen Absicht, die Stadt nachher zu behalten, welches die römische Partei unter den Mamertinern sich auch als Bedingung gefallen ließ. Hier also waren die Römer vertragsmäßig gebunden, wenn sie sich einmischten, und eingegangene Verträge hat das antike Rom noch zu allen Zeiten seiner Geschichte auch wirklich gehalten, wodurch es ja hauptsächlich ihm gelang, die Welt zu erobern. Aber die karthagische Partei in Messana und die Karthager selber waren schneller bei der Hand, und eine karthagische Besatzung erschien in der Festung von Messana. Der Tag, an welchem sie einzog, war ein schwerer Tag in der Weltgeschichte. Unter den Mamertinern nahm nun sehr begreiflich die karthagische Partei ab, und die römische zu. Draußen aber vor der Stadt lag noch Hieron mit seinen Truppen. Da erschienen zum ersten Male, 264 vor unserer Zeitrechnung, die Römer in Sicilien. Es war das Signal zur Vertreibung der karthagischen Besatzung aus der Festung von Messana durch die Mamertiner. Der römische Consul Appius Claudius aber schlug Hieron, und die Stadt ward nun den Römern übergeben, welche ihr alsbald das römische Bürgerrecht gewährten. Denn es handelte sich nun nicht mehr für sie um die Demüthigung der Griechen in Italien, oder auch des Pyrrhus, oder auch von Syrakus; sie standen Auge in Auge Karthago gegenüber, und der erste punische Krieg war eingeleitet.

Das Dampfsschiff braucht noch nicht dreiviertel Stunden von Rhegiom bis Messina, wenigstens wenn es, wie in unserem Fall, ein großer Dampfer ist. Immer schöner und gewaltiger entwickelte sich das Landschaftsbild der Meerenge auf der Ueberfahrt. Wenn ich auf die Landschaftsbilder zurückblicke, welche ein besonderer Zauber in meinem Gedächtnisse festgeheftet hat,

— es sind fast alles Landschaftsbilder, in welchen das Meer, oder doch ein großer Landsee eine Hauptrolle spielt, und darunter sind der Bosporus, die Bucht von Smyrna, das innere Meer von Santorin, sowie überhaupt die Wunderbilder der Kykladen, der saronische Golf, die Meerenge von Euböa, der korinthische Golf, das Binnen-Gewässer bei Korfu, die Buchten von Neapel und Salerno und von Genua, die norditalischen Seen, darunter der Comersee und der Maggiore, der Genfer See, der Bierwaldstätter See, der oberbayerische Königssee und die Salzburger Seen — so muß ich der Meerenge von Messina und den Bildern auf der sicilischen Ostküste, zu welchen sie rasch führt, die vornehmste Stelle zuerkennen. Das Alterthum hatte keinen Blick für landschaftliche Schönheit, vorzüglich wohl, weil die Landschaftsmalerei, welche solchen Blick nur allmählig groß zieht, im Alterthum zu keiner rechten Entwicklung kam. Aber vom 16. Jahrhundert unserer Zeitrechnung an, in welchem Jahrhundert zuerst Titian die Grundlage der neuen Landschafts-Malerei schuf, begegnet man in den Reisebeschreibungen mit der Zeit immer wachsenden Ausbrüchen des Entzückens über das Naturtheater, welches sich vom Felsen der Scilla zur Linken, und dem großen Leuchthurme auf dem sicilischen Ufer zur Rechten beginnend, gen Süden vor dem Blicke entfaltet. Dabei ist es schwer zu sagen, welche von beiden Küsten, die kalabrische oder die sicilische, die schönere sei. Erst wenn man die auf beiden Seiten sich in bunter und phantastischer Zusammenstellung drängenden Gebirgs- und Stadtbilder zu zerlegen und einzeln zu würdigen gelernt hat, kommt man zu einem Urtheil hierüber, und wird dann unbedingt der sicilischen Küste den Vorzug geben.

Die Messina, ursprünglich Messana, von messenischen Einwanderern diesen Namen erhielt, war es schon eine Stadt gewesen, eine Handels- und Seeräuberstadt, welche von der ältesten griechischen Niederlassung in Italien, von Cumä, griechisch Kymä, in Campanien gegründet worden war. Und

noch vorher scheint es eine Stadt der Siculer gewesen zu sein, welche von diesen den Namen Zankle erhalten hatte, der im siculischen von der Sichel abgeleitet ist, welche, wie Thukydides mit Bestimmtheit berichtet, im siculischen Zanklos hieß. Wer nur einen Blick auf die sehr eigenthümliche Form des Hafens von Messina wirft, welcher wie mit einem krummen Arme seitwärts in's Meer hinausgreift, wird den Namen der Sichel für die Stadt sehr begreiflich finden. Höchstens hätte man sie noch die Klaue nennen können. Auch die Griechen haben übrigens häufig aus ähnlichen Hafen- und Inselnformen den Namen Drepanon, ebenfalls die Sichel, abgeleitet. Wenn im Siculischen übrigens die Sichel Zanklos hieß, wird denn doch die Ableitung des Namens der Siculer selbst von der Sichel, als Ackerbauer, durch Herrn Mommsen ziemlich unwahrscheinlich, und die ältere, welche bei sämmtlichen italienischen Geschichtsforschern Geltung hat, daß im Namen der Siculer und auch der Sicaner das Zeitwort *secare*, durchschneiden, stecke, verdient wieder Beachtung. Auch der griechische Name von Rhegion bedeutet nach Aeschylos abreißen, und stimmt zu dem antiken Glauben, daß die Insel Sicilien von Italien durch Erdbeben abgerissen oder abgeschnitten worden ist.

In Messina fanden wir uns endlich wieder von höherer Cultur umgeben, als wir bisher an den Küsten des jonischen Meeres zu kosten bekommen hatten.

M e s s i n a.

Schönheit des Bildes der Stadt. Messina's Stellung unter den Häfen Italiens. Ein deutscher Gasthof und ein deutscher Buchhändler. Ein deutscher Club. Die Markthalle von Messina. Vorschlag zur Rettung der Berliner Markthalle. Die Pflasterung und Erleuchtung von Messina. Die städtischen Gärten und die Statuen in denselben.

Messina, 5. Februar 1877.

Messina gehört nicht bloß zu den Städten der Erde, welche landschaftlich am schönsten gelegen sind — vielleicht ist es in diesem Punkte trotz Neapels und Palermo's, sowie Konstantinopels, die allererste — sondern auch zu denjenigen, welche am geschmackvollsten angelegt und theilweis auch ausgebaut sind. Hat man seinen unvergleichlichen Hafen erreicht, welcher bis zu sechszig Meter tief ist und bis zu den Kais überall für die größten Schiffe zugänglich, so sieht man sich langen Linien ziemlich gleichförmig gebauter palastähnlicher Häuser gegenüber, welche man Anfangs geneigt ist, sämmtlich wirklich für Paläste zu halten. Sie stammen noch aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, wo es die Spanier versuchten, aus dem breiten Haupt-Kai, welcher jetzt Corso Vittorio Emmanuele heißt, eine leicht gebogene Prachtstraße von stattlicher Breite und etwa zwei Kilometer lang zu machen, welche in der ganzen Welt nicht ihres Gleichen haben sollte. Der Baustil ist etwa derienige der späteren französischen Renaissance, wie sie in Theilen des Louvre, im Tuilerien-Palaste, und vorzüglich im Garde-Meubles auf dem Eintrachtsplatze, zur Erscheinung kommt. Die Spanier haben sie wohl nicht den Franzosen nachgemacht, sondern man kann

eben hier lernen, daß die Franzosen diesen übermäßigen Reichtum an Säulen und Pilastern von den Spaniern entlehnt haben, denen sie ja auch den Absolutismus nachmachten. Die Spuren des gewaltigen Erdbebens von 1783 — drei Jahre nachdem fand Goethe die Stadt noch in Trümmern — sind in dieser stattlichen Häuserfront, sowie in der Stadt überhaupt, zwar noch nicht ganz verwischt, aber machen sich doch nur noch in wenig auffälliger Weise fühlbar. Die abgeschnittenen; des Capitales ermangelnden Säulen kann man ebensogut für solche halten, welche niemals fertig wurden — und auch deren sind ja genug darunter — wie für solche, deren Kopf heruntergestürzt und zerbrochen und dann aus Geldmangel nicht wieder aufgesetzt worden ist. So stolz und stattlich wie dieser gegenwärtige Corso Vittorio Emanuele sieht übrigens auch ein großer Theil der dahinter liegenden Stadttheile aus, und zu der Ueberzeugung kommt man rasch, daß man sich in einer äußerst lebenskräftigen Stadt befindet.

Bei der jüngsten italienischen Volkszählung ergaben sich für Messina mit den 48 dazu gehörigen Vororten 111,850 Einwohner. Wenn man also die Städte Siciliens mit denjenigen des Festlandes zusammenwirft, so folgt es unmittelbar auf Bologna, hat aber in Sicilien selbst Palermo mit 186,000 Einwohnern noch beträchtlich über sich. Als Hafen nimmt es bei Zusammenwerfung der festländischen und inseländischen italienischen Häfen im Schiffahrtsverkehr mit Dampf und Segel jetzt mit 20,665 Fahrzeugen und 3,048,506 Tons in der Tonnenzahl, welche doch die Hauptsache ist, die dritte Stelle ein, indem es darin nur noch Genua und Neapel über sich hat. Auch im Schiffsverkehre mit Segel allein hält es sich mit 15,680 Fahrzeugen und 697,383 Tons auf der dritten Stelle und hat hier wieder Genua und statt Neapels Livorno über sich. Im reinen Dampfschiffsverkehr aber rückt es sogar in die Höhe bis zur zweiten Stelle mit 4985 Fahrzeugen und 2,351,123 Tons, in dem ihm hier nur noch Neapel

überlegen ist. Es mag sein, daß unsere Reichsregierung, alles dies vergleichend, gerade Messina ausgewählt hat, um hier ein besoldetes deutsches Consulat zu halten, welches jetzt vom ehemaligen Consul in Paris besetzt ist. Bei der Vergleichung der italienischen Häfen miteinander und ihrer Verkehrsstatistik dürfte man vielleicht nicht genug die besonderen Umstände berücksichtigt haben, und vorzüglich nicht die Veränderung des Verhältnisses, welche im Laufe der zehn Jahre vor sich gegangen ist, für welche eine zuverlässige Gesamtstatistik der italienischen Häfen vorliegt. Es ist ganz richtig, wenn man auf das Verhältniß im Dampfschiffsverkehr größere Rücksicht genommen hat, als auf das Verhältniß im Segelschiffsverkehr, oder im Verkehre mit Dampf oder Segel. Aber es ist doch nicht richtig, dem Gewichte von Messina alle Dampfschiffe zuzurechnen, welche dort anlaufen und wieder abfahren. Dies spielt für den Handel in Messina eine so geringe Rolle, daß die französischen Messageries jetzt zum Beispiel in Messina gar nicht mehr anzuhalten vorziehen, und stolz durch die Meerenge durchdampfen. Der Blick ist jetzt hauptsächlich auf Neapel zu richten, dessen Aufschwung als Dampfschiffshafen gerade seit zehn Jahren ein ganz ungeheurer ist und welches sich jetzt in sehr unzweideutiger Weise immer mehr zur volkwirtschaftlichen und gewerblichen Hauptstadt von ganz Italien ausbildet und daher auch bei Weitem die größte und reichste deutsche Colonie hat. Bis jetzt hat die deutsche Reichsregierung dies wenigstens darin anerkannt, daß sie dem kaufmännischen deutschen Consul in Neapel, Beer, das Prädicatum eines General-Consuls beigelegt hat.

Uebrigens befindet sich auch in Messina eine nicht ganz unbedeutende Colonie deutscher Reichsangehörigen und der unzweifelhaft vornehmste und beste Gasthof der Stadt, der Gasthof Vittoria, gehört einem Hamburger, Namens Möller, dessen geschicktes Walten man alsbald an der Reinlichkeit und Ordnung erkennt, wovon in ganz Unteritalien sonst nicht viel

die Rede ist. Ebenso ist der Hauptbuchhändler, Welbatus, ein Norddeutscher, und zwar ein Berliner. Und endlich giebt es auch wieder, wie in Bari, einen deutschen Club in einem Bierhaus mit Garten und einer Regelpbahn. Die Regelpbahnen scheinen sich unsere Landsleute im Auslande nun einmal als wahren nationalen Vereinigungspunkt erkoren zu haben. Ganz nach Heine, welcher in seiner Klage über die Verdeutschung der Franzosen sich nicht enthalten kann, auszuruhen:

Sie sprechen von Fichte und Hegel;

Sie rauchen Taback, sie trinken Bier

Und — mein! — sie schieben auch Regell!

Gleich neben der Landungstreppe für die Passagierdampfschiffe aus Reggio erhebt sich auf dem Kai von Messina eine höchst stattliche, aus Eisen und Glas gebaute Markthalle. Solche Markthallen, sämmtlich nach dem Pariser Vorbilde eingerichtet, legen sich jetzt alle Städte zu, welche etwas auf sich halten. In meinen „Vergleichenden Culturbildern“ aus den vier europäischen Millionenstädten habe ich meinem Unmuthe über die ganz krause Wendung, welche die Markthallenfrage schließlich in Berlin nahm, und zwar allein von allen Städten von Europa und Amerika, Luft gemacht. Aber es hat mir selber so wenig geholfen, wie bisher den Berlinern mit ihren tiefsinnigen Actienunternehmungen und ihrem tiefsinnigen ehemaligen Wunderdoctor Stroussberg! Immer noch, wenn mir irgendwo eine neue in lustigem Gange befindliche Markthalle in die Quere kommt, in welcher keine arabischen Hengste „in der Freiheit dressirt werden“, ärgere ich mich als guter Berliner von Neuem. In Italien ist mir dies nun schon in Florenz und Neapel geschehen, und nun verfolgt mich der Aerger gar bis nach Messina! Und dabei die Berge von Drangen in dieser Markthalle von Messina! Und bei uns der Grenzzoll von zwölf Mark für den Centner Drangen! Freilich — fühlen wir uns bei solchen Böllen glücklich, brauchen wir auch, wenigstens für Drangen, keine Markthalle!

Die Markthalle von Messina ist eine Unternehmung der Stadtgemeinde, welche sie im Jahre 1864, als erste Markthalle in Italien, mit einem Aufwande von 144,000 Mk. errichtete. Um zu begreifen, wie glücklich die Stadtgemeinde bei dem Abschlusse für die Baukosten war, muß man die Markthalle gesehen haben. Jetzt trägt dieselbe 22,000 Mk. jährliche Miethe ein. Dies ergibt also 15 pSt. jährlicher Verzinsung der Anlagelkosten, welches sich die Berliner Stadtgemeinde hinter's Ohr schreiben möge! Dabei ist in Messina der Verkauf derjenigen Waaren, welche in der Markthalle verkauft werden, auch außerhalb der Markthalle, im Freien, keineswegs verboten. Dabei regnet es in Messina nicht so oft wie in Berlin und wird natürlich noch viel weniger so kalt. Anfangs war die Markthalle nur für Fleisch und Frucht eingerichtet; jetzt ist sie es auch für Fische. Es heißt, daß die Höker in Berlin kein Standgeld zu zahlen lieben; nun, die im Ganzen so sehr geizigen Italiener thun dies noch viel weniger. Jetzt, nun die Markthallen in Gang gebracht sind, zahlen sie aber augenscheinlich ganz willig genug, daß es fünfzehn Procent Verzinsung abwirft. Sie haben sich selber in die Höhe geboten, wie ich dies in den Culturbildern aus den Millionenstädten als volkswirthschaftliche Prophezeiung zu entwickeln versucht habe. Noch ein Wort im Guten. Als wir Berlin diesmal im October verließen, befand sich ein italienischer Herr im Zuge, welcher weder deutsch noch französisch sprach, und dem ich im Stande gewesen war, am Bahnschalter Dolmetscherdienste zu leisten. Nach Unterhaltung durstig, kam er nun jeweilig, wenn er gerade nicht rauchen wollte, in unser Coupé und siedelte schließlich ganz darin über. Er erzählte, daß er fünf Tage in Berlin verbracht habe und sich die neuen Bauten angesehen, wollte sich vor Lachen über die seltsame Verwendung der Markthalle ausschütten, und kam endlich, als ich ihn nach seinem Urtheil über die Kaiser-Gallerie von Heyden und Ryllmann fragte, selbstgefällig lächelnd mit

dem Geständniß heraus, er selber sei Mengoni, der Architect und erste Unternehmer der großen Gallerie Vittorio Emanuele in Mailand. Da mußte ich freilich den Hut vor ihm ziehen, denn in dieser hat er wirklich etwas Großes und Schönes, weitaus das Stolzeste seiner Art in ganz Europa, geliefert. Den Gedanken dazu hatte er als politischer Flüchtling in London gefaßt, wo es nicht selten vorkommt, daß gerade politische Flüchtlinge zu sehr großen Unternehmungsgedanken begeistert werden, und dort auch das erste Geld für das kühne Unternehmen in Mailand aufgetrieben. Es war ihm vergönnt gewesen, die Mailänder Gallerie Sr. Majestät unserem Kaiser zu zeigen, und zu erklären, worauf er sich nicht wenig zu Gute that. Außerdem aber konnte er auch noch auf zwei großartige Bauwerke in Italien hinweisen, mit deren Herstellung er wenigstens zu thun gehabt hatte. Das eine war das großartige Campo Santo von Bologna, seiner Vaterstadt, von welchem ich in meinem „Winter in Italien, Griechenland und Konstantinopel“ ein Bild des gegenwärtigen Zustandes zu geben versucht habe. Das andere aber war eine moderne Markthalle in Florenz, welche ich noch sehen sollte, und alsbald zu sehen auch versprach. Dies ist seitdem geschehen, und ich kann vorläufig nur versichern, daß Herr Mengoni seine Aufgabe in Florenz mit ähnlicher schwungvoller Großartigkeit zu lösen verstanden hat, wie vorher diejenigen zu Bologna und Mailand. Daß ich übrigens für „schwungvolle Großartigkeit“ keineswegs von vornherein eingenommen bin, sollte er bald erfahren, denn über die architektonischen Pläne, welche er mit dem Stadtplan von Rom hatte, und mit Hilfe des jetzt gestürzten Ministeriums durchführen zu können hoffte, geriethen wir desto schärfer aneinander. Wenigstens ich verstehe nun einmal in Betreff Roms durchaus keinen Spaß, und möchte es vorläufig am liebsten erhalten wissen, wie es ist. Nun, Herr Mengoni hat Berlin gesehen, und hat vorzüglich über seine Markthalle ebenso übermüthig gelacht, wie

ich mich schwer darüber geärgert habe, nicht über die Markthalle, sondern über die Kunststreiter darin. Herr Mengoni kann sie schon wieder in Ordnung bringen, und zwar schöner und brauchbarer, als sie vorher war, wie man sich hiervon in Florenz überzeugen kann. Herr Mengoni versteht es auch, in London Geld für nützliche Unternehmungen aufzutreiben, was dem Dr. Stroussberg auch noch mit keinem Groschen gelungen war. Dies wird aber noch viel leichter, wenn eine Gemeinde hinter demjenigen steht, der sich an die Londoner Stock-Börse wendet und jeder andere kann es dann ebenso. Davon wäre vielleicht nur derjenige ausgenommen, welcher es schon einmal gethan hat, unter dem Vorwande einer Privatunternehmung, welche dann erst nachträglich mit einer concurren- den Gemeindeunternehmung zu schaffen bekommen hat. Nur gleich heraus mit ehrlicher Sprache! Geschehen, in Betreff der Markthalle in Berlin, wird es früher oder später doch müssen. Auch sonst hat sich die Stadtgemeinde von Messina in Aufspuzung ihrer schon durch die bloße Lage so wunderschönen Stadt nicht zaghaft finden lassen. Die Quaderpflasterung mit Lava des großen Kais am Hafen, welcher auch über den Hafeneingang hinaus noch weit nach Norden fortgesetzt ist, und jeweilig auch mit Bäumen bepflanzt und mit prachtvollen Marmorbänken versehen, kostet ihr nicht weniger als 400,000 Mk. In der Stadt selbst aber sind auf öffentlichen Plätzen äußerst geschmackvolle, mit zahlreichen Büsten geschmückte Gärten angelegt, von welchen der geschmackvollste dem Giuseppe Mazzini gewidmet ist. Die Italiener der Gegenwart vergessen überhaupt fast keinen einzigen der Männer, welche häufiger unter ihnen genannt worden sind, und nicht selten wird der Fremde durch Statuen moderner Männer verblüfft, von welchen er selber niemals reden gehört hat. Ein hübscher kleiner Platz befindet sich auch vor dem geschmackvollen städtischen Theater, in welchem eine Lesehalle für Subscribenten, zu welcher Fremde willig als Gäste zugelassen werden, einen

Bereinigungspunkt für die höheren Stände der Stadt bildet. Ein anderer mit Platanen bepflanzt und im Uebrigen mit Quadern gepflasterter Platz, welcher vom Kai aus hinter dem Stadthause oder Municipalpalaste liegt, und mit dem Kai durch die offene Pfeilerhalle des Erdgeschosses des Municipalpalastes verbunden ist, bildet den Mittelpunkt des städtischen Lebens, welches sich sonst auf dem Kai, also dem Corso Vittorio Emanuele concentrirt, und zwei Hauptstraßen, die ihm parallel laufen, und jetzt natürlich nach Garibaldi und Cavour benannt sind. Alle Straßen von Messina sind jetzt mit großen Lava-Quadern sehr sauber und derartig flach gerundet gepflastert, daß das Regenwasser sehr rasch in die unterirdischen Siele abläuft. Dabei sind sie mit Gaslaternen erleuchtet, zwischen welchen die Abstände gerade nur halb so groß sind, wie in Berlin, so daß die Straßen des Abends in einer für das Auge höchst erquicklichen Lichtfülle strahlen. Wir haben in Deutschland keine Stadt, welche hierin der sicilianischen Handelsstadt zu vergleichen wäre. In den guten Betten des Hôtels Vittoria vermochten wir zum ersten Mal, seit Athen, uns wieder erquickend auszuschlafen, und die wilde Dede des Peloponnes, der Schmutz in den apulischen Städten, und die lange Nacht, die wir auf der Küste von Calabrien noch zugebracht hatten, begann sich in Erinnerungen zu verwandeln, aus denen ja schließlich alle Unannehmlichkeit schwindet und nur ein angenehmer Duft zurückbleibt.

Das Campo Santo in Messina.

Die Bevölkerung der Stadt. Der Dom. Der Dombrunnen. Das Campo Santo.

Messina, 6. Februar 1877.

Den heutigen Tag können wir wohl zu denjenigen rechnen, an welchem wir auf unserem Streifzuge durch den geschichtlich, landschaftlich und architectonisch am meisten fesselnden Theil der ganzen Welt den größten Reizen begegnet sind. Als wir am Morgen, bei schönem Wetter, uns erhoben hatten, war unser nächster Gang nach dem Dom. Der erste Gottesdienst in diesem prächtig ausgeschmückten kirchlichen Gebäude, welches schon am Schlusse des elften Jahrhunderts von den normannischen Herrschern Siciliens, und zwar von Roger begonnen wurde, war schon vorüber. Aber noch war der Dom hauptsächlich mit Frauen gefüllt, die nun schaarenweis an uns vorüberzogen, als sie sich heim begaben. Es fiel uns auf, daß im Schnitte der Gesichter fast durchaus derselbe Typus sich wiederholte, welcher keineswegs der allgemeine italienische war. Ich selbst bin noch nicht in Spanien gewesen, aber nach den Spanierinnen zu urtheilen, denen ich sonst wohl schon in größerer Anzahl begegnet bin, schienen mir die Gesichter der Frauen von Messina aus den besseren Ständen eher auf ein Uebergewicht spanischen oder südfranzösischen Blutes hinzudeuten. Alle Frauen tragen hier keine Hüte, sondern schwarze Kopfschleier nach mailändischer Art; dieselbe Sitte geht ja auch in Spanien bis in die höchsten Stände hinauf, wenigstens in Andalusien, Granada und Murcia. In

Sicilien ist übrigens das abgelagerte Völkergemisch ja bunter als irgendwo sonst in Europa. Zuerst Sicaner und Siculer; dann Griechen aus dem Peloponnes und Korinth; vorzüglich Dorer; dann im Westen Karthager, dann in Messina die ostlichen Mamertiner aus Capua; dann Römer; dann wieder Griechen aus Byzanz; dann die Araber, welche nach allen Anzeichen im Charakter und der Lebensart der Insulaner neben den Griechen die stärksten Spuren hinterlassen haben; dann aber gar Normannen! es folgt nun die Zeit, wo die italienische Nationalität von den Alpen bis zum Meer, und auch auf allen Inseln sich ausbildete. In Sicilien ward sie am wenigsten in Ruhe gelassen. Die Kreuzzüge brachten Engländer und Franzosen auf die Insel, welche ein halbes Jahr lang schlimm darin hausten. Dann folgte die vorübergehende Herrschaft der sicilianischen Hohenstaufen, welche zum Theil in Messina selbst residirten, deutsche Spuren aber kaum hinterlassen haben. Nachdem die Hohenstaufen durch die Anjou verdrängt waren, reinigte die sicilianische Vesper die Insel wieder von Franzosen, und Karl von Anjou, der vor Messina Rache dafür zu nehmen versuchte, ward durch die spanische Flotte des Herrschers von Aragonien gezwungen, die Belagerung von Messina aufzuheben. Sicilien ward nun spanische Besitzung und die nachgelassenen Spuren hiervon, glaube ich, wie gesagt, in dem sehr gleichförmigen, mir spanisch erscheinenden Gesichtstypus der Frauen von Messina noch jetzt entdeckt zu haben. Einmal versuchte übrigens gerade Messina die Herrschaft der spanischen Habsburger abzuschütteln und warf sich Ludwig XIV. in die Arme, der ihm seine politischen und Handelsprivilegien zu bewahren versprach. Es erschien auch eine französische Flotte in Messina und es ward lebhaft um seinen Besitz gekämpft, zwischen den Franzosen auf der einen Seite, und den verbündeten Spaniern und Holländern auf der andern. Als die Franzosen zuletzt Messina seinem Schicksal überlassen mußten, ward es von den Spaniern in scharfe Zucht genom-

men und aller seiner commerziellen Rechte beraubt. Schon war die Bevölkerung der Stadt zu größerer Höhe angewachsen gewesen, sogar als gegenwärtig; sie kam aber gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts nun rasch von 120,000 bis auf 15,000 Einwohner herunter. Sehr langsam ist sie erst dann wieder gestiegen, aber die aus der Lage und der unvergleichlichen Fruchtbarkeit der ganzen Insel fließende Lebenskraft bewährte sich schließlich doch. Im vorigen Jahrhundert ward die Bevölkerung der Stadt noch zweimal etwa auf ihre Hälfte herabgedrückt, das eine Mal (1740) durch die eingedrungene Pest, das andere Mal (1783) durch das bekannte große Erdbeben. Während der Kriege gegen Napoleon I. gerieth die von den Franzosen unerobert gebliebene Insel ganz unter englischen Einfluß, erhielt ihre eigene Verfassung, und bis heute sind auch aus dieser halb englischen Zeit noch Spuren sitzen geblieben, und es giebt vereinzelte englische Grundbesitzer auf der Insel. Bei einer solchen Landesgeschichte ist es wahrlich schwer, den Stammbaum eines Sicilianers, und vor allen eines Messinesen festzustellen.

Der Dom, welcher viele, vorzüglich innere Umbauten erfahren hat, indem zur ursprünglich normannischen Gothik zierliche Spätgothik, dann geschmackvolles Ornament der ursprünglichen Renaissance später auch Popsstyl hinzugefügt wurde, die geschmackloseste That aber erst nach dem Jahre 1783, nämlich nach dem Erdbeben gemacht wurde, steht auf einem Platze, dem Domplatze, welcher trotz aller Zufälligkeit in seiner Mannigfaltigkeit doch ein recht ansprechendes und malerisches Gesamtbild gewährt. Die Hauptzierde dieses Platzes ist der Dombrunnen von dem Florentiner Fra Giovanni Montorsoli, 1551 vollendet, einem Lieblingsschüler in der Bildhauerei des Michel Angelo selbst. Noch ein anderer berühmter Brunnen in der Stadt, der Neptunsbrunnen auf dem Kai, vor dem Municipalpalast, sowie zahlreiches andere Bildwerk in der Stadt, rührt von demselben Meister her,

welcher im 16. Jahrhundert mit einer ganzen Anzahl Florentiner und Römer nach Messina kam und den Kunstgeschmack der Stadt vollständig umformte und veredelte.

Der Dombrunnen ist wohl sein Hauptwerk in Messina, von etwas phantastischem, aber ganz ausgezeichnetem Geschmack, und kaum irgend eine andere plastische Brunnenschöpfung in Europa ist ihm ebenbürtig zur Seite zu stellen. Eine gestaltende Kraft, beseelt von den reizendsten Formen der antiken Mythologie, ist hier so üppig in's Kraut geschossen, wie etwa Goethe's Vorliebe für die gleichen Formen sich im zweiten Theile des Faust Luft gemacht hat. Man kann es übrigens auch Goethe anmerken, daß er diesen Brunnen gesehen hat. Bis in die Auswahl der natürlichen Marmorfarben hinein spielt die fast muthwillige Einbildungskraft des höchst poetischen Sculpturcomponisten, der aus seinen Meerpferden, Flußgöttern, Delfinen und wasserspeienden Masken einen Unterbau für Gruppen von Tritonen und allerliebsten Nymphen schuf, welche, in drei Stockwerken übereinander gethürmt, schließlich einen Globus tragen, auf dem dann der Gründer Messina's, Perieres, mit einem Hunde und mit dem Wappen der Stadt im Schilde steht. Jener andere Brunnen desselben Meisters auf dem Kai, der Neptunsbrunnen, ist einfacher und vielleicht großartiger, aber doch mit dieser lebensvollen Zauberschöpfung nicht zu vergleichen.

Eine Straße, welche vom Domplatz in südöstlicher Richtung ausgeht und jetzt die Straße des 1. September getauft worden ist, nach dem albernen Pariser Gebrauche, die Straßen nach berühmten gewordenen Kalendertagen zu nennen, wobei sie beständig neue Namen bekommen, führt in die südliche Hauptstraße der Stadt, die Straße Cardines, welche gerade die Stelle des altgriechischen Messana durchschneidet. Der Kreuzungspunkt beider Straßen ist mit vier bildhauerisch behandelten Ecken versehen, eine Anordnung, welche uns schon öfter in Italien vorgekommen ist, am großartigsten bei dem Kreuz-

zungspunkte der beiden langen Straßen in Rom, welcher als die vier Brunnen bezeichnet wird, weil hier wirklich vier Brunnen in den bildhauerisch behandelten Nischen der vier Ecken hervorbrechen. Der breiten Straße Cardines ist schon nach wenigen Schritten anzumerken, am Ladengeschäft wie am Häuserbau, daß sie in Vorstädte hinausführt. In dieser Straße ist die oskische Inschrift gefunden worden, welche auf die Zeit zurückweist, in der sich die Mamertiner so verrätherisch durch Männermord der arglosen Griechenstadt bemächtigt hatten. Zuletzt kommt man, wie dies häufig in Messina geschieht, zu einer Brücke, welche über das jetzt nur mit Steinen gefüllte Bett eines der vielen Wildwasser führt, für welche man es vorgezogen hat, besondere Wege quer durch die Stadt zu reserviren und einzudämmen, damit sie in der Stadt keinen Schaden anrichten. Wir haben dies schon in vielen Bergstädten, im größten Maßstabe aber in Hermupolis auf Syra gefunden. Bei dieser Brücke steht das Zollhaus, es ist aber kein Zollhaus, wo Zoll von Waaren erhoben wird, welche in die Stadt hinein wollen, sondern wo Zoll erhoben wird von Waaren, welche aus ihr hinaus wollen. Messina ist nämlich noch ein Freihafen. Wir bemerkten, daß es die Zollbeamten mit allen bäuerisch angekleideten Personen, welche aus der Stadt hinaus wollten, recht scharf nahmen, alle ihre Taschen besühten, und sie zwischen sich um und um drehten. Hätte mir das Jemand geboten, ich hätte augenblicklich zugeschlagen. Die modern angekleideten Leute aber ließ man ohne alle Untersuchung vorübergehen. Gleich hinter der Brücke zweigt sich der Weg nach dem neuen Campo Santo von Messina zur Rechten ab. Es war uns schon vorher von den Deutschen in der Stadt als eine wahre Wunderschöpfung beschrieben worden, und es ist wirklich eine solche. Der Architekt heißt Savoja und ist aus Catania. Die Unternehmung geht, wie dies jetzt in ganz Italien der Fall, von der politischen Stadtgemeinde aus, und gerade bei den Begräbnißplätzen kommt denn doch hierbei ganz

etwas Anderes heraus, als wenn man sie den kirchlichen Gemeinden überläßt. Die Unsterblichkeit der Seele ist ja auch eine Sache, und das Begräbniß des Leibes ist eine andere. Die Unsterblichkeit der Seele ist eine Frage für denjenigen, der stirbt, das Begräbniß des Leibes ist eine Frage für diejenigen, welche leben bleiben. Nur diejenigen, welche leben bleiben, die eben in der politischen Gemeinde vertreten sind, haben ein Interesse an Begräbnißplätzen, welche keine Krankheiten unter den Lebenden hervorrufen, an Begräbnißplätzen, welche alsbald nicht wieder aufgewühlt werden, an Begräbnißplätzen, auf welchen man mit Genuß spazierengehen und die Erinnerung an die Gestorbenen pflegen kann, an Begräbnißplätzen, welche der Stadt zur Zierde gereichen. Auf alles dies letztere wird denn auch bei den modernen municipalen Campi Santi der Italiener größter Bedacht genommen. Bisher hatte Bologna das höchste geleistet; jetzt macht ihm Messina, durch sein unvergleichliches Meerestheater (teatro maritimo), wie man schon im siebzehnten Jahrhundert die vom Kai von Messina aus sichtbare Landschaft und nach ihr den Kai selber nannte, den Rang streitig.

Der Weg geht beständig leicht bergauf, zwischen Mauern, welche auf ihrem Firste mit der indischen Cactusfeige oder Opuntie dicht bewachsen sind, einer dickblättrigen, stacheligen Cactusart, zu welcher auch die Fackeldisteln gehören, auf denen die Cochenille-Blattläuse gezogen werden. Dieser aus Indien stammende Cactus heißt die indische Feige, weil er angenehm säuerlich schmeckende Früchte trägt, welche aus den Blättern hervorkommen, und da sie roth sind, fast thierischen Karbunkeln oder ähnlichen Hautauswüchsen gleichen. Er bedarf zum Wachsthum keines Erdreichs, sondern gedeiht am besten auf nackten Felsen und Mauerflächen, an welchen er sich mit den Wurzeln nur anklammert. Er zieht also seine Nahrung vollständig unmittelbar aus der Luft. Er hat sich jetzt über alle heißeren Landstriche von Unteritalien, und über alle griechischen

Inseln verbreitet und scheint förmlich zu wuchern. Man pflanzt ihn aber auch ausdrücklich in großen Pflanzungen an, da, wo man das Areal, wie eben auf nackten Felsen, nicht anders verwerthen kann. Es ist also ein reines Himmelsgeschenk für die Länder am mittelländischen Meere gewesen, wo er noch gedeiht. Am meisten habe ich ihn, außer auf Sicilien, auf den Inseln Korfu und Syra angetroffen. Hat man ihn erst aus der Nähe gut kennen gelernt, so unterscheidet man leicht sein wie mattes Silber glänzendes Geflecht auch aus weiterer Ferne, und wir hatten darüber zu erstaunen, wie hoch dieser üppig wuchernde Cactus auf die nackten Felsgebirge hinter Messina hinaufsteigt. Näher winkten uns über die von ihm gekrönten Mauern hinweg mit leuchtenden kleinen Mandarinorangen schwer beladene dunkle Drangenbäume, und die schwankenden, stets wie goldig blizenden Zweige der Citronenbäume mit ihren schwefelgelben Früchten. Der ganze Weg nach dem Begräbnißplatz ist mit Quädern gepflastert und vorsorglich mit einer Seitenrinne versehen, durch welche das Bergwasser abzufließen vermag. Es setzte uns etwas in Erstaunen, weil uns noch die Erklärung darüber fehlte, daß uns beständig zwei Telegraphendrähte begleiteten. Schickt man Botschaften an die Todten, oder lassen sie jeweilig telegraphisch von sich hören und ergießen sich in schwülstigen Poesien der „Todten an die Lebenden“? Endlich zeigte sich prachtvoll und zur Linken auf der Höhe, einem großen schimmernden Palaste mit Säulen und Kuppeln gleichend, das neue Campo Santo, und hinter ihm stieg wieder eine grüne, mit Grabdenkmälern bedeckte Ebene aufwärts bis zu einer kleinen Begräbnißkirche nebst dem sie einschließenden Gebäude, welche das Ganze krönt. Nun ging es durch ein Thor und dann in Schneckenwindungen steiler aufwärts. Die Abhänge, längs deren wir emporstiegen, waren mit einer dunkelgrünen Pflanze, mit dreikantigen Blättern dicht behängt, von denen immer mehrere wie eine Klaue zusammenhängen. Diese als Garten-

schmuck in Unteritalien und vorzüglich in Sicilien viel verwandte Pflanze wird von den Italienern Parruchio, die Perücke, genannt, und sie dient zu denselben Zwecken, wie etwa in Nord und Süd der Epheu; nur schüttet sie ein viel dichteres Grün über Mauern und Abhänge. Wo aber für Pflanzen auf Beeten von ebenerer Lage Platz war, zeigte sich trotz der kalten Jahreszeit eine Fülle blühender Blumen. Eine Hauptrolle unter ihnen spielte das Geranium, welches trotz der kälteren Luft sogar noch seinen süßen Geruch verbreitete. Glühende Malven ohne Geruch machten ihm den Rang streitig. Waren dies nun noch Blumen des Herbstes oder des Frühlings? Natürlich das erstere; aber Veilchen wurden uns auch schon zum Verkauf angeboten. Frühling und Herbst reichen sich also in Sicilien, wenigstens in den Blumen, schon die Hand. Die Blumensprache spricht für den sicilischen Winteraufenthalt. Indem wir eine der Schneckenwindungen des Weges nach der anderen zurücklegten, tauchten unsere Köpfe in immer schönere und großartigere panoramatische Rundsichten empor. Die schimmernde Meeresfläche der Straße von Messina vor der Stadt mit dem hineinreichenden Hafen der Hafeneinfassung und ihren Forts und Leuchttürmen; die buntackige Reihe der kalabrischen Gebirge gegenüber; die schimmernd weiße Stadt selbst und das sicilische, mit Bergfestungen gekrönte Gebirge hinter ihr, sie alle zogen wechselnd an den wechselnden Wendungen unseres Aufstiegs in immer leichter und dustiger werdenden Farben vorüber. Das weiße Prachtgebäude des Begräbnisplatzes war endlich erreicht, und faßte die verschiedenen Bilder in Durchblicken, welche mit Säulenstellungen eingerahmt waren, wie in einzelne Rahmen zusammen. Dem Gleiches an landschaftlicher Schönheit hatten wir allerdings noch nicht gesehen, weder auf den berühmten Ausblicksplätzen am Golf von Neapel und auf seinen Inseln, noch am Bosphorus. Nur die ernste Ausschau vom Parthenon auf der Akropolis zu Athen blieb daneben bestehen.

Der Todtengräber machte uns seine Verbeugung und bot seine Führung an, die auch angenommen wurde. Er zeigte uns zuerst das Campo Santo der Armen, welches zwei ebene, viereckige Felder mit Sammelgrabplatten in schachbrettartiger Weise füllt. Jede der Platten bleibt zwei Tage hindurch aufgeschlossen, und das entsprechende Grab nimmt die Armenleichen auf, welche während der zwei Tage versenkt werden. Es giebt also 182 solche Sammelgräber, 91 auf jedem der beiden Höfe, welche siebenmal dreizehn Linien bilden. Noch immer ist diese schauerliche Begräbnisart für die Armen, für welche nichts bezahlt wird, wenigstens in allen größeren Städten des ehemaligen Königreichs Neapel und auch in anderen Theilen Italiens üblich. Unter den Sondergräbern, für welche bezahlt wird und die damit für ewige Zeiten gesichert sein sollen, giebt es verschiedene Klassen. Es giebt Gräber seitwärts in der Mauer, welche sich eins über dem anderen befinden, und die mit einer Platte geschlossen werden. Darunter giebt es deren, welche den Sarg in der Art aufnehmen, daß seine Längsseite der Mauer parallel läuft und die deswegen mit einer länglichen, rechteckigen Platte geschlossen sind. Es giebt auch solche, welche den Sarg nur aufzunehmen vermögen, wenn er in senkrechter Linie auf die Mauerfläche in sie hineingeschoben wird, und die dann mit einer kleineren quadratförmigen Platte geschlossen werden. Da sich der Preis stets nach der Größe der Mauerfläche richtet, welche für das Grab in Anspruch genommen wird, etwa ähnlich dem Preise von Zeitungsanzeigen, kosten die Gräber mit quadratförmigem Schluß etwa halb so viel, wie die Gräber mit rechteckigem Schluß. Die schließende Platte wird in vielen Fällen nur mit dem Epitaph beschrieben; immer häufiger aber gefallen sich die Hinterbliebenen darin, und verfügen sie auch über die nöthigen Mittel, um die Platte mit einem allegorischen, oder auch das Portrait wiedergebenden Basso Relievo zu schmücken. Dabei müssen schließlich die Wände der inneren Gänge des Campo Santo,

wie seine Außenmauern das Aussehen einer Gallerie von Gemälden, oder vielmehr Sculpturarbeiten bekommen, während sie, wenn nichts weiter auf die Schlußsteine kommt als Schrift, zuletzt aussehen würden, wie die Anzeigen-Seiten einer Zeitung. Es giebt aber noch kostspieligere Sondergräber im Innern des Campo Santo, in dem nämlich eine Familie sich eine eigene Capelle kaufen kann, bis zu 8000 und selbst bis zu 12,000 Lire im Preise, um in derselben und unter derselben sich begraben zu lassen. Hiervon ist in Messina wie in Bologna schon ausgedehnter Gebrauch gemacht worden. Ebenso giebt es solche Capellen für Grabesbrüderschaften, wie sich deren in ununterbrochener Reihe von den Zeiten der altrömischen Cäsaren bis heute in Italien gebildet haben und jetzt vorzugsweise in der Stadt Neapel selbst floriren. Endlich hat man Eckcapellen für besonders berühmt gewordene, oder noch berühmt werdende Stadtkinder zurückbehalten, denen dann die Municipalität mit großer Freigebigkeit ein Denkmal auf dem Campo Santo setzt. So hat der Messinese La Farina, welcher einst italienischer Minister war, auf dem Campo Santo von Messina ein großes, sehr in die Augen stechendes Denkmal erhalten, auf welchem die um ihn trauernde Italia sich an das Postament seines Standbildes in Thränen klammert. Am meisten imponirt das Campo Santo von Messina, von welchem übrigens nur noch etwas mehr als die Hälfte fertig ist, durch sein gewaltiges unterirdisches Geschoß, in welchem sich vorzüglich die meisten Familiengräber befinden, welche oben nur eben durch Capellen oder Denkmäler vertreten sind. In diesem Keller sind vorläufig auch einige Bildhauerarbeiten aus dem sechszehnten Jahrhundert von Montorsoli untergebracht, Figuren römischer Soldaten, welche von ihren Stellen in der Stadt, wegen Umbaues, hatten entfernt werden müssen.

Wir stiegen nun hinauf zur höchsten Stufe des Begräbnisplatzes, welche mit zahlreichen Denkmälern im Freien

geschmückt ist. Sie wird, wie schon erwähnt, von einer Begräbnißcapelle nebst Wohnhaus für die dienstthuenden Mönche gekrönt, im zierlichen neugothischen Style. Auch hier oben befindet sich noch ein großes Sammelgrab, in dessen geräumige Halle Treppen hinabführen, für die Nonnen sämmtlicher Klöster von Messina. Als wir in die Begräbnißcapelle getreten waren, schloß der Todtengräber ihre Thüre, und wir fanden plötzlich das ganze Innere, so wie uns selbst, mit blauem Licht übergoßen. Die Fenster haben eben nur blaue Scheiben. Es ist ein Lichteffect, der für ein Todtenamt vortrefflich paßt. Die Lebendigen sind darin von Todten nicht zu unterscheiden. Für das „maritime Theater“ draußen paßt die blaue Färbung gleichfalls. Nun erscholl die Klingel, welche der Telegraph schon von der Stadt aus in Bewegung setzt; es naht ein Zug, sagte der Todtengräber; wir sollen uns in Bereitschaft halten. Ich muß nun antworten. Dazu ging es hinauf in ein Sitzungszimmer für den Stadtrath, welches im Wohnhause der dienstthuenden Mönche angebracht ist, und mit dem großartigen Bauentwurf des Leone Savoja geschmückt für das Campo Santo, wie es fertig dastehen wird, während jetzt nur die Hälfte vollendet ist, in der aber doch schon zehntausend Leichen bestattet sind. Das prachtvolle Gebäude, auf einem Bergvorsprung in denkbar schönster Lage und in einem Garten, der in Schönheit kaum einen Nebenbuhler hat, wird einst ebenso gut als ein Weltwunder gelten, wie vordem das Mausoleum bei Sardes. Als wir schieden, weil wir nun genug gesehen, überreichte der Todtengräber uns einen Strauß im Freien erblühter und frisch gepflückter Blumen, wie er in Europa so früh auch nur in Sicilien zu haben ist. Mit diesem Symbol der natürlichen Auferstehung gingen wir hinunter. In Sicilien ward ja Persephoneia von Hades geraubt.

T a o r m i n a .

Concurrenz-Kampf der Gasthöfe mit Fäusten. Beginn der entzückenden Landschaftsbilder. Das antike Theater mit dem schönsten Landschaftsbilde der Welt. Der Schnee-Coloß des Aetna. Bevölkerung von Tauromenium im Alterthum. Der Wirth Timeo. Stammt derselbe von dem altgriechischen Geschichtsschreiber Timeos ab? Die Wasseruhr in der Theater-Ruine. Rückfahrt an das Ufer.

Taormina, 7. Februar 1877.

Der Bahnzug, welcher in südlicher Richtung aus Messina nach Taormina führt, bedarf hierzu noch nicht fünf Viertel-Stunden Zeit. Aber von der Station Giardini, welche am Meeresufer, unterhalb Taormina liegt, ist es bis oben hinauf, auch zu Wagen, ein steiler gewundener Weg von noch einer halben Stunde. Taormina, die heutige italienische Namensform des alt-griechischen Tauromenium, hat den Accent, dessen Stelle ja der festeste etymologische Bestandtheil ist, auf der vorletzten Silbe. Es giebt in Taormina nur zwei Gasthöfe und als wir in Giardini den einzigen Wagen, der bereit stand, mit Beschlag belegt hatten, prügeln sich die Commissionäre dieser beiden Gasthöfe, also auf gut berlinisch ihre Schlepper, darum, wer von beiden auf den Bock steigen und uns in seinen Gasthof schleppen solle. Unsere Wahl war längst nach persönlicher Empfehlung getroffen, aber ich zog es doch vor, die beiden übereifrigen Stadtkinder von Taormina sich fertig prügeln zu lassen, und ich rief ihnen zu, daß sie zunächst nur ihren Kampf zur Entscheidung bringen sollten. Sie kämpften nun mit verdoppeltem Eifer und ich bedauerte nur jeden Schlag, der vorbeifuhr. Endlich kam der Commissionär des

von uns schon gewählten Gasthofes unten zu liegen. Nun erklärte ich, daß ich gerade deswegen seinen Gasthof wähle. Ganz verdukt stand der Sieger auf und der Besiegte nahm triumphirend auf dem Bocke Platz. Nun werden sie sich wohl nicht mehr prügeln, oder lieber beide gleich sich selbst hinwerfen. Freilich wäre der Ausgang des Kampfes ein anderer gewesen, würde das Schauspiel vielleicht für alle nachkommenden Reisenden wiederholt worden sein.

Die Landschaftsbilder vor den offenen Wagenfenstern waren schon auf dem ganzen Wege von Messina bis Giardini entzückend gewesen. Nun wir nach Taormina selbst auf den Schneckenwindungen der Kunststraße hinauf fuhren, wurden die wechselnden Bilder von der stets zunehmenden Höhe aus immer schöner. Auch waren wir auf das Schlußbild von den obersten Sitzreihen des altrömischen Theaters von Taormina nicht wenig gespannt. Es ist ja schon von so vielen Reisenden, welche zu den wichtigsten Vergleichen in Stand gesetzt waren, rundweg als das schönste Landschaftsbild auf der ganzen Erde bezeichnet worden, von dessen Reizen der Pinsel oder gar die Photographie keine Vorstellung zu geben vermögen. Auf dem Wege kamen wir an langen Reihen viereckiger wagerechter Löcher in der Felswand vorbei, welche uns als Sarazenen-Gräber bezeichnet wurden. Dann begruben also die Araber in Sicilien genau so, wie man einst in den römischen Katakomben begrub und wie man heute in ganz Italien begräbt, soweit dafür bezahlt wird, aber nicht, wie einst die heidnischen Griechen begruben.

Endlich gelangt man durch ein finsternes mittelalterliches Thor, das Messinesische Thor, in die schmale und lange einzige Straße einer ärmlichen kleinen Stadt von etwa dreitausend Einwohnern, kommt in derselben an einem Palaste in sicilischer Gothik vorüber, welche auf diejenige der Normannen zurückweist, und findet sich schließlich, wenn man denselben Gasthof von Timeo wählt, wie wir, in einem reinlichen kleinen Hause

untergebracht, dessen Hauptschlafzimmer mit Balcon den Ausblick nach der Seite des Meeres zu und seitwärts in die Höhe auch auf das Innere des antiken Theaters hat.

Es wird wohl Jeder, wenn nun das Wahl für ihn bereit gemacht wird, die Zwischenzeit benutzen, um alsbald auf die weltberühmte Theater= Ruine hinauf zu gehen. Oben ist ein alter Custode, von welchem man, wenn man gegen den armen alten Burschen nicht rauh werden will, ziemlich langwierige und salbungsvoll vorgetragene Erklärungen aushalten muß. Er ist von einer sicilischen Alterthums= und Ausgrabungs= Gesellschaft angestellt, welche ihm dafür ein Tagesgehalt von 15 Solbi gewährt und deren Vorsitzender der Herzog von S. Stefano ist, welcher noch einen Palast in der Stadt besitzt. Der Ahne dieses Herzogs war ein fauberer Schirmherr für die Theater= Ruine, denn er hat die Ornamente des Theater= Gebäudes sich erlaubt zur Ausschmückung seines Palastes anzuwenden. Der alte aus Taormina selbst gebürtige Custode, Abkömmling des früheren Custoden, zu dessen Zeit der Herzog von S. Stefano die Ornamente sich aneignete, liebt es deswegen, sich als richtiger Bürger von Tauromenium gewaltig groß zu thun und spricht beständig von den alten griechischen oder römischen Einwohnern der Stadt als von seinen Landsleuten. Die Besuche so zahlreicher und vorzüglich so vornehmer Fremden, welche er schon in der Theater= Ruine umher zu führen gehabt hat, worunter sich auch ein großer Theil unserer deutschen kaiserlichen Familie befand, haben bei ihm den Eindruck hinterlassen, daß dieselben nicht etwa des weltberühmten Landschaftsbildes wegen gekommen seien, sondern wegen der hier so vollständig erhaltenen Einrichtung eines antiken Theaters. In dies Theater ist er nun förmlich aufgegangen, hat es auch selbst gezeichnet, ja gemalt, und eine Sammlung von Bildwerken aus demselben und anderer Merkwürdigkeiten angelegt. Ueber die hier erhaltenen besonderen Theater= Einrichtungen, welche allerdings zum

Theil nur hier ganz vereinzelt vorkommen, später ein Mehreres. Wir gingen nämlich am nächsten Morgen, um den Aufgang der Sonne aus dem Meere zu sehen, wieder hinauf, wobei wir aber auf seine Führung verzichteten.

Der alte redselige Führer nahm unsere Geduld ziemlich lange in Anspruch, ehe er uns auf die Stelle des oberen Umgangs hinter den Sitzreihen führte, von welcher Stelle aus die Aussicht gen Südwesten, in welcher der schneeige Gipfel des Aetna das Hauptstück bildet, sich am besten darstellen soll. Es ist allerdings leicht zu erkennen, daß, als die Griechen, und zwar Griechen von Chalkis auf Cuböa und von Naxos unten am Strande, wo jonische Insulaner von Naxos im ägäischen Meer ihren Fuß zuerst auf sicilische Erde setzten, zuerst dieses Theater auf dem Berge Tauros anlegten, sie es mit dem Bewußtsein thaten, eine Stelle mit besonders schöner Fernsicht über die Bühne hinweg dazu ausgewählt zu haben. Wenn auch der Sinn für landschaftliche Schönheit im Alterthume gleichsam erst im Keime vorhanden war, so war er in diesem doch allerdings vorhanden. Bei mehr als einem besonders alten griechischen Theater, z. B. beim Dionysos-Theater auf dem Akropolisfelsen in Athen selbst, wird man von dem schönen Blick über Land und Meer überrascht, der sich von den oberen Sitzreihen über die Bühne weg bietet. Bei den Theatern von Argos, Ephesos und manchen anderen, die wir gesehen haben, ist es derselbe Fall. Es ist auch darauf zu achten, daß schon Herodot uns erzählt, die Bewohner von Zankle-Messana hätten, als sie beim Ausbruch der Perserkriege die Samier und andere Ionier zu sich überzusiedeln einluden, dabei besonders betont, wie schön die Küsten bei Messina seien, und dieser Ausdruck „schön“ konnte von ihnen nur im ästhetischen Sinne gemeint sein. Das Landschaftsbild, welches sich in der Bühnenöffnung des Theaters von Taormina entrollt, mit den Trümmern der Bühne selbst und ihrer Einfassung als Vordergrund, mit den Vorgebirgen, welche in's

lichtblaue Meer hinauspringen, auf die man von einer Höhe von ungefähr 140 Meter hinabschaut, mit üppiger, dunkelgrüner, von rothgoldenen Drangen oder schwefelgelben Citronen durchfunkelter Vegetationspracht, welche alles überwuchert und selbst die sonst nackten Felsen mit Cactusflechtwerk überzieht, welches wie mattes Silber schimmert, und mit dem, von der untergehenden Sonne rosenroth angehauchten Schneecoloss des Aetna im Hintergrunde, welchen das Auge ungleich den versteckten Eiscolossen der Schweiz, vom Fuße im Meer bis zum Gipfel zu messen vermag, sucht allerdings seines Gleichen. Man wird aber doch nicht zu rasch ein Urtheil fällen, eben weil man unmittelbar von Messina gekommen ist, mit seinem teatro-maritimo, welches nicht bloß eine, sondern zwei malerische Küstendecorationen hat, über welche jetzt das Campo Santo Aussichten gewährt, welche ebenso geschickt durch die Säulenstellungen des Campo Santo eingerahmt sind, wie die Aussicht zu Taormina von den Seitenflügeln des Bühnengebäudes. Trümmer sind allerdings malerischer als Gebäude, welche noch in gutem Stande, ja noch nicht einmal fertig sind, aber was jetzt Trümmer, war einst auch solches Gebäude, und was jetzt solches Gebäude, wird einst auch zu Trümmern werden.

Ueber das Städtchen Taormina selbst ragt auf schroffen Felsen seine Burg empor und noch volle 240 Meter höher wird das Städtchen Mola auf steiler Höhe sichtbar und neben ihm eine noch höhere Spitze, welche der Berg der Venere genannt wird, ob von Alters her, vermag ich nicht zu sagen. Der alte Custode im Theater behauptet, alle diese Bergspitzen seien einst vom antiken Tauromenium bedeckt gewesen, welches eine sehr bevölkerte Stadt gewesen sein müsse, wie schon daraus hervorgehe, daß es ein Theater besessen habe, welches Raum für 40,000 Zuschauer hatte. Allerdings wird einmal in den antiken Geographieschriftstellern, ich glaube von Strabo, Tauromenium mit dem damals ziemlich stark bevöl-

ferten Messana verglichen, und zwar behauptet, daß Messana mehr Einwohner zähle; aber es muß doch eben ein Vergleich möglich gewesen sein. Indes scheint es mir, daß jene Schlußfolgerung des alten Custoden aus der Größe des Theaters auf die ehemalige Bevölkerung doch etwas sehr gewagt ist. Wenn im Alterthum in einer Stadt Theater gespielt wurde, oder auch im Amphitheater etwas vor sich ging, erfolgten gewöhnlich Einladungen dazu an die Nachbarstädte, wie wir dies z. B. aus der angeblichen Urgeschichte von Rom selbst, wie aus ganz besonderen Vorfällen in Pompeji wissen. Die Blüthe von Tauromenium fand erst statt, nachdem Dionysios von Syrakus die benachbarte Mutterstadt von Tauromenium, Naxos, deren Ueberreste an der Küste vom Theater aus sichtbar sind, zerstört hatte. Die Bewohner von Naxos flüchteten sich damals in das fester gelegene Tauromenium. Als Timoleon der Tyrannis des jüngeren Dionysios ein Ende gemacht hatte, und allgemeiner Friede auf der Ostküste von Sicilien eingekehrt war, dürfte das Theater von Tauromenium zuerst angelegt worden sein, nicht als ein Theater bloß für die Stadt, sondern auch für Besucher aus Messana, Catania und selbst aus dem großen Syrakusai. Die landschaftliche Aussicht wirkte vielleicht schon damals als Anziehungsmittel gerade wie jetzt, wo in diesem Theater doch nicht einmal Vorstellungen gegeben werden. Wenn es jetzt zu einer Vorstellung kommen soll, kann es nur eine pyrotechnische sein, und für die hat der ungeschlachte Riese, der Aetna, zu sorgen.

Im Gasthof beschäftigten wir uns zunächst mit dem Fremdenbuche, welches wir vorzüglich mit deutschen Empfehlungen dieses Gasthofs, zum Theil von Leuten mit sehr bekannten Namen, gefüllt fanden, und leidenschaftlichen Ausfällen gegen den anderen, größeren Gasthof zur *bella veduta*. Mit solchem Eifer und solcher Einstimmigkeit haben wir unsere Landsleute noch in keiner Frage Partei ergreifen sehen. Es ist auch wahr, daß der junge Wirth sehr aufmerksam und allen

Wünschen fast zuvorkommend war, und besonders die Reinlichkeit, also das Verdienst der jungen Wirthin, ließ nichts zu wünschen übrig. Der junge Mann, wie gesagt, nennt sich Timeo. In meinem Kopfe trieb sich eine Erinnerung an diesen rein griechischen Namen umher, welche bewirkte, daß ich sein Gesicht und sein Wesen wiederholt scharf musterte. Meine Anfangs nebelhafte Erinnerung nahm allmählig bestimmte Gestalt an. Ja, jetzt wußte ich es gewiß, hieß nicht der griechische Geschichtschreiber, der eine Geschichte von Sicilien schrieb, und gegen welchen Polybios so häufig polemisirt, Timeios, also im gegenwärtigen Italienischen Timeo? Immer deutlicher stieg mir die Erinnerung auf. War dieser altgriechische Timeios nicht gebürtig aus Tauromenium, also wirklich aus Taormina? Und war er nicht sogar der Sohn jenes Andromachos, welcher die flüchtenden Nazier nach Tauromenium geführt hatte und dann die Tyrannis über diese Stadt führte? Befremdet sagte ich Anfangs zu mir selbst: was ist denn das? Mich selbst beruhigend antwortete ich aber dann darauf: es wird wohl nur ein antiquarischer Witz, vielleicht der Herzöge von S. Stefano, vorliegen. Aber ich habe nicht vermocht, dem Geheimniß auf den Grund zu kommen, weil ich den rechten Augenblick dazu versäumte. Andere mögen es nach mir thun. In Italien ist es häufig, besonders bei Gastwirthen, daß ein Vorname allein gebraucht wird und schließlich sich in einen Familiennamen verwandelt. So könnte der einzige Name eines Tauromeniers, welcher jemals Ruhm erwarb, in diese Familie gekommen sein. Im Uebrigen wimmelt es in Taormina von Namen, welchen man den griechischen Ursprung alsbald ansieht, und selbst in den Gesichtern glaube ich ihn bemerkt zu haben, wie vorher vorzüglich in Taranto. In Taormina werden übrigens wohl auch die dort begrabenen Araber Spuren im Blut zurückgelassen haben, und arabisches Blut schien in den Adern des Wirthes Timeo noch mehr vorhanden zu sein als griechisches.

Den nächsten Morgen widmeten wir ganz, nach Bewunderung eines prächtigen Sonnenaufgangs aus dem Meere, der Untersuchung des Theaters. Am meisten überrascht hier wohl eine antike Theateruhr, natürlich nur eine Wasseruhr, eine Klesphdra. Es ist viel Wasser zu ihr gebraucht worden, und ihr ein ganzes Gewölbe gewidmet. Die Hinterwand der Bühne ist von drei Thüren durchbrochen, durch welche die Schauspieler auf die Bühne selbst traten, welche etwa zwölf Meter tief und doppelt so breit war. Auf der Rückseite der Hinterwand, die sehr zerstört ist, befand sich ein Säulengang, der aus den rechts und links gelegenen Ankleidezimmern der Schauspieler zu den auf die Bühne öffnenden Thüren führte. Stufen führten, wie gewöhnlich, von der Bühne zur Orchestra hinab. Fast bis in alle Kleinigkeiten hinein findet man die Anweisungen Vitruvs für die Einrichtung von Theatern bestätigt, so daß ziemlich klar wird, daß man ein von den Römern für ihre zu Augustus Zeit hierher gebrachte Colonie umgebautes Theater vor sich hat. Erst die Araber zerstörten es, als sie von der Insel Sicilien Besitz nahmen, und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ließ es dann ein Herzog von S. Stefano kümmerlich wieder herstellen, indem er es dabei seiner zierlichsten Ornamente für den eigenen Palast beraubte, wie schon oben bemerkt worden.

Es ist in Taormina eigentlich nicht mehr des Sehenswerthen als dieses Theater und sein entzückendes Landschaftsbild, aber man darf dem doch nicht vorübergehen, auch wenn man keine Lust hat, oben noch weiter herum zu klettern. Der Wagen kostet herauf wie herunter jedes Mal 5 Lire; dies ist die einzige Mehrausgabe, außer der Ausgabe von 24 Stunden Zeit. Aber wie leicht giebt man nicht 10 Lire aus und setzt noch obendrein den Schlaf einer halben Nacht daran, um Theater zu besuchen, welche sich in der Bühnendecoration mit dem von Taormina entfernt nicht messen können.

Catania.

Neste der Griechenstadt Naxos. Der Kurort Arcireale. Die Felsstücke, welche die Kyklopen dem Odyseus nachgeschleudert haben. Versuchte Erklärung der Schiffer-Sage von den Kyklopen. Catania als Winteraufenthalt. Die Straße Stesicorea. Die Gärten Bellini und Paccini. Die Universität von Catania. Der Elephant mit dem Obeliskten. Der Dom. Odeum-Theater und Amphitheater. Der Brunnen des Amanos. Die Gemeinde-Waschanstalt. Der Häuserbau in Catania.

Catania, 9. Februar 1877.

Südlich von der Station Giardini wird der Pflanzenwuchs längs der Bahn, von jetzt an alles Fruchtbäume, Citronen, Orangen, Wein, Kastanien, Feigen und Maulbeeren, immer üppiger. Vorzüglich sind ungeheure regelmäßig bepflanzte Citronengärten angelegt, die einträglichsten von allen. Von jetzt an fährt man über oder quer durch Lavaströme, welche den Aetna gleich einem Schlackenfranz oder einem schwarzen Federbusch von Schlacken umgeben, dem flachen Federbusch eines italienischen Bersaglieri oder Scharfschützen ähnlich. Zur Linken am Strande sieht man die schwachen Ueberreste von Naxos, der ältesten griechischen Colonie auf Sicilien, welche Auswanderer aus Chalkis in Euböa von solchen aus Naxos begleitet, schon im achten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung gründeten, und die später der ältere Dionys zerstörte, und den Siculern übergab. Aus ihren ehemaligen Bewohnern ist eben die Bevölkerung von Taormina hervorgegangen, welches Anfangs nur eine äußere Bergveste der Naxier war.

Etwa zwei deutsche Meilen vor Catania kommt man an dem großen Kurorte Arcireale vorüber, hauptsächlich für Kehl-

kopfleidende bestimmt. Von der Bahn aus sind zwei höchst stattliche Gasthöfe sichtbar, welche in großen Gärten stehen und nach allen Seiten hin, vorzüglich aber auf den Aetna, wundervolle Ausichten gewähren. Etwas weiterhin werden zur Linken im Meer verstreute Klippen sichtbar, die Klippen der Kyklopen genannt. Hier sucht man den Ursprung der in die Odyssee übergegangenen Schiffersage, daß die Kyklopen, welche wohl mit der vermeintlichen großen Schmiede im Aetna in Verbindung gebracht wurden, dem Schiffe des Odysseus Felsen — es sind dies Basaltfelsen — nachgeschleudert hätten. Jemand — ich weiß nicht mehr wer — hat einmal die Kyklopfensage aus einer dunklen Kunde, die nach Griechenland gedrungen war, zu erklären versucht, von Bergleuten, welche, mit einer Laterne bewaffnet, in das Dunkel der Stollen dringen. Das „Rundauge“ sei eben die Hornscheibe der Laternen gewesen. Witzig ist das, aber doch sehr gewagt. Da der Aetna bei Ausbrüchen häufig selber ja große Steine in's Meer geworfen hat, ist die Sage vom Felsenschleudern des Polyphemos jedenfalls leichter erklärlich. Die ersten Seefahrten der Griechen an diese Küsten haben, da Rhyme (Rumä) schon vor dem Jahre Tausend von Chalkis gegründet ward, unzweifelhaft schon viel früher stattgefunden, als die Schilderung der Seefahrt des Odysseus in der Odyssee verfaßt worden ist.

Catania, im griechischen Alterthum Katana, und ebenfalls von dem benachbarten Naxos aus, und zwar Anfangs gegründet, ist jetzt, mit mehr als 80,000 Einwohnern, die drittgrößte Stadt Siciliens. Man erreicht sie von Giardini aus schon in etwa anderthalb Stunden. Es gilt jetzt als die in ganz Europa für den Winteraufenthalt am besten geeignete größere Stadt. Da Viele sich in dieser Beziehung gar zu leichtsinnig vom Hörensagen bestimmen lassen, ist es wohl an der Zeit, über diesen Punkt einmal deutlicher mit der Sprache herauszurücken. Wenn Catania nun auch wirklich für den Winteraufenthalt von solchen, welche an Lunge oder Kehlkopf leiden,

oder von schwerem Rheumatismus geplagt werden, die geeignetste Stadt in Europa wäre, wäre es darum immer noch nicht die geeignetste, welche sich im Bereich kürzerer Reisen befindet und zugleich europäische Bequemlichkeit bietet. Das Verhältniß der Küsten und Inseln Europas unter dem möglich niedrigsten Breitengrade, wozu die Küste bei Catania allerdings gehört, ist dies, daß die Wärme des Spätherbstes zwar allerdings viel länger in den Winter hinein dauert, als in nördlicheren Breiten, der Schluß des Winters aber desto unbehaglicher sich fühlbar macht. Von der Mitte des Monats Februar ungefähr bis zur Frühlings-Tag- und Nachtgleiche ist es kaltes und stürmisches Wetter, sobald der Mittag vorüber, auch in Catania und selbst noch südlicheren Stellen Europas, wie vorzüglich die Inseln Cerigo und Santorin. Die beginnende Frühlingserwärmung am Morgen, welche verätherisch in's Freie lockt, ist selbst daran Schuld. Sobald die Luft auf der Erdoberfläche wärmer wird, wird sie auch leichter und giebt damit den kälteren und schwereren Luftschichten nördlich von ihr Gelegenheit, sie zu verdrängen, welches Spiel täglich, alsbald, nachdem der Mittag vorüber, sich so lange wiederholt, bis auch weit höher im Norden die Luft auf der Erdoberfläche von ausreichend kräftigen, d. h. ausreichend steilen Sonnenstrahlen erwärmt wird. Da außerdem die Luft, welche von Norden gegen Süden vordringt, aus Erdgürteln kommt, in welchen der Schwung der rotirenden Erdbewegung geringer ist, bringt sie nach Süden eine langsamere westöstliche Bewegung mit, als diejenige des südlicheren Erdgürtels ist. Sie bleibt also auf diesem zurück, d. h. sie wird in ostwestlicher Richtung abgelenkt. Aus beiden Bewegungen zusammen, aus der nord-südlichen, welche das Spiel der ausgleichenden Schwerkraft veranlaßt und aus der ostwestlichen, an welcher das Beharrlichkeitsvermögen die Schuld trägt, resultirt ein Vorherrschen von Nordostwinden im Süden gegen den Schluß des Winters. Gerade die Nordostwinde

streichen in Europa, in Rußland beginnend, über viel mehr Land als Meer, und sind nicht bloß trockener, sondern auch kälter, weil das Land im Winter kälter wird, als das Meer. Sie sind also für Lungen- und Kehlkopfkrankte und auch für Rheumatische gerade die allerschlimmsten Winde. So lange nicht Rußland wieder unter die Meeresoberfläche hinabsinkt, ist daran nichts zu ändern.

Die Kranken haben nun auf ihrer Hut zu sein, sich über ein angeblich besonders günstiges Winterklima keinen Sand in die Augen streuen zu lassen. Es werden zu diesem Zwecke von denjenigen Städten, welche um Winterbesuch werben, ganz ungeheure wetteifernde Anstrengungen gemacht, und es wird dafür auch im Drucke mit ausgebildeter Geschicktheit gelogen, d. h., nur mitgetheilt, was vortheilhaft ist, und verschwiegen, was unvortheilhaft ist. Es giebt in Europa keinen Winteraufenthalt, welcher die zeitweilige Beschränkung der Leidenden auf das Zimmer, und die Heizung für sie ganz überflüssig zu machen vermöchte. Auch die Inseln Candia und Cypern, mit welchen man es neuerdings in dieser Beziehung versucht hat, reichen in Betreff der Gleichförmigkeit der Wärme immer noch nicht aus. Vor zwei Jahren hat es selbst im tiefsüdlichen Bagdad geschneit, und in Alexandria, und ebenso in Algier werden die Witterungsverhältnisse neuerdings immer unbehaglicher. Es giebt kein sicheres Heil nördlich, entweder von der Insel Madeira, oder von der Zauberstadt Kairo, auf welche sich wenigstens die englischen Wintertouristen immer mehr concentriren. Kairo steht schon unter dem Einfluß der Wüste und der Küstenländer des rothen Meeres, statt der Küstenländer des Mittelmeeres.

Catania hat es nun jetzt ganz besonders darauf angelegt, die älteren Winteraufenthaltsplätze weiter im Norden, also Hyères, Cannes, Nizza, Monaco, S. Remo, Venedig, endlich Rom, Neapel und Palermo aus dem Sattel zu heben. Der Winter ist allerdings kürzer in Catania als in allen

diesen Plätzen, aber ganz los wird man ihn darum doch nicht. Jetzt hat sich, wie wir später sehen werden, sogar auch Syra-
kus gemeldet, mit in der Hauptsache nur wenig besserem, und
bis jetzt in allem Uebrigen sehr viel schlechterem Recht.

Schon am ersten Tage wird man in Catania der An-
strengungen gewahr, welche von der Stadt und in der Stadt
gemacht sind, um die Winter-Fremden anzulocken. In ihren
drei langen Hauptstraßen stehen die Gaslaternen noch dichter
bei einander als in Messina, und beim ersten Anblick der
schnurgeraden, langen, nach dem in Katana geborenen grie-
chischen Dichter Stesichoros benannten, Straße Stesichorea,
welche genau auf den Gipfel des Aetna zuläuft und den
sanften Abhang an seinem Fuße emporsteigt, glaubt man,
wenn dies am Abend geschieht, durch die Zahl der Laternen
getäuscht, sowie durch die Steigung, welche als Wirkung der
Perspective erscheint, daß man mindestens die große Friedrich-
straße in Berlin vor sich habe. Drei andere Straßen, welche
sie quer durchschneiden, der Corso Vittorio Emanuele, die
Via Garibaldi und die Strada Lincoln rufen ähnliche Täu-
schungen wach. Die Stadt hat auch für zwei ziemlich geschmack-
volle öffentliche Gärten gesorgt, und für öffentliche Musik im
Winter wie im Sommer. Im Sommer findet dieselbe im
Garten Bellini in der Straße Stesichorea statt, einem Garten,
welcher von der Straße aus in geschmackvoller theatralischer
Anordnung bergan steigt und nach dem Componisten der
„Norma“ so genannt ward, der in Catania geboren ist. Im
Winter finden die Concerte im kleinen Garten, oder der Villetta
Paccini statt, auf einem Boden mitten in der Stadt am
Meere, welchen theilweis der Hafen, theilweis die Eisenbahn
haben abgeben müssen. Sowohl Bellini, wie der in Deutsch-
land viel weniger bekannte Paccini, haben Portraitbüsten in
ihren beiden Gärten, und auf dem Postamente von Paccini's
Büste sind die sämmtlichen zahlreichen Opern vermerkt, welche
er componirt hat, und welche man sonst kaum kennen würde.

Einem Concerte in der Villetta Paccini wohnten wir schon am nächsten Mittage bei und konnten an dem vorüberfahrenden Corsozuge stattlicher Wagen bemerken, ein wie namhafter Theil des sicilianischen Adels Catania zu seinem Winteraufenthalt gemacht hat. Die Fußgänger in der Villa waren wohl hauptsächlich Studenten, von welchen es ungefähr noch immer zweihundert in Catania geben soll, nach dem dieser ältesten Landes-Universität der Insel die Universität zu Messina schon früher Abbruch that und die aufblühende Universität zu Palermo jetzt ganz den Rang abgelaufen hat. Fremden Winterbesuch, nach welchem man sich doch so sehr zu sehnen scheint, und für welchen eine große Anzahl möblirter Wohnungen bereit stehen, haben wir aber durchaus nicht bemerkt. Besonders die reicheren Engländer scheinen jetzt fast sämmtlich aus ganz Italien, hauptsächlich auch aus Neapel zu verschwinden.

Der Anblick von Catania bei Tageslicht ist architektonisch nicht ganz so vortheilhaft, wie am Abend. Doch zählt es auch viele stattliche neue Paläste, unter welchen diejenigen der Marchesen Toscano und Giugliani am meisten in's Auge stechen. Die Kirchenbauten, darunter der Dom, mit welchen allen oft Umänderungen vorgenommen worden sind, lassen in Folge des Mangels an Einheit, welcher fast allen sicilianischen Kirchenbauten eigenthümlich, einen unbefriedigenden Eindruck zurück. Aber über einen großen Theil der Stadt sind namhafte Ueberbleibsel des antiken Catania verstreut, so Theile eines Odeum, eines Theaters und eines Amphitheaters und Ruinen von Bädern, auf welchen jetzt der Dom steht. Auf dem Domplatze selbst erhebt sich in der Mitte der Elephantenbrunnen, auf welchem ein kleiner Elefant aus schwarzer Lava mit Zähnen aus weißem Marmor, schon im Alterthum gefertigt, auf dem Rücken einen kleinen echt egyptischen achteckigen Obelisken trägt, wie der Elefant auf dem Platze vor der Kirche sopra Minerva in Rom. Der Obelisk soll durch den Tyrannen Agathokles, der eine ptolomeische Prinzessin hei-

rathete, nach Sicilien gekommen sein. Ob er aber schon im Alterthum auf den Rücken des Elephanten gekommen ist, bezweifle ich. Ich habe auf einer Münze den Elephanten, der in das Wappen der Stadt aufgenommen ist, ohne den Obeliskten abgebildet gesehen. Das Alterthum beging auch nicht leicht solche Dummheiten, die dem vorigen Jahrhundert ähnlich sind.

Auf demselben Domplatze in der Ecke, in welcher Stufen zum Fischmarkt am Meere herabführen, befindet sich ein anderer und zwar neuer Brunnen, welcher einen breiten Wasser-
vorhang in sein Becken herabschüttet. Er trägt drei Marmor-
statuen, deren mittlere, die eines nackten Jünglings, den kleinen
Fluß Amenanos bedeutet, welcher in Catania in das Meer
fließt, und zwar, nachdem er diesen Brunnen und die Wasser-
behälter des Fischmarktes gespeist hat, noch die Villetta Paccini
durchwandert.

Erst muß er aber noch einen dritten Dienst für den
wirthschaftlichen Nutzen leisten. Er ist durch eine große
steinerne Waschbank geleitet, in welcher man täglich wohl
hundert Frauen und Mädchen beim Waschen und Schlagen der
Wäsche mit dicken Holzknüppeln beobachten kann.

Ganz Catania ist aus schwarzen, ziegelrothen, theilweise
auch weißlichen, Lava- und Bimsteinstücken gebaut, deren Fugen
mit einem Cement verschmiert werden, von denen wir eine Fabrik
an der Bahn in der Nähe von Taormina bemerkten. Mir ward
der Anblick dieses Lavagebäcks, welches der Chocolate ähnlich
sieht, zuletzt ganz zuwider. Aber den Häuserbau erleichtert es
sehr; etwa gleich den Schlacken, welche auf Hochöfen gewonnen
werden, und, wenn die Schlacke geschmolzen herausfließt, gleich
in die Form großer Würfel gegossen werden, aus welchen
dann die Häuser der Hüttenarbeiter und Bergleute gebaut wer-
den können. Eben weil der Bau so leicht ist, machen die
Paläste und Häuser von Catania, deren Miethe natürlich sehr
billig ist, einen keineswegs imponirenden Eindruck.

Wie gewaltig sich die Stadt für den Zuzug von Wintergästen eingerichtet hat, der aber nun auszubleiben scheint, geht vorzüglich aus der großen Anzahl von Vermiethungsanzeigen möblirter Zimmer in allen Straßen hervor. Wenn auch in den Städten der Insel Sicilien alles etwas theurer zu sein pflegt, als in den Städten des festländischen Theiles des ehemaligen Königreichs Neapel, dürfte man übrigens bei dieser Fülle möblirter Wohnungen in Catania den Winteraufenthalt daselbst keineswegs theuer finden. Aber, wie gesagt, auf einen kalte- und sturmfreien Winter darf man sich auch in Catania noch keineswegs Hoffnung machen, und besonders in den Monaten Februar und März ist man auch nicht besser daran, wenn statt des Nordostwindes, des Tramontano, der entgegengesetzte Südwestwind, der Scirocco, weht. Dieser bringt dann nur Regen zur Kälte hinzu, welche der trockene Tramontano gebracht hat. Der Tramontano und der Scirocco wechseln ziemlich regelmäßig ab, nur daß in dieser frühen Jahreszeit die Herrschaft des Tramontano stets länger dauert, als diejenige des Scirocco. Unangenehm aber, im höchsten Grade, sind sie im Winter alle beide.

Syrakus.

Das leontinische Gefilde und seine Fruchtbarkeit. Salzgewinnung aus Meerwasser. Die Hochebene von Syrakus, einer der größten aller Griechenstädte. Die heutige Inselstadt. Der Apollo-Tempel. Der Athene-Tempel. Die Quelle Arethusa. Der Strauß von Papyrusrohr. Das städtische Museum. Wunderschöne kopflose Statue der Aphrodite. Der syrakuser Wein. Ausflug nach Epipolä und Neapolis. Die Steinbrücke des Paradieses und das große griechische Theater. Das Ohr des Dionysos. Der Altar für das große Stieropfer. Ein römisches Amphitheater.

Syrakus, 12. Februar 1877.

Es blieb uns, wenigstens an den Küsten des jonischen Meeres, von Städten, welche schon im Alterthum eine Rolle spielten, nun nur noch die einst größte derselben übrig, Syrakus, welches im Griechischen, ebenso wie Athen, in der Mehrtheit genannt wurde, und Syrakusai, ausgesprochen Syrakusä, hieß. Die alten Griechen leiteten diesen Namen von Syrakos, ein Rohrlicht, ab, wie ja auch Syring die Rohrpeife hieß; da sich aber schon vorher hier Phöniker niedergelassen hatten, deren verlassene Stadt auf der Insel später die Siculer besetzten, ist es auch nicht unmöglich, daß die Stadt nach Zor, nämlich Tyrus, ihren Namen hatte, von welchem auch der Name Syrien her stammt.

Von Catania nach Syrakus beträgt die Entfernung auf der Eisenbahn, welche hier ziemlich gekrümmt ist, siebenundachtzig Kilometer. Aus Catania heraus fährt man in einen tiefen Durchschnit und Tunnel durch den breiten und hohen Lavaström von 1669, welcher Catania, wie ihm dies im

Kaufe seiner Geschichte häufig gedroht hat, bei geringer Aenderung seiner Wendung leicht hätte gänzlich unter sich begraben können. Dann gelangt man in die äußerst fruchtbare Ebene von Catania, welche schon im Alterthum unter dem Namen des Leontinischen Gefildes wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmt war. Diodor, wie Cicero, legen Zeugniß davon ab, daß hauptsächlich die Fruchtbarkeit dieses Gefildes Sicilien zur Kornkammer für andere Länder gemacht habe, und Diodor behauptet geradezu, daß der Weizenbau von hier stamme, weil hier noch wilder Weizen wachse. Die antike Stadt Leontinoi selbst hat sich unter dem Namen Lentini bis heute erhalten. Bei Augusta, welches Kaiser Friedrich II. auf einer Halbinsel an der Küste gründete, wird bis heute aus der Verdunstung des Meerwassers in künstlichen weiten flachen Becken Kochsalz gewonnen.

Von Syrakus erblickt man zuerst die Hochebene, auf welcher die gewaltigen Theile der Stadt lagen, welche seit dem Alterthum nicht mehr bewohnt sind: Achradina, Tyche, Neapolis und Epipolä. Dann führt die Bahn längs der Küste um die Höhe von Achradina herum, und erst ganz zuletzt wird man der Insel gewahr, im Alterthum Ortygia genannt, auf welcher die älteste Niederlassung stand, vor der griechischen schon die phönizische, und auf welcher ausschließlich heute wieder die italienische Stadt Sirakusa steht, von Festungswerken nördlich wie südlich eingefaßt, und durch eine Brücke mit dem Festlande verbunden. Dies italienische Sirakusa enthielt bei der letzten Volkszählung 22,000 Einwohner, während das altgriechische Syrakusai es in seiner Blüthezeit, wie noch aus seinen Trümmern zu ersehen, auf mehr als eine halbe Million Einwohner gebracht hatte, also die größte aller Griechenstädte war, Milet und Ephesus nicht ausgenommen.

Die heutige Inselstadt Sirakusa gleicht außerordentlich der Inselstadt Taranto, welche ja auch nur um einiges mehr Einwohner zählt. Sie hat ebenso enge Gassen, aber viel

weniger Menschengewühl und auch etwas weniger Schmutz. Um die Gasthöfe aber ist es, trotz des größeren Fremdenbesuchs, fast ebenso schlecht bestellt. Während indeß in Taranto von Resten des Alterthums eigentlich gar nichts mehr zu sehen ist, hat schon die Inselstadt Sirakusa davon nicht Unbeträchtliches aufzuweisen. Da sind zuerst die Trümmer eines ganz offen liegenden dorischen Tempels aus der Zeit der Architekturbüthe Griechenlands, aus dem fünften Jahrhundert, vorhanden, welcher jetzt der Dianatempel heißt, aber nach einer Inschrift dem Apollo geweiht war. Ferner ist der Dom der Stadt in das Peristyl eines dorischen Athenetempels eingemauert, von dessen gereifelten Säulen noch einige zwanzig sichtbar sind, so daß man den Tempel noch ganz deutlich aus dem Dome heraus erkennt. Endlich ist die einst so berühmte Quelle Arethusa noch vorhanden und fließt auf dem Boden eines gemauerten Vierecks an der Westküste der Insel bis heute munter fort, den Boden dieser viereckigen Grube, die dicht an das Meer stößt, mit süßem Wasser füllend. Enten schwimmen auf diesem Wasser und ein malerischer Strauß von Papyrusrohren, welche, mit ihrem Blätterfranz auf dem Kopfe, leichten dünnen Palmen ähneln zielt jetzt den Weiher der Arethusa. Diese Papyrusrohre sollen jetzt wohl für ein geradezu egyptisches Klima von Syrakus Zeugniß ablegen, etwa wie die Dattelpalmen zu Syères für dessen Anspruch, ein besonders günstiger Winteraufenthalt zu sein. Ähnliches soll wohl auch der Name der südlichsten, gegen den Mittag offenen Kaistraße von Sirakusa anzeigen, welche die Nizzastraße heißt*). Auf dem kleinen Platze bei'm Dome, oder neben dem antiken Athenetempel befindet sich auch das städtische Museum, welches im Jahre 1809 angelegt wurde, als man

*) Ein ehemaliger bayerischer Hauptmann, Herr Schulz in Wiltz-
burg, hat mir seitdem übrigens geschrieben, daß er mit dem Plane um-
geht, bei Syrakus ein großes Kurhaus für Kehlkopfkrankte anzulegen,
welches ich hiermit zur Kenntniß meiner Leser bringe.

in einem Garten in Akhradina eine kopflose, aber in weiblicher Körperschönheit ganz unvergleichliche Statue der Aphrodite fand, welche jetzt, als die syrakusische Aphrodite ihre vornehme Stelle unter den berühmteren Aphroditen-Statuen hat. Man sieht leicht, daß sie jedenfalls nicht aus der Zeit stammt, in welcher bei Darstellungen der Aphrodite der Nachdruck darauf gelegt wurde, daß es sich immer doch um eine hehre, stolze Göttin handle, wie dies bei der Aphrodite des Skopas, der Venus von Milo in Paris, so unverkennbar in den Vordergrund tritt.

Die syrakusische Aphrodite stammt offenbar aus der Zeit, wo aus den Nachahmungen der knidischen Aphrodite des Praxiteles sich ein Typus für die Göttin der Wollust entwickelt hatte, welcher auf Darstellung eines besonders schönen und noch obenein kokett verschämten Mädchens hinauslief. Nichtsdestoweniger ist diese kopflose syrakusische Aphrodite ein vollendetes Kunstwerk von hohen Ansprüchen, in welchem sich die Technik der griechischen Bildhauerei noch auf ihrer, durch Praxiteles erklimmten, Höhe zeigt. Das, was am weiblichen Körper besonders schön ist, ist hier herausgefunden und getroffen; beschreiben läßt sich dergleichen freilich nicht.

Heut zu Tage dient die Inselstadt Sirakusa dem fremden Besucher hauptsächlich als Ausgangspunkt für Ausflüge in das weitläufige Areal der verschwundenen Großstadt auf dem Festlande. Die sehr unzureichende und schmutzige Wirthschaft in sämtlichen Gasthöfen hatte uns, nach geschehener Belehrung durch einen wieder aufgegebenen Versuch, dazu veranlaßt, unser Quartier in einem bloßen möblirten Hôtel, welches sich Albergo d'Italia nannte, aufzuschlagen, und unsere Mittagsmahlzeit in einer ganz neuen Trattoria der Speisewirthschaft zu nehmen, welche von sämtlichen Offizieren der Garnison besucht wurde, und Trattoria di Roma hieß. In den kleineren italienischen Städten, soweit dieselben Garnisonstädte sind, sorgen jetzt ausschließlich die Offiziercorps für einen eßbaren Mittagstisch.

Sie scheinen eben von allen Familienbekanntschaften in den Städten, in welchen sie in Garnison stehen, abgeschnitten zu sein, und vorzüglich mit dem einheimischen Adel keinerlei Verbindung zu haben. Daß ihre Mittel sehr schmal sein müssen, läßt sich leicht bemerken. Aber sie haben doch immer den Vortheil, die Speisewirthe unter schärfere Zucht nehmen zu können, weil sie alsbald eine größere Kundschaft auf einmal zutragen, und vor Allem eine ganz pünktliche. Da besonders viele der Offiziere aus den nördlichen Landestheilen stammen, sind sie auch bessere Küche gewöhnt, und lassen sich nicht bieten, was sich ein eingeborener Neapolitaner oder Sicilianer bieten lassen würde. Im Punkte des Weines gehört nun freilich Sirakusa zu den Productionsplätzen der allerbesten Südweine in italischen Landen, und wir hatten schon in Catania einen Sirakuser Wein zu trinken bekommen, welcher sich sogar durch den eigenthümlichen Roggenbrod-Geschmack des Tokayers auszeichnete. Aber es ist uns nicht gelungen, denselben Wein in Sirakusa selbst wieder aufzufinden, auch nicht in der einzigen Großweinhandlung der Stadt, und in Catania hatte man sich geweigert, uns darüber aufzuklären, welchen besonderen Namen dieser ausgezeichnete Wein führte. Verlangt man in Sirakusa einen süßeren Wein, so erhält man nur den Muscatwein aus der Umgebung der Stadt, welcher geradezu widerlich süß ist.

Die Ausflüge in die jetzt öden Theile des antiken Syrakus auf dem Festlande kann man mit Frauen nur zu Wagen machen, denn die Entfernungen daselbst sind sehr groß, indem z. B. die Entfernung von der Spitze von Epipolä bis zur Küstenlinie der Achradina volle sieben Kilometer oder etwa eine deutsche Meile beträgt; und fast ebenso weit ist es von dem Damme und der Brücke, durch welche die Inselstadt mit dem Festlande verbunden ist, bis zur nördlichen Mauer des Stadttheils Tyche. Diese Entfernungen hat man nun zwar auf ein Dreieck anzuwenden, aber es kommt dabei doch immer eine Stadtgröße heraus, welche der der Halbinsel von

Konstantinopel zwischen dem goldenen Horne und dem Mar-mara-Meere ziemlich gleich ist. Ueber die einstige Größe von Syrakus erstaunt man immer wieder von Neuem, und wundert sich eigentlich nur, daß es nicht eine noch viel größere Rolle in der Geschichte gespielt hat, als wirklich geschehen ist. Es wird natürlich jeder Besucher seine Unterhaltung darin suchen, der so vollendeten Schilderung des unglücklich abgelaufenen Kampfes der Athener um die Eroberung von Syrakus im sechsten Buche des Thukydides und vorzüglich dem Schlusstkampfe zwischen den athenischen Feldherren Nikias und Demosthenes und dem spartanischen Feldherrn Gylippos auf dem Plateau von Neapolis und Epipolä nachzuspüren. So gut hat Thukydides geschildert, daß dies Schritt für Schritt möglich ist. Da aber, wo Neapolis sich gegen die Küste und die Inselstadt herabsenkt, hat man in den Steinbrüchen des „Paradieses“ jenen im siebenten Buche des Thukydides so eindringlich geschilderten Ort der Qualen vor sich, in welchem die 7000 Athener, die von dem stolzen Heere von 40,000 Mann noch übrig waren, als Kriegsgefangene volle acht Monate zubringen mußten, ohne Dach und Fach, bei wenig Brod für den Mann, und noch weniger Wasser, zwischen den Leichen ihrer gestorbenen Genossen, und dem aufgehäuften Unrath beider, der Todten wie der Lebenden, während das syrakusanische Volk täglich hinaus-kam, um sich an ihrem Elend zu weiden!! Hier ward der Ehrgeiz des athenischen Volkes und der niederträchtige Verrath des Alkibiades; der ihn selber aufgestachelte hatte, nicht von ihm, sondern von seinen verführten Landsleuten gebüßt.

Nach diesen Steinbrüchen des „Paradieses“ richtet sich wohl die erste Ausflucht, wenigstens mit Frauen. Er führt zuerst zum großen griechischen Theater von Syrakus, welches nur die größten Theater Griechenlands, das Dionysos-Theater zu Athen und die Theater zu Ephesus und Milet neben sich hat. Auch bei diesem Theater ist wiederum auf die Ausschau der Zuschauer über die Bühne weg Bedacht genommen wor-

den. An solcher Wunderlandschaft, wie über der Bühne des Theaters von Taormina sichtbar wird, fehlt es hier freilich; aber da die Aussicht die Inselstadt mit ihren beiden Häfen rechts und links, die Vorstadt am großen Hafen beim Zeustempel und den mit öffentlichen Prachtbauten gefüllten Stadttheil auf dem Abhange von Achradina und Neapolis herab nach der Inselstadt einst umfaßte, hat es sich jedenfalls um ein Culturbild gehandelt, welches jenem Naturbild nicht nachstand. Uebrigens übt auch jetzt noch das bloße Naturbild bei günstiger Beleuchtung großen Zauber aus. Erst neuerdings hat man bei dem oberen Theile des Theaters einen unterirdischen Gang nach dem sogenannten Ohre des Dionys in den Steinbrüchen des „Paradieses“ gefunden, welches man lange an einer ganz falschen Stelle gesucht und dort den Fremden gezeigt hatte. Es ist ein Kämmerchen im obersten Winkel der künstlichen Steinkluft, welche wir erst nun von unten aus aufsuchten.

Höchst seltsam, und dabei ganz eigenthümlich malerisch, ist der Anblick dieses Steinbruchs, wie aller Steinbrüche von Syrakus, aus ihrem Inneren vom Boden aus gesehen. Eine entfernte Vorstellung von ihnen kann sich wohl am besten derjenige machen, welcher, wenn nichts anderes, die großen Sandsteingrotten der sogenannten sächsischen Schweiz oder des Meißener Hochlandes, z. B. den Kuhstall und das Prebischthor gesehen hat. Nur sind die steilen, bis zu anderthalbhundert Fuß hohen oder auch noch höheren Felsen der Steinbrüche von Syrakus, im Sommer wie im Winter, mit weit üppigerem Grün überhangen, als jene Felsen in Sachsen. Unten aber wuchern in sämtlichen Steinbrüchen von Syrakus, auch in denen des Paradieses, reichtragende Drangen- und Citronenbäume, von welchen natürlich zur Zeit der Gefangenschaft der Athener noch nichts vorhanden war. Das Ohr des Dionysios ist ein hoher sanft schneckenförmig gewundener Felsengang von etwa hundert Fuß Höhe, oben mit gothischer

Spitzbogenwölbung. Er gleicht wirklich, ungeheuer im Großen, dem Schneckengange im Innern des menschlichen Ohres und scheint wirklich zu diesem bestimmten Zwecke aus dem Felsen so herausgehauen zu sein. Man brach eben Steine, und da es in Syracus an Gelehrten nicht fehlte, welche mit dem Mechanismus des Ohres Bescheid wußten, brach man sie, des Witzes wegen, auch ein Mal so, daß der colossale Schneckengang eines Ohres heraus kam. Man wird bald überzeugt, daß die Höhle denn auch genau so wirkt, wie unser Hörwerkzeug. Ein Schuß, der in ihrer Mündung abgefeuert wird, hallt fast minutenlang wie in einem Ohrensausen wieder. An verschiedenen Stellen läßt sich leicht die neckische Stimme der Nymphe Echo hervorrufen. Am deutlichsten aber zeigt sich die Berechnung des Ganzen darin, daß wirklich Worte, welche in der Mündung ganz leise geflüstert werden, oben in dem geheimen Kämmerchen deutlich verständlich sind.

Wer ist es nun, der vermitteltst dieses künstlichen Ohres hat belauscht werden sollen? Da es schon im frühen Alterthum das Ohr des Dionysios genannt wurde, ist es also doch wahrscheinlich zur Zeit des Dionysios I. angelegt, also vor dem Jahre 367 und nach dem Jahre 405 vor unserer Zeitrechnung. Mit den gefangenen Athenern hatte es also nichts zu schaffen. Es steht aber fest, daß Dionysios I., der wirklich ein rücksichtsloser und grausamer, auch äußerst mißtrauischer, wenn auch sonst höchst geschickter Tyrann war, zuerst die Steinbrüche in Syracus zu regelmäßigen Gefängnissen benutzte, wozu sie jenen 7000 Athenern gegenüber nur als Nothbehelf benutzt worden waren, und wohl mag er dann diese, seiner Burg auf dem Eingange zur Inselstadt nächsten Steinbrüche, in deren unmittelbare Näh ihn noch häufig das Theater führte, zum eigentlichen Staatsgefängniß auserwählt haben. Diesen Freund des Plato, mit dessen Freundschaft sich übrigens Plato gründlich blamirt hat, machte sein übergroßes Mißtrauen, neben seiner übergroßen Eitelkeit, ja wiederholt lächerlich.

Außer dem griechischen Theater, welches übrigens Spuren einer römischen Erneuerung zeigt, befinden sich auf dem Abhange zur Inselstadt auch noch griechische Gräberstraßen, ferner Wasserleitungen, von welchen die eine jetzt die Steinbrücke des Paradieses umzirkelt, und ein großer, von Hieron II. errichteter Altar, fast 600 Fuß lang und etwa ein viertel so breit, von welchem wenigstens noch die unteren drei Stufen und auch Stücke des Oberbaues vorhanden sind, und welcher für das große Stieropfer bestimmt war, von nicht weniger als 450 auf einmal geopfertem Stieren, welches jährlich zur Feier der glücklichen Vertreibung des Tyrannen Thrasybulos gebracht wurde und eigentlich wohl in einer Speisung des bedürftigeren Theils der Bürgerschaft mit Rinderbraten bestand. Auch die ungewöhnliche Größe dieses jährlichen Speiseopfers würde dann für die Stärke der Bevölkerung von Syrakus sprechen. Endlich befindet sich auf diesem Abhange noch der Rest eines natürlich von Anfang an vollständig römischen Amphitheaters, welches wahrscheinlich erst in der Cäsarenzeit hergestellt worden ist. Von der altgriechischen Agora, welche sich ebenfalls in diesem Stadttheile befand, ist aber nichts weiter mehr übrig, als eine einzige aufrecht stehende Säule, welche wunderbarer Weise trotz wiederholter Erdbeben, die allerdings in Syrakus schon schwächer auslaufen, stehen blieb, die aber auch wohl ebenfalls nicht immer stehen bleiben wird. Von dem Palaste Dionysios I. auf dem breiten Damme nach der Inselstadt ist gar nichts mehr vorhanden.

Auf der Achradina.

Die Katakomben von Syrakus. Fundstätte der Aphrodite in den Trümmern von Bädern. Der Steinbruch bei den Kapuzinern. Die Flaschenzüge in den Steinbrüchen und Archimedes. Die Stellen um Schiffe aus dem Meere zu angeln. Die Verbrennung der Schiffe durch Brennspiegel. Möglichkeit, daß die Erzählungen wahr. Die wissenschaftlichen Entdeckungen des Archimedes. Seine Tödtung durch einen römischen Soldaten. Sein Grab vor dem Thore. Wo blieben die Steine von Syrakus? Syrakus und Verres. Weitere Schicksale der sicilischen Großstadt. Spätere Literatur daselbst. Herkunft des Geschichtschreibers Diodorus. Einnahme der Stadt durch die Sarazenen. Vergleich zwischen Sirakusa und Taras. Die Raubfälle scherecken von West-Sicilien ab. Carneval in Catania und Messina. Rückkehr nach Neapel und Rom.

Syrakus, 14. Februar 1877.

Einen zweiten Ausflug zu Wagen aus der Inselstadt Sirakusa macht man wohl am besten in nordöstlicher Richtung, auf den Stadttheil Achradina zu, welcher ursprünglich einen Busch von wilden Birnbäumen bezeichnet zu haben scheint. Denn Achras, Achrados im Genitiv, heißt im Griechischen das, was wir im Deutschen etwa eine Holzbirne nennen. Hier bilden die erste Sehenswürdigkeit — und zwar eine Sehenswürdigkeit in vielen Beziehungen — die gewaltigen Katakomben von Syrakus. Sie sind sehr geräumig, aber weder tief unter der Oberfläche, noch erfordern sie Fackeln zur Durchschreitung, denn man hat eine Menge Lichtöffnungen hinein gehauen. Indes ist es doch gut, zur Untersuchung der dunkleren Stellen und auch der Wandmalereien Lichter mitzunehmen.

In diesen Katakomben lernt man nun zuerst, daß Katakomben und die christliche Religion, oder überhaupt eine im Alterthum verfolgte Religion, nicht nothwendiger Weise mit einander zu schaffen haben. In diesen Syrakuser Katakomben finden sich sehr unzweideutige Spuren, wie Bilder des griechischen Charons-Nachens, daß sie ursprünglich für Begräbniße des heidnischen Ritus der Griechen bestimmt waren. Die Spuren weisen bis volle drei Jahrhunderte vor dem Geburtsjahr des Christenthums hinauf, bis in die Zeit der Alleinherrschaft des Agathokles über Syrakus und Sicilien. Ueber diesen mächtigen Katakomben, welche bis in die byzantinische Zeit hinein ungefähr tausend Jahre im Gebrauch gewesen zu sein scheinen und viele saalartige, ja kuppelförmige Grabkammern aufweisen, steht die kleine halb unterirdische Kirche von S. Giovanni, und ihr gegenüber findet man den Custoden der Katakomben. Die größte Ueberraschung stand uns am Schluß der ganzen langen Wanderung in der Kirche bevor. Dort fanden wir das Mosaik im byzantinischen Kaiserinnenornat, welches uns, auch in den Gesichtszügen, und vorzüglich in den sehr großen schwarzen Augen, alsbald an das Mosaik der Kaiserin Theodora, der Frau Justinian's, in S. Vitale in Ravenna erinnerte. Eine Photographie führten wir mit uns, und konnten nach der Vergleichung nicht mehr zweifeln, daß auch dieses viel ungeschicktere Mosaik die Theodora darstellen sollte. Nun, Belisar hat Syrakus erobert, ehe er Ravenna eroberte.

Die Katakomben von Syrakus sind also älter und auch viel stattlicher, als die ältesten und stattlichsten in Rom. In Syrakus, für dessen Erbauung man so riesenhafte Steinbrüche, zu denen wir ja noch des Weiteren kommen werden, hatte machen müssen, lag es nahe, dem ungeheuren Felsen-Plateau, auf welchem die vier festländischen Thürme der Stadt sich erhoben, auch Grabkammern abzugewinnen. Der Syrakusier war zu allen Zeiten ein Skafter, ein Gräber

in Felsen gewesen, und für ihn lag es daher nahe genug, auch ein Nekrothaptes, ein Todtengräber in Felsen zu sein. An kleine Böcher dachte er dabei nicht, sondern gleich an weite Höhlen, gleich den Bewohnern der Höhlenstädte in Asien. Diese syrakusischen Katakomben haben sichtbar damit begonnen, daß man natürliche Höhlen im Gestein vorfand, welche dann bloß erweitert wurden und regelmäßigere Gestalt erhielten. Und dann ist bei dem theuren Preise der Erdoberfläche im großen, dicht bevölkerten Syrakus so fortgefahren worden. Das wirthschaftliche Interesse war dasselbe, welches später sich auch für die Armen und die Fremden in Rom wiederholte. Als die Römer unter Marcellus' Führung Syrakus eroberten, welches im Jahre 212 vor unserer Zeitrechnung geschah, fanden sie diese Katakomben auf der Achradina schon vor. Welchen Einfluß dies später auf ihre eigenen Gewohnheiten gehabt haben mag, ist wohl noch zu ermitteln.

Nicht weit von diesen Katakomben befanden sich öffentliche Bäder, aus welcher Zeit, ist schwer zu sagen, da ihre Ueberreste sehr dürftig sind. Unter diesen Ueberresten hat man die schöne, kopflose Aphrodite von Syrakus gefunden. Auch ein kleinerer Steinbruch ist in der Nähe, welcher aber übergangen sei, weil wir uns gleich zu dem größten und weitaus malerischsten von allen begeben wollen.

Dies ist der Steinbruch beim ehemaligen Kloster der Kapuziner. Die Fahrstraße dahin geht längs des Strandes, immer weiter, in nordöstlicher Richtung. Zuletzt hebt sie sich etwas. Hat man den Thorweg einer kleinen Meierei neben dem Kloster erreicht und die Klingel gezogen, so wird man von einem Mädchen bergab geführt. Endlich befindet man sich zwischen den hohen, steilen Felswänden des Steinbruchs, hat unter gewölbten Felsenthoren durchzuklettern und fürchtet endlich in ein Labyrinth gekommen zu sein, ohne Ausgang, und dessen Eingang man allein schwerlich wiederfinden würde. Von den Felsen hängt das dunkelgrüne Ferrüeckengras, das

Venushaar und auch Schlinggewächse herab, welche Orchideen tragen. Ueberall aber ist der Boden des Steinbruchs hauptsächlich mit Citronenbäumen und Mandarin-Orangenbäumen, dick voll funkelnder Früchte, bestanden. Der Wind ruhte gänzlich und es war tiefstill, als wir, von dem Mädchen geführt, in diesen märchenhaften Einsamkeiten umher schlenderten. Jeweilig enthüllte ein Blick schräg nach oben, das lange, nun leblose, Gebäude des verlassenen Kapuzinerklosters. Auch hier sind Gefangene umher geirrt; auch hier haben vorzüglich, bis in die Römerzeiten hinein, Verbrecher zur Strafe gearbeitet. Sie haben Stein gebrochen für die städtischen Bauten oben. Mit Flaschenzügen sind schwere Felsstücke emporgewunden worden, und Archimedes mag sich dabei überlegt haben, wie man Schiffe aus dem Wasser heben kann, gerade er wohl wissend, daß von ihrem Gewicht das Gewicht des Wassers abzuziehen ist, welches sie verdrängen.

Als wir endlich wieder hinauffstiegen, fielen uns am Wege wieder antike Gräber auf, in deren Nähe sich auch einige Engländer haben begraben lassen. Beim Kapuzinerkloster befindet man sich gerade auf der südöstlichen Ecke des Bergplateaus der Akhradina, welches hier so ziemlich am nächsten an das Meer herantritt. Ein vorspringendes Felsstück tritt ganz dicht an dasselbe und läßt jetzt zwischen sich und dem Meere gerade nur für die Eisenbahn Raum. Entweder hier oder nördlich von dem Stadttheil Tyche, wo ebenfalls die Hochebene bei dem antiken kleinen Hafen Troghlos oder auch dicht bei der Tonnara, der Thunfischfangstätte, etwa gleich dicht an das Meer tritt, muß Archimedes die Versuche gemacht haben, die blockirenden Schiffe der Römer mit Haken aus dem Wasser zu ziehen. War ihm dies am Bordertheil gelungen, soweit, daß das Schiff auf dem Sterne stand, so ließ er es wieder fallen und dann ging es durch das eindringende Wasser verloren. Die Hebung des Schiffes bewirkte er durch ein Gegengewicht auf dem längeren Wagebalken, während am

kürzeren Wagebalken sich der Enterhaken an der Kette befand. Eigentlich hob er die Schiffe also durch Krähne heraus. Das hebende Gegengewicht bedurfte nur das Gewicht des aus dem Wasser herausgezogenen Theils des Schiffes aufzuwiegen, und da sein eigenes Moment nach dem Quadrate seiner Entfernung vom Stützpunkte des Wagebalkens zunahm, konnte dies dadurch leicht beschafft werden, daß man das Gegengewicht weiter zurückschob.

Es war dies nur eine ziemlich leichte Anwendung des mathematischen Wissens, welches Archimedes schon ausgebildet vorfand. Schwieriger erklärlich sind andere seiner mechanischen Künste bei dieser Belagerung, von welchen uns Livius erzählt. Er soll auch Schiffe durch Brennspiegel, oder durch Concentrirung von Strahlen verschiedener Spiegel, vom Lande bis auf das Meer wirkend, in Brand gesteckt haben. Einst glaubte man diese Erzählung allgemein; jetzt wird sie aber ebenso allgemein in Zweifel gezogen. Wir scheint, daß man es jetzt mit dem Unglauben ebenso leicht nimmt, wie einst mit dem Glauben. Dies müßte südlich von der Stadt geschehen sein, da, wo es möglich war, die zurückgeworfenen Sonnenstrahlen während des mittleren Theiles des Tages zu concentriren. Wahrscheinlich also auf dem südwestlichen Ufer der Inselstadt, zwischen der Quelle Arethusa und der Spitze der Insel da, wo später der Ueberfall der Insel durch Verrath eines Spaniers gelang. Nun, unmöglich war es hier nicht, wenigstens die Segel eines Schiffes durch reflectirtes und concentrirtes Licht, oder vielmehr die es begleitenden Wärmestrahlen, in Brand zu stecken, wenn das Schiff dazu der Mauer nur nahe genug kam.

Es sind aber diese angeblichen Ingenieur-Kunststücke des syrakusischen Physikers etwas sehr Unbedeutendes, wenn man sie mit seinen wirklichen, uns bis heute erhaltenen, Leistungen auf wissenschaftlichem Gebiete vergleicht. Archimedes, der Syrakuser, war ohne allen Zweifel der größte mathematische

Geist des ganzen Alterthums, und es ist in der neueren Geschichte durchaus nur Newton mit ihm in Parallele zu stellen. Er allein im ganzen Alterthum besaß den eigentlichen Erfindungsgeist, welcher mit einem Schlage dem Gedanken ganz neue Gebiete und Bahnen zu eröffnen vermag; er allein verstand es, das, was längst bekannt ist und aller Welt als selbstverständlich erscheint, eben weil es noch gar nicht verstanden wird, unter einem ganz neuen Gesichtspunkte zu betrachten und dadurch seine Erklärung wirklich zu finden. Ihm allein war die Klarheit gegeben, welche das scheinbar Verworrene und ganz Verwickelte in seine einfachsten Grundtheile aufzulösen vermag und diejenige Concentration und Ausdauer des Gedankens, ohne welche man nicht in's Schwarze zu schießen vermag. Von seinem Weltsystem, welches er durch einen kosmischen Mechanismus darzustellen versuchte, wissen wir nichts Genaueres mehr, weil ihm das ptolemeische Weltsystem mit seinem Epithyken im Alterthum gänzlich den Rang ablief. Aber wir haben in seinen Schriften jetzt Schwarz auf Weiß den Beweis, daß er das Mittel fand, den Schwerpunkt der Körper zu bestimmen, daß er die Quadratur der Parabel entdeckte, daß er die Gleichheit der Oberfläche der Kugel mit dem Mantel desjenigen Cylinders fand, der sie umschreibt, und damit ihre vierfache Größe, verglichen mit der Oberfläche des Kreises, daß ihm das Gesetz für die Schraubencurven klar geworden war, und daß er die Kegelschnitte überhaupt, und die Sphäroide begriffen hatte, und daß ihm endlich das Geheimniß des Gewichts der schwimmenden Körper aufgegangen war, worauf sich seine berühmte Erfindung der Goldwaage stützte, um die Krone seines Verwandten, des syrakusischen Königs Hiero II., prüfen zu können. Alle diese erscheinen jetzt als leichte Aufgaben, nämlich ebenso leicht wie die Erklärung des Sonnensystems, nachdem Newton über den fallenden Apfel nachgedacht hatte. Aber was sind im Vergleich damit die Dialoge des Platon und die Gleichnisse des neuen Testaments?

Als Marcellus Syrakus genommen hatte, drang ein römischer Soldat in das Haus des schon fünfundsiebzigjährigen Archimedes und schlug ihn todt, weil er ihm nicht gleich Antwort gab. Das wird er vielleicht nicht gekonnt haben, weil er wahrscheinlich Lateinisch weder verstand noch sprach. Livius aber läßt ihn auf Lateinisch sagen: noli perturbare circulos meos. Ganz unmöglich wäre dies doch nicht, denn jedenfalls sprach Archimedes eher etwas Lateinisch, als ein römischer Soldat jener Zeit Griechisch verstand. Um Weiteres als seine Kreise wird er sich damals schwerlich auch noch gekümmert haben. Die Syrakuser begruben ihn dann vor einem ihrer Thore und setzten auf seinen Grabstein das Bild einer von einem Cylinder umschriebenen Kugel. Sie griffen richtig die schwierigste und auch in den Folgen schwerste seiner wissenschaftlichen Entdeckungen heraus. Cicero fand diesen Grabstein, und zwar von Dornen überwuchert. Die Syrakuser zu Cicero's Zeit hatten den Archimedes vergessen. Und doch ist er es, welcher für das antike Syrakus in der Nachwelt das beredteste Zeugniß abgelegt hat. Der Krieg konnte damals noch die junge Wissenschaft todt schlagen, aber mit Gewißheit wird es eine Zeit geben, wann die gereifte Wissenschaft dafür auch den Krieg todt schlagen wird. Jetzt freilich denkt man bei einer Kugel in einem Cylinder immer noch am geschwindesten an ein geladenes Geschützrohr.

Es giebt zusammen etwa ein halbes Duzend Steinbrüche, aus welchen die Bausteine für die alte sicilische Großstadt entnommen worden sind. Erstaunt man über ihr Areal, so erstaunt man fast noch mehr über die Fülle von Stein, welche in ihr verbaut worden ist. Wo der Stein weggenommen worden ist, das sieht man; aber wo er geblieben ist, das sieht man nicht mehr, oder wenigstens sieht man doch nur sehr wenig. Ist er unter den Völkerstürmen und beständigen Kämpfen und Städte-Eroberungen und Zerstörungen zuletzt zu Staub zermahlen worden? In den Mauern und den

Wasserleitungen entdeckt man noch den meisten Stein. Ich kann es mir nicht anders denken, als daß die Quadern, weil einmal zugehauen, fortgeschleppt und anderswo verbraucht worden sind. Nach der Einnahme durch die Römer erreichte Syrakus zwar niemals wieder die alte Größe, aber eine Stadt von Bedeutung blieb es doch noch lange Zeit hindurch, hauptsächlich griechisch sprechend, wie auch Taranto. Cicero bezeichnete es noch immer als die bevölkerteste Griechenstadt zu seiner Zeit. Verres scheint auch hier übel gehaust zu haben und die heutigen Sirakuser haben sich bemüßigt gesehen, daraus, daß Verres, der allerdings sonst überall Kunstwerke raubte, ihre jetzt kopflose Aphrodite doch ungeraubt ließ, den Schluß zu ziehen, daß, was er fortgeschleppt habe, noch viel schöner gewesen sein müsse. Bis in späte Zeiten des weströmischen Reiches hinein scheint Syrakus wenigstens noch ein Literaturplatz gewesen zu sein, denn einer der Verfasser der übrigens lateinisch geschriebenen Geschichten der Auguste, Vopiscus, war ein Syrakuser und schrieb seine Geschichte hier. Nach der Auflösung des weströmischen Reiches gerieth es unter die ostgothische Herrschaft, welche Cassiodoros in Sicilien vertrat. Endlich eroberte es Belisar für das oströmische Reich, dem es nur wieder ganz kurze Zeit hindurch noch einmal durch die Gothen entfremdet wurde. Im siebenten Jahrhundert machte es der oströmische Kaiser Constanz II. sogar zu seiner Residenz. Aber dann ging es mit Syrakus schnell und fürchterlich bergab. Die Sarazenen eroberten es und zerstörten es fast ganz, indem sie den größten Theil seiner Einwohner aus Rache wegen der tapferen Vertheidigung ermordeten. Es blieb nur eine ganz kleine Stadt auf der Insel übrig, welche sich dann seit dem Eintritt der Normannenherrschaft im elften Jahrhundert langsam wieder zu heben begann, aber aus welcher immer noch nicht viel geworden ist. Die Schicksale von Syrakus haben mancherlei Aehnlichkeit mit denen von Taras, dem dorischen Vororte in Groß-Griechenland auf dem Festlande.

Beide Städte erhielten einst den Todesstoß durch die Härte der Römer. In beiden spielte einst ein großer Mathematiker eine Hauptrolle: in Taras Archytas und in Syrakusä Archimedes. Beide Städte leiteten ihre Größe von ihren ausgezeichneten Häfen ab, und in diesen Häfen steckt auch noch für beide vielleicht eine große Zukunft. Beide Städte sind jetzt kleine und schmutzige Inselstädte. Beide aber können einst wieder werden, was sie schon im Alterthum waren, nämlich zugleich auch große Festlandsstädte. Wir scheint hierfür immer noch Sirakusa, wenn auch augenblicklich die schwächere, doch in Folge seiner Lage den Vorsprung zu haben.

Schon in Catania hatte uns die diesmal sichere Kunde erreicht, daß das Räuberwesen längs der ganzen zweiten Eisenbahn auf der Insel, nämlich der Eisenbahn von Palermo nach Girgenti, wieder im vollen Ausbruch sei, und daß sich vorzüglich die Tempel von Girgenti, sowie diejenigen von Selinunt und Segesta nicht mehr mit Sicherheit, wenigstens in diesem Winter nicht, besuchen ließen. Wir hatten also beschlossen, unsere Streifzüge durch die Küsten und Inseln des Archipels und des Ionischen Meeres vorläufig in Sirakusa zum Abschluß zu bringen, den Carneval etwa in Catania und Messina mitzumachen, welches auch geschehen ist, und dann zunächst nach Neapel und Rom zurückzukehren. Diesen Beschluß führten wir auf einem großen Florio-Dampfer, der von Messina nach Neapel ging, aus.



Halle, Buchdruckerei des Waffenhauses.

ackm* Herr **H. Dannenberg in **Stettin**.

42